



's Dreuele.

Nach einem Aquarell von C. Liner.



# Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Schluß.)

XXXVIII.

Lorenzen kam nicht; er war nach Rheinsberg, wo die Geistlichen aus dem östlichen Teil der Grafschaft eine Konferenz hatten. Aber statt Lorenzen kam Doktor Moscheles und sprach von allem möglichen, erst, ganz kurz, von Dubslavs Zustand, den er nicht gut und nicht schlecht fand, dann von Koseleger, von Kasper, auch von Sponholz (von dem ein Brief eingetroffen war), am ausführlichsten aber von Rechtsanwalt Kagenstein und von Torgelow. „Ja, dieser Torgelow“, sagte Moscheles. Es war ein Mißgriff, ihn zu wählen. Und wenn es noch nötig gewesen wäre, wenn die Partei keinen Besseren gehabt hätte! Aber da haben sie denn doch noch andre Leute.“ Dubslav war davon wenig angenehm berührt, weil er aus der persönlichen Niedrigstellung Torgelows die Hochstellung der Torgelowschen Partei heraushörte.

Der Besuch hatte wohl eine halbe Stunde gedauert. Als Moscheles wieder fort war, sagte Dubslav: „Engelke, wenn er wiederkommt, so sag ihm, ich sei nicht da. Das wird er natürlich nicht glauben; weiß er doch am besten, daß ich an mein Zimmer und meinen Rollstuhl gebunden bin. Aber trotzdem; ich mag ihn nicht. Es war eine Dummheit von Sponholz, sich grade diesen auszusuchen, solchen Allerneuesten, der nach Sozialdemokratie schmeckt und dabei seinen Stock so sonderbar anfaßt, immer grad' in der Mitte. Und dazu auch noch 'nen roten Schlips.“

„Es sind aber schwarze Käfer drin.“

„Ja, die sind drin, aber ganz kleine. Das machen sie so, damit es nicht jeder gleich merkt, wes Geistes Kind so einer ist, und wohin er eigentlich gehört. Aber ich merk' es doch, auch wenn er an Kaiser Wilhelms Geburtstag mit 'ner papiernen Kornblume kommt. Also du sagst ihm, ich sei nicht da.“

Engelke widersprach nicht, hatte jedoch so seine Gedanken dabei. „Der alte Doktor ist weg, und den neuen will er nicht. Und den aus Wutz will er auch nicht, weil der so viel mit der Domina zusammenhockt. Und dabei kommt er doch immer mehr

'runter. Er denkt: „Es is noch nich so schlimm.“ Aber es is schlimm. Is genau so wie mit Bäcker Knaack. Un Kludfuhn sagte mir schon vorige Woche: „Engelke, glaube mir, es wird nichts. Ich weiß Bescheid.““

Das war am Montag. Am Freitag fuhr Moscheles wieder vor und verfärbte sich, als Engelke sagte, „der gnäd'ge Herr sei nicht da“.

„So, so. Nicht da.“

Das war doch etwas stark. Moscheles stieg also wieder auf seinen Wagen und bestärkte sich, während er nach Gransee zurückfuhr, in seinen durchaus ablehnenden Anschauungen über den derzeitigen Gesellschaftszustand. „Einer ist wie der andre. Was wir brauchen, is ein Generalkladderadatsch, Krach, tabularasa.“ Zugleich war er entschlossen, von einem erneuten Krankenbesuch abzustehen. „Der gnäd'ge Herr auf, von und zu Stechlin kann mich ja rufen lassen, wenn er mich braucht. Hoffentlich unterläßt er's.“

Dieser Wunsch erfüllte sich denn auch, Dubslav ließ ihn nicht rufen, wiewohl guter Grund dazu gewesen wäre, denn die Beschwerden wuchsen plötzlich wieder, und wenn sie zeitweilig nachließen, waren die geschwellenen Füße sofort wieder da. Engelke sah das alles mit Sorge. Was blieb ihm noch vom Leben, wenn er seinen gnäd'gen Herrn nicht mehr hatte? Jeder im Haus mißbilligte des Alten Eigensinn, und Martin, als er eines Tages vom Stall her in die nebenan gelegene niedrige Stube trat, wo seine Frau Kartoffeln schälte, sagte zu dieser: „Jek weenich, Mutter, worüm he den jungschen Dokter rutt grulen däb. De Jungsche is doch klöger, as de olle Sponholz is. Doa möt man blot de Globfower hören. „Joa, oll Sponholz“, so seggen die, „de is joa so wiet janz good, awers he seggt man immer: Kinnings, krank is he egentlich nich, he brukt man blot 'ne Supp' mit en beten wat in!“ Joa, Sponholz, de kann so wat seggen, de hett wat dato. Awers de Globfower! Wo fallu de 'ne Supp' herfreggen mit en beten wat in?“

So verging Tag um Tag, und Dubslav, dem



herzlich schlecht war, sah nun selber, daß er sich in jedem Punkt übereilt hatte. Moscheles war doch immerhin ein richtiger Stellvertreter gewesen, und wenn er jetzt einen andern nahm, so traf das Sponholzen auch mit. Und das mocht' er nicht. In dieser Notlage sann er hin und her, und eines Tages, als er mal wieder in rechter Bedrängnis und Atemnot war, rief er Engelle und sagte: „Engelle, mir is schlecht. Aber rede mir nich von dem Doktor. Ich mag unrecht haben, aber ich will ihn nicht. Sage, wie steht das eigentlich mit der Buschen? Die soll ja doch Herbst vorm Jahr Koffät Mohrbeck's Frau wieder auf die Beine gebracht haben.“

„Ja, die Buschen . . .“

„Na, was meinst du?“

„Ja, die Buschen, die weiß Bescheid. Versteht sich. Man bloß, daß sie 'ne richtige alte Heye is, und um Walpurgis is sie meistens weg. In die Mächens gehen immer Sonnabends hin, ganz still und heimlich, wenn's schummert, und Lucke hat auch schon welche notiert und Anzeige gemacht. Aber sie freiten alle Stein un Bein, und ein paar haben auch schon geschworen, sie wüßten von gar nichts.“

„Kann ich mir denken. Und vielleicht war's auch nich so schlimm. Und dann, Engelle, wenn du meinst, daß sie so gut Bescheid weiß, da wär's am Ende das beste, du gingst mal hin oder schicktest wen. Denn deine alten Beine wollen auch nich mehr so recht, und außerdem is Schlackerwetter. Und wenn du mir auch noch krank wirst, so hab' ich ja keine Klage mehr, die sich um mich kümmert. Woldemar is weit weg. Und wenn er auch in Berlin wä, da hat er doch seinen Dienst und seine Schwadron und kann nich den ganzen Tag bei seinem alten Vater sitzen. Und außerdem, Krankenpflegen ist überhaupt was Schweres, und darum haben auch die Katholiken 'nen eignen Segen dafür. Ja, die verstehn es. So was verstehn sie besser als wir.“

„Nei, gnäd'ger Herr, besser doch wohl nich.“

„Na, lassen wir's. So was is immer schwer festzustellen, und weil heutzutage so vieles schwer festzustellen ist, haben sich die Menschen das angeschafft, was sie 'ne 'Guquète' nennen. Keiner kann sich freilich so recht was dabei denken. Ich gewiß nicht. Weißt du, was es ist?“

„Nei, gnäd'ger Herr.“

„Siehst du! Du bist eben ein vernünftiger Mensch und hast einfach ein Einsehn davon, daß es eigentlich am besten wä, wenn ich zu der Buschen schicke. Was die Leute von ihr reden, geht mich nichts an. Und dann bin ich auch kein Mächen. Und Lucke wird mich ja wohl nicht aufschreiben.“

Engelle lächelte: „Na, gnäd'ger Herr, dann werd' ich man unten mit uns' Mamsell Prigbur sprechen; die kann denn die Lütte Marie 'rauschicken. Marielen is letzten Michaelis erst eingesegnet, aber sie war auch schon draußen.“

\*

Noch an demselben Nachmittag erschien die Buschen im Herrenhause. Sie hatte sich für den

Besuch etwas zurecht gemacht und trug ihre besten Kleider, auch ein neues schwarzes Kopftuch. Aber man konnte nicht sagen, daß sie dadurch gewonnen hätte. Fast im Gegenteil. Wenn sie so mit 'nem Sack über die Schulter oder mit 'ner Kiepe voll Meißig aus dem Walde kam, sah man nichts als ein altes, armes Weib; jetzt aber, wo sie bei dem alten Herrn eintrat und nicht recht wußte, warum man sie gerufen, sah man ihr die Verschlagenheit an, und daß sie für all und jedes zu haben sei.

Sie blieb an der Thür stehen.

„Na, Buschen, kommt man 'ran oder stellt Euch da ans Fenster, daß ich Euch besser sehn kann. Es ist ja schon ganz schummrig.“

Sie nickte.

„Ja, mit mir is nich mehr viel los, Buschen. Und nu is auch noch Sponholz weg. Und den neuen Berlinschen, den mag ich nicht. Ihr sollt ja Koffät Mohrbeckens Frau damals wieder auf die Beine gebracht haben. Mit mir is es auch so was. Habt Ihr Courage, mich in die Kur zu nehmen? Ich zeig' Euch nicht an. Wenn einem einer hilft, is das andre alles gleich. Also nichts davon. Und es soll Guer Schaden nicht sein.“

„Ich weet joa, jnäd'ger Herr . . . Se wihren joa nich. Un denn de Lüüd', de denken immer, ick kann hegen un all so wat. Ich kann aver joar nix un hebb man blot en beten Liebstöckel un Wacholder un Allermannsharnisch. Un allens blot, wie't sinn muß. Un de Gerichten können mi nix dohn.“

„Is mir lieb. Und geht mich übrigens auch nichts an. Mit so was komm' ich Euch nich. Kann 'Berichte' selber nich gut leiden. Und nu sagt mir, Buschen, wollt' Ihr den Fuß sehn? Einer is genug. Der andre sieht ebenso aus. Oder doch beinah.“

„Nei, jnäd'ger Herr. Loaten's man. Ich weet joa, wi dat is. Christ sitt et hier up de Post, un denn sackt et sich, un denn sitt et hier unnen. Un is all een un dat sülwige. Dat möt allens 'rut, un wenn et 'rut is, denn drückt et nich mihr, un denn können Se wedder gapfen.“

„Gut. Leuchtet mir ein. 'Et muß 'rut,' sagt Ihr. Und das sag' ich auch. Aber womit wollt' Ihr's 'rut'bringen? Das is die Sache. Welche Mittel, welche Wege?“

„Joa, de Mittel hebb ick. Un hebben wi ihrst de Mittel, denn finnen sich oof de Weg'. Ich schick' hüt noch Agnessen mit twee Tüten; Agnes, dat is Karlinen ehr Lütt Deern.“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Un Agnes, de soll denn unnen in de Küch' goahn, to Mamsell Prigbur, un de Prigburn de soll denn den Thee moaten för'n jnäd'gen Herrn. Morgens ut de witte Tüt', un abens ut de blue Tüt'. Un immer man 'nen gestrichnen Schlüssel voll un nich to veel Woater; awers bullern möt et. Un wenn de Tüten all sinn, denn is et 'rut. Dat Woater nimmt dat Woater weg.“

„Na gut, Buschen. Wir wollen das alles so machen. Und ich bin nicht bloß ein geduldiger Kranker, ich bin auch ein gehorsamer Kranker. Nun will ich bloß noch wissen, was Ihr mir da in Guern



Tüten schicken wollt, in der weißen und in der blauen. Ist doch kein Geheimnis?"

"Nei, inäd'ger Herr."

"Na also."

"In de witten Tüt' is Bärlapp un in de blue Tüt' is, wat de Lüüd' hier Kagenpoot nennen."

"Versteh', versteh'," lächelte Dubslav, und dann sprach er wie zu sich selbst: "Nu ja, das kann schon helfen. Dazwischen liegt eigentlich die ganze Geschichte. Mit Bärlapppulver zum Einstreuen fängt die süße Gewohnheit des Daseins an und mit Kagenpfötchen hört es auf. So verläuft's. Kagenpfötchen sind ja die gelben Inmortellen, woraus sie die schrecklichen Kränze machen... Na, wir wollen sehn."

\*

An demselben Abend kam Agnes und brachte die beiden Tüten, und es geschah, was beinahe über alles Erwarten hinaus lag: es wurde wirklich besser. Die Geschwulst schwand, und Dubslav atmete leichter. "Dat Woater nimmt dat Woater", an diesem Herensprach, den er, wenn er mit Engelle plauderte, gern citierte, richteten sich seine Hoffnungen und seine Lebensgeister wieder auf. Er war auch wieder für Bewegung und ließ, wenn es das Wetter irgendwie gestattete, seinen Rollstuhl nicht bloß auf die Veranda hinauschieben, sondern fuhr auch um das Rundell herum und sah dem kleinen Springbrunnen zu, der wieder sprang. Ja, es kam ihm vor, als ob er höher spränge. "Findest du nich auch, Engelle? Vor vier Wochen wollt' er nich. Aber es geht jetzt wieder. Alles geht wieder, und es ist eigentlich dumm, ohne Hoffnung zu leben; wozu hat man sie denn?"

Engelle nickte bloß und legte die Zeitungen, die gekommen waren, auf einen neben dem Frühstückstisch stehenden Gartenstuhl, zu unterst die "Kreuzzeitung" als Fundament, auf diese die "Post" und dann die Briefe. Die meisten waren offen, Anzeigen und Anpreisungen, nur einer war geschlossen, ja sogar gesiegelt. Poststempel: Berlin. "Gieb mir mal das Papiermesser, daß ich ihn manierlich aufschneiden kann. Er sieht nach was aus, und die Handschrift is wie von 'ner Dame, bloß ein bißchen zu dicke Grundstriche."

"Is am Ende von der Gräfin."

"Engelle," sagte Dubslav, "du wirst mir zu klug. Natürlich is er von der Gräfin. Hier is ja die Krone."

Wirklich, es war ein Brief von Melusine, samt einer Einlage. Melusines Zeilen aber lauteten am Schluß: "Und nun bitt' ich, einen Brief beilegen zu dürfen, den unsre liebe Baronin Berchtsgaden gestern aus Rom erhalten hat, also von Armgard, deren Glück ich aus diesem Brief und allerhand kleinen, ihrem Charakter eigentlich fernliegenden Uebermütigkeiten erst so recht ersehe."

Dubslav nickte. Dann nahm er die Einlage und las: "Rom, im März. Tenerste Baronin. An wen könnt' ich von hier aus lieber schreiben als an Sie? Vatikan und Lateran und Grabmal Pio Nonos, und wenn ich Glück habe, so bin ich auch noch mit dabei, wenn am Gründonnerstage

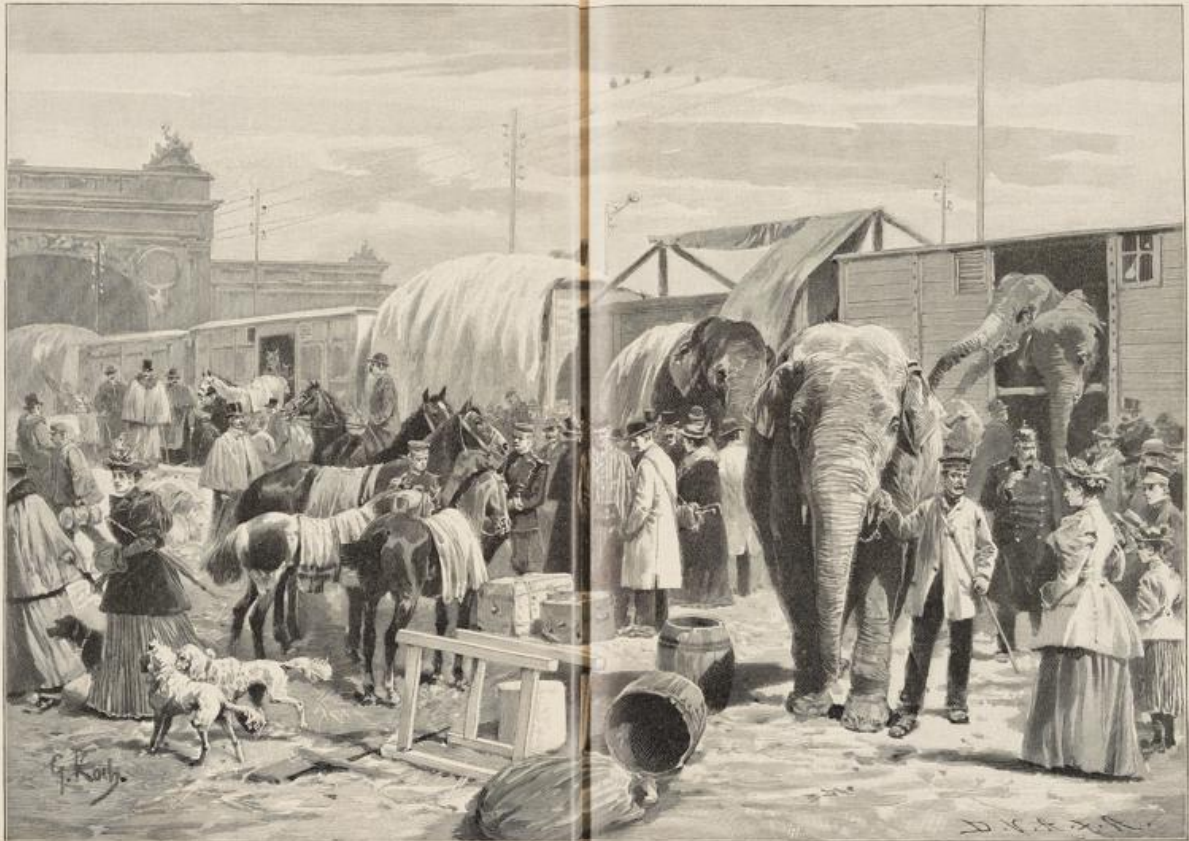
der große Segen gespendet wird. Man muß eben alles mitnehmen. Von Rom zu schwärmen, ist geschmacklos und nutzlos dazu, weil man an die Schwärmerie seiner Vorgänger doch nie heranreicht. Aber von unsrer Reise will ich Ihnen erzählen. Wir nahmen den Weg über den Brenner und waren am selben Abend noch in Verona. 'Torre di Londra'. Was mich andern Tags in der Capuletti- und Montecchi-Stadt am meisten interessierte, war ein großer Parkgarten, der 'Giardino Giusti', mit über zweihundert Cypressen, alle fünfhundert Jahre alt und alle beinah' so hoch wie das Berliner Schloß. Ich ging mit Woldemar auf und ab, und dabei berechneten wir uns, ob wohl auch schon die schöne Julia hier auf und ab gegangen sei? Nur eins störte uns. Zu solcher Prachtavenue von Trauerbäumen gehört als Abschluß notwendig ein Mausoleum. Das fehlt aber. Im 'Giardino Giusti' trafen wir Hauptmann von Gaza vom ersten Garderegiment, der, von Neapel kommend, bereits alle Schönheit Italiens gesehn hatte. Wir fragten ihn, ob Verona, wie einem beständig versichert würde, wirklich die 'italienischste der italienischen Städte' sei? Hauptmann von Gaza lachte. 'Von Potsdam', meinte er, 'kann man vielleicht sagen, es sei die preußischste Stadt. Aber Verona die italienischste? Nie und nimmer.'

"Aus Benedig an dieser Stelle nur einen kleinen Zug. Unser Hotel lag ganz in der Nähe einer mit Barock überladenen Kirche: San Mosé. Daß es einen Sankt Moses giebt, war mir fremd und verwunderlich zugleich. Aber dann dacht' ich (und war beruhigt) an unsre Gendarmen türme!"

"Florenz überspring' ich und erzähle Ihnen gleich lieber vom Trasimenischen See, den wir auf unsrer Eisenbahnfahrt passierten. Woldemar, ein ganz klein wenig ein Taschen-Moltke, mochte nicht darauf verzichten, auch den großen Hannibal auf Herz und Nieren zu prüfen, und so stiegen wir denn in der Nähe des Sees aus, an einer kleinen Station, die, glaub' ich, Borghetto-Tuoro heißt. Es war auch für einen Laien über Erwarten interessant und selbst ich, die ich gar keinen Sinn für derlei Dinge habe, verstand alles, fand mich in allem zurecht. Ja, ich hatte das Gefühl, daß ich in diesem hochgelegenen Engpaß ebenfalls über die Römer gesiegt haben würde. Der See hat viele Zu- und Abflüsse. Einer dieser Abflüsse (künstlich; ein bloßer Kanal) nennt sich der 'Omiffarinus', was mich sehr erheiterte. Noch interessanter aber erschien mir ein anderer Flußlauf, der, weil er am Schlachttage sich von Blut rötete, der 'Sanguinetto' heißt. Das Diminutiv steigert hier noch die Wirkung. Der See ist übrigens sehr groß, zehn Meilen Umfang, und dabei flach, weshalb der erste Napoleon ihn auspumpen lassen wollte. Da hätte sich dann ein neues Herzogtum draus machen lassen..."

"Schau, ichau," sagte Dubslav, "wer der blaffen Comtesse mit den großen Augen das zugetraut hätte! Ja, reisen und in den Krieg ziehn, da wird man anders." Und er legte den Brief beiseite. Zugleich aber war ein stilles Behagen über ihn gekommen, und er überdachte, wie manche Freude





Infant einer Elefantgesellschaft auf einem Markt in Batavia. Originalzeichnung von Georg Koch.



doch das Leben habe. Vor ihm, in den Parkbäumen, schlugen die Vögel, und ein Buchfink kam bis auf seinen Tisch und sah ihn an, ganz ohne Scheu. Das that ihm ungemein wohl. „Etwas ganz besonders Schönes im Leben ist doch das Vertrauen, und wenn's auch bloß ein Piepvogel ist, der's einem entgegenbringt. Einige haben eine schwarze Milz und sagen: alles sei von Anfang an auf Mord und Totschlag gestellt. Ich kann es so schlimm nicht finden.“

Engelke kam, um abzuräumen. „Is ein schöner Tag heut,“ sagte Dubslav, „und die Krokusse kommen auch schon 'raus. Eigentlich hab' ich nich geglaubt, daß ich so was Hübsches noch mal sehn würde. Und wenn ich dann denke, daß ich das alles der Buschen verdanke! Wertwürdige Welt! Sponholz hatte bloß immer seine grünen Tropfen, und Mofcheles hatte nichts als seinen ewigen Torgelom, und nu kommt die Buschen, und mit einem Mal is es besser. Ja, wirklich merkwürdig. Und nu krieg' ich auch noch, wenn auch bloß leihweise, solchen hübschen Brief von einer hübschen jungen Frau. Noch dazu Schwiegertochter. Ja, Engelke, so geht's; nich zu glauben. Und da häßtst du vorhin den Buchfinken sehn sollen, wie mich der ansah. Bloß als du kamst, da slog er weg; er muß sich vor dir gegrault haben.“

„Ach, gnäd'ger Herr, vor mir grault sich keine Kreatur.“

„Will dir's glauben. Und du sollst sehn, heute haben wir 'nen guten Tag, und es kommt auch noch wer, an dem man sich freuen kann. Wie mir schlecht war, da kam Kofeleger und die Prinzessin. Aber heute kam ein Buchfink. Und ich bin ganz sicher, der hat noch ein Gefolge.“

\*

Dubslavs Ahnungen behielten recht; und als der Nachmittag da war, kam Lorenzen, der sich, seitdem der Alte seinen Kagenpfötchen thee trank, nur selten und immer bloß flüchtig hatte sehn lassen. Aber das war rein zufällig und sollte nicht eine Mißbilligung darüber ausdrücken, daß sich der Alte bei der Buschen in die Kur gegeben.

„Nun endlich,“ empfing ihn Dubslav, als Lorenzen eintrat. „Wo bleiben Sie? Da heißt es immer, wir Junker wären kleine Könige. Ja, wer's glaubt! Alle kleinen Könige haben ein Gefolge, das sich in Huldigungen und Purzelbäumen überschlägt. Aber von solchem Gefolge hab' ich noch nicht viel gesehn. Barnuch ist freilich hier gewesen und dann Kofeleger und dann die Prinzessin, aber der, der so halb ex officio kommen sollte, der kommt nicht und schickt höchstens mal die Kuliße oder die Elfriede mit 'ner Anfrage. Sterben und verderben kann man. Und das heißt dann Seelsorge.“

Lorenzen lächelte. „Herr von Stechlin, Ihre Seele macht mir, trotz dieser Vernachlässigung, keine Sorge; sie zählt zu denen, die jeder Spezialempfehlung entbehren können. Lassen Sie mich sehr menschlich, ja beinahe für einen Pfarrer lästerlich sprechen. Aber ich muß es. Ich lebe nämlich der Ueberzeugung, der liebe Gott, wenn es mal so weit ist, freunt sich,

Sie wiederzusehen. Ich sage, wenn es so weit ist. Aber es ist noch nicht so weit.“

„Ich weiß nicht, Lorenzen, ob Sie recht haben. Jedenfalls aber befind' ich mich in meinem derzeitig erträglichen Zustande nur mit Hilfe der Buschen, und ob mich das nach oben hin besonders empfehlen kann, ist mir zweifelhaft. Aber lassen wir die heikle Frage. Erzählen Sie mir lieber was recht Hübsches und Heiteres, auch wenn es nebenher etwas ganz Altes ist, etwa das, was man früher Miscellen nannte. Das ist mir immer das liebste gewesen und ist es noch. Was ich da so in den Zeitungen lese, voran das Politische, das weiß ich schon immer alles, und was ich von Engelke höre, das weiß ich auch. Beiläufig — natürlich nur vom aller-egoistischsten Zeitungsleserstandpunkt aus — ein wahres Glück, daß es Unglücksfälle giebt, sonst hätte man von der Zeitungslektüre so gut wie gar nichts. Aber Sie, Sie lesen auch sonst noch allerlei, mitunter sogar Gutes (freilich nur selten), und haben ein wundervolles Gedächtnis für Räuber-geschichten und Anekdoten aus allen fünf Weltteilen. Außerdem sind Sie Friederikus-Nex-Mann, was ich Ihnen eigentlich am höchsten anrechne, denn die Friederikus-Nex-Leute, die haben alle Herz und Verstand auf dem rechten Fleck. Also suchen Sie nach irgend was der Art, nach einer alten Zieten- oder Blücher-anekdote, kann meinetwegen auch Wrangel sein — ich bin dankbar für alles. Je schlechter es einem geht, je schöner kommt einem so was kavalleristisch Frisches und Uebermütiges vor. Ich spiele mich persönlich nicht auf Heldentum aus, Remontrieren ist ein elendes Handwerk; aber das darf ich sagen: ich liebe das Heldische. Und Gott sei Dank kommt dergleichen immer noch vor.“

„Gewiß kommt so was immer noch vor. Aber, Herr von Stechlin, all dies Heldische . . .“

„Nun aber, Lorenzen, Sie werden doch nicht gegen das Heldische sein? So weit sind Sie doch noch nicht!“

„Beinah.“

„Hören Sie, dann werd' ich aber ernstlich böse.“

„Das werden Sie nicht. Dazu sind Sie viel zu gut.“

„Sie wollen mich einfangen. Aber diesmal glückt es nicht. Was haben Sie gegen das Heldische?“

„Nichts, Herr von Stechlin, gar nichts. Im Gegenteil. Heldentum ist gut und groß. Und unter Umständen ist es das allergrößte. Lasse mir also den Heroenkultus durchaus gefallen, das heißt, den echten und rechten. Aber was Sie da von mir hören wollen, das ist, Verzeihung für das Wort, ein Heldentum zweiter Güte. Mein Heldentum — soll heißen, was ich für Heldentum halte — verläuft still, unsichtbar, unhörbar. Das gehört recht eigentlich mit dazu: nicht davon hören. Aber freilich, wenn die Welt dann ausnahmsweise davon hört, dann horch' ich mit auf, und noch ganz anders wie ein Kavalleriepferd, das die Trompete hört.“

„Gut. Meinetwegen. Aber Beispiele.“

„Kann ich geben. Da sind zunächst die fanatischen Erfinder, die nicht ablassen von ihrem Ziel,



unbekümmert darum, ob ein Blitz sie niederschlägt, oder eine Explosion sie in die Luft schleudert; da sind dann weiter die großen Kletterer und Steiger, sei's in die Höh', sei's in die Tiefe, da sind die Skarnsleute, die zur Sonne wollen, da sind die, die den Meeresgrund absuchen wie 'ne Wiese, und da sind die Weltteildurchquerer und die Nordpolfahrer."

"Ach, der ewige Nansen. Nansen, der, weil er die bei Sibirien verlorene Hufe bei Grönland wieder fand, auf den Gedanken kam: Was die Hufe kann, kann ich auch.' Und daraufhin fuhr er über den Pol oder wollte wenigstens."

Lorenzen nickte. "Nun ja, das war klug gedacht. Und daß Nansen sich an die Sache 'ran machte, das respektier' ich, auch wenn schließlich nichts draus wurde. Bleibt immer noch ein Brauurstück. Gewiß, da sitzt nu so wer im Gise, sieht nichts, hört nichts, und wenn wer kommt, ist es ein Eisbär. Aber er freut sich doch, weil es wenigstens was Lebendiges ist. Ich darf sagen, ich hab' einen Sinn für dergleichen. Aber trotzdem, Lorenzen, die Garde bei St. Privat ist doch mehr."

"Ich weiß nicht, Herr von Stechlin. Echtes Helbentum, eines, das mich hinreißen soll, steht immer im Dienst einer Eigenidee, eines allerpersönlichsten Entschlusses, auch wenn dieser Entschluß vielleicht schon das Verbrechen streift. Ja, mitunter dann erst recht. Kennen Sie den Cooperschen 'Spy'? Da haben Sie den Spion als Helden. Mit andern Worten, das Gemeinste als Höchstes. Die Gesinnung entscheidet. Das steht mir fest. Aber es giebt der Beispiele noch andre, noch bessere!"

"Da bin ich neugierig," lachte Dubslav. "Also wenn's sein kann: Name."

"Name: Greeley, Lieutenant Greeley; Yankee pur sang. Und im übrigen auch einer aus der Nordpolfahrergruppe."

"Will also sagen: Nansen der Zweite."

"Nein, nicht der Zweite. Was er that, war viele Jahre vor Nansen."

"Und kam er höher hinauf? Ich meine, nach dem Pol. Oder waren seine Eisbärencontres von noch ernsthafterer Natur?"

"All das würde mir nicht viel besagen. Das herkömmlich Heldische fehlt in seiner Geschichte ganz. Was an seine Stelle tritt, ist ein andres, aber dies andre, das gerade macht es."

"Und das war?"

"... Nun denn, — ich erzähle nach dem Gedächtnis und in Nebensächlichem irr' ich vielleicht — es waren ihrer noch fünf, Greeley selbst und vier Mannschaften. Das Schiff hatten sie verlassen, und so zogen sie hin über Eis und Schnee. Sie wußten den Weg, soweit sich da von Weg sprechen läßt, und die Sorge war nur, ob das bißchen Proviant, das sie mit sich führten, Schiffszwieback und gesalzenes Fleisch, bis an die nächste menschenbewohnte Stelle reichen würde. Jedem war ein höchstes und doch zugleich auch allgeringstes Maß als tägliche Provision zubewilligt, und wenn man das einhielt und kein Zwischenfall kam, so mußte es reichen. Und einer, der noch am meisten bei Kräften war, schleppte

den gesamten Proviant. Das ging so durch Tage. Da nahm Lieutenant Greeley wahr, daß der Proviant schneller hinschmolz als berechnet, und nahm auch wahr, daß der Proviantträger selbst, wenn er sich nicht beobachtet glaubte, heimlich von den Nationen nahm. Das war eine schreckliche Wahrnehmung. Denn ging es so fort, so waren sie samt und sonders verloren. Da nahm Greeley die drei andern beiseite und beriet mit ihnen. Eine Möglichkeit gewöhnlicher Bestrafung gab es nicht, und auf einen Kampf sich einzulassen, ging auch nicht. Sie hatten dazu die Kräfte nicht mehr. Und so schloß denn das Kriegsgericht damit, daß Greeley sagte: 'Wir müssen ihn hinterrücks erschließen.' Und als sie, der so heimlich Verurteilte die Tete nehmend, gleich danach wieder aufbrachen, trat Greeley von hintenher an ihn heran und schoß ihn nieder. Und die That war nicht umsonst gethan; ihre Nationen reichten aus, und an dem Tage, wo sie den letzten Bissen verzehrten, kamen sie bis an eine Station."

"Und was wurde weiter?"

"Ich weiß nicht mehr, ob Greeley selbst als Ankläger gegen sich austrat oder einer von den Dreien, die mit ihm waren; aber das weiß ich, daß es zu einer großen Verhandlung kam."

"Und in dieser..."

"... In dieser würd' er freigesprochen und im Triumph nach Hause getragen."

"Und Sie sind einverstanden damit?"

"Vollkommen. Und zugleich auch voll Bewunderung. Greeley, statt zu thun, was er that, hätte ja zu den Gefährten sagen können: 'Unser Exempel wird falsch, und wir gehen an des einen Schuld zu Grunde; töten mag ich ihn nicht, — sterben wir also alle.' Für seine Person hätte er so sprechen und handeln können. Aber es handelte sich nicht bloß um seine Person; er hatte die Führer-, die Befehlshaber- und zugleich die Richter-Pflicht und hatte die Majorität von drei gegen die Minorität von einem zu schütten. Was dieser eine gethan, an und für sich ein Nichts, war unter den Umständen, unter denen es geschah, ein schandwürdiges Verbrechen. Und so nahm er denn gegen die geschehene That die Gegenthat auf sich. In solchem Augenblick richtig fühlen und in der Ueberzeugung eines richtigen Fühlens fest und unbeirrt ein furchtbares Etwas thun, ein Etwas, das, aus seinem Zusammenhange gerissen, allem göttlichen Gebot, allem Gesetz und aller Ehre widerspricht, das imponiert mir ganz ungeheuer und ist in meinen Augen der wirkliche, der wahre Mut. Schmach und Schimpf haben sich von jeher an alles Höchste geknüpft, im Leiden gewiß, aber oft auch in unserm Thun. Der Mut im Bataillon, in der Masse (bei allem Respekt davor), ist nur ein Herdenmut."

Dubslav sah vor sich hin. Er war augenscheinlich in einem Schwankzustand, ob er zustimmen oder ablehnen sollte. Dann aber nahm er die Hand Lorenzens und sagte: "Sie sollen recht haben."

### XXXIX.

Dubslav hatte nach Lorenzens Besuch eine gute Nacht. "Wenn man mal so was andres hört, wird



einem gleich besser.“ Aber auch der Kagenpfötchen-thee fuhr fort, seine Wirkung zu thun, und was dem Kranken am meisten half, war, daß er die grünen Tropfen fortließ.

„Hör, Engelle, am Ende wird es noch mal was. Wie gefallen dir meine Beine? Wenn ich drücke, keine Kute mehr.“

„Gewiß, gnäd'ger Herr, es wird nu wieder, um das macht alles der Thee. Ja, die Buschen versteht es, das hab' ich immer gesagt. Und gestern abend, als Lorenzen hier war, war auch lütt Agnes hier un hat unten in der Küche gefragt, wie's denn eigentlich mit dem gnädigen Herrn stünn'? Und die Mamsell hat ihr gesagt, es stünde gut.“

„Na, das is recht, daß die Alte, wie 'n richtiger Doktor, sich um einen kümmert und von allem wissen will. Und daß sie nicht selber kommt, ist noch besser. So 'n bißchen schlecht Gewissen hat sie doch woll. Ich glaube, daß sie viel auf 'm Kerbholz hat, und daß die Karlina so is, wie sie is, daran is doch auch bloß die Alte schuld. Und das Kind wird am Ende auch noch so; sie dreht sich schon wie 'ne Puppe, und dazu das lange blonde Zoddelhaar. Ich muß dabei immer an Bellchen denken, — weißt du noch, als die gnäd'ge Frau noch lebte. Bellchen hatte auch solche Haare. Und war auch der Liebling. Solche sind immer Liebling. Krippenstapel, hör' ich, soll sie auch in der Schule verwöhnen. Wenn die andern ihn noch anglozen, dann schießt sie schon los. Es ist ein kluges Ding.“

Engelle bestätigte, was Dubslav sagte, und ging dann nach unten, um dem gnäd'gen Herrn sein zweites Frühstück zu holen: ein weiches Ei und eine Tasse Fleischbrühe. Als er aber aus dem Gartenzimmer auf den großen Hausflur hinausstrat, sah er, daß ein Wagen vorgefahren war, und statt in die Küche zu gehen, ging er doch lieber gleich zu seinem Herrn zurück, um mit verlegenem Gesicht zu melden, daß das gnäd'ge Fräulein da sei.

„Wie? Meine Schwester?“

„Ja, das gnäd'ge Frölen.“

„Ja, da soll doch gleich 'ne alte Wand wackeln,“ sagte Dubslav, der einen ehrlichen Schreck gekriegt hatte, weil er sicher war, daß es jetzt mit Ruh' und Frieden auf Tage, vielleicht auf Wochen, vorbei sei. Denn Adelheid mit ihren sechsundsiebzig setzte sich nicht gern auf eine Kleinigkeit hin in Bewegung, und wenn sie die beinahe vier Meilen von Kloster Wuz her herüberkam so war das kein Nachmittagsbesuch, sondern Einquartierung. Er fühlte, daß sich sein ganzer Zustand mit einem Male wieder verschlechterte, und daß eine halbe Aemtnot im Nu wieder da war.

Er hatte aber nicht lange Zeit, sich damit zu beschäftigen, denn Engelle öffnete bereits die Thür, und Adelheid kam auf ihn zu. „Tag, Dubslav. Ich muß doch mal sehn. Unser Rentmeister Fix ist vorgestern hier in Stechlin gewesen und hat dabei von deinem letzten Unwohlsein gehört. Und daher weiß ich es. Gh' du persönlich deine Schwester so was wissen läßt oder einen Boten schickt . . .“

„Da muß ich schon tot sein,“ ergänzte der alte

Stechlin und lachte. „Nun, laß es gut sein, Adelheid, mach dir's bequem und rücke den Stuhl da heran.“

„Den Stuhl da? Aber, Dubslav, was du dir nur denkst! Das ist ja ein Großvaterstuhl oder doch beinah.“ Und dabei nahm sie statt dessen einen kleinen, leichten Rohrstuhl und ließ sich drauf nieder. „Ich komme doch nicht zu dir, um mich hier in einen großen Polsterstuhl mit Backen zu setzen. Ich will meinen lieben Kranken pflegen, aber ich will nicht selber eine Kranke sein. Wenn es so mit mir stünde, wär' ich zu Hause geblieben. Du rechnest immer, daß ich zehn Jahre älter bin als du. Nun ja, ich bin zehn Jahre älter. Aber was sind die Jahre? Die Wuzer Luft ist gesund, und wenn ich die Grabsteine bei uns lese, unter achtzig ist da beinah' keine von uns abgegangen. Du wirst erst siebenundsiebzig. Aber ich glaube, du hast dein Leben nicht richtig angelegt, ich meine deine Jugend, als du noch in Brandenburg warst. Und von Brandenburg immer 'rüber nach Berlin. Na, das kennt man. Ich habe neulich was Statistisches gelesen.“

„Damen dürfen nie Statistisches lesen,“ sagte Dubslav, „es ist entweder zu langweilig oder zu interessant, — und das ist dann noch schlimmer. Aber nun klinge (verzeih, mir wird das Aufstehn so schwer), daß uns Engelle das Frühstück bringt; du kommst à la fortune du pot und mußt für Lieb nehmen. Mein Trost ist, daß du drei Stunden unterwegs gewesen. Hunger ist der beste Koch.“

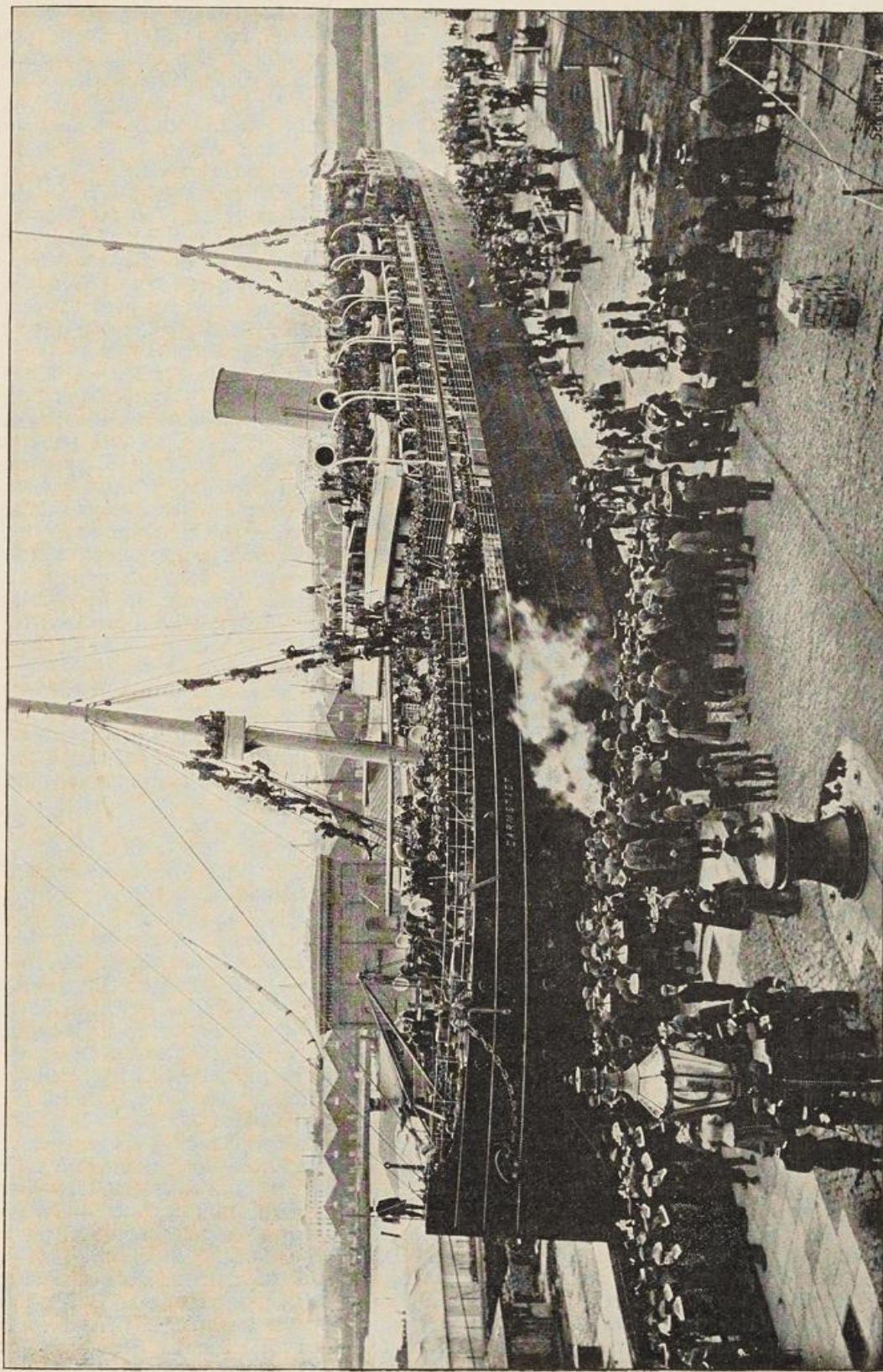
Beim Frühstück, das bald danach aufgetragen wurde — die Jahreszeit gestattete, daß auch eine Schale mit Kiebitzern aufgesetzt werden konnte —, verbesserte sich die Stimmung ein wenig; Dubslav ergab sich in sein Schicksal, und Adelheid wurde weniger herbe.

„Wo hast du nur die Kiebitzeier her?“ sagte sie. „Das ist was Neues. Als ich noch hier lebte, hatten wir keine.“

„Ja, die Kiebitze haben sich seit kurzem hier eingefunden, an unserm Stechlin, da, wo die Winsen stehn; aber bloß auf der Glosfower Seite. Nach der andern Seite hin wollen sie nicht. Ich habe mir gedacht, es sei vielleicht ein Fingerzeig, daß ich nun auch welche nach Friedrichsruh schicken soll. Aber das geht nicht; dann gelt' ich am Ende gleich für eingeschworen, und Uncle notiert mich. Wer dreimal Kiebitzeier schickt, kommt ins schwarze Buch. Und das kann ich schon Woldemars wegen nicht.“

„Is auch recht gut so. Was zu viel ist, ist zu viel. Er soll sich ja mit der Lucca zusammen haben photographieren lassen. Und während sie da oben in der Regierung und mitunter auch bei Hofe so was thun, fordern sie Tugend und Sitte. Das geht nicht. Bei sich selber muß man anfangen. Und dann ist er doch schließlich auch bloß ein Mensch, und alle Menschenanbetung ist Gögendienst. Menschenanbetung ist noch schlimmer als das goldene Kalb. Aber ich weiß wohl, Gögendienst kommt jetzt wieder auf, und Heygendienst auch, und du sollst ja auch — so wenigstens hat mir Fix erzählt — nach der Buschen geschickt haben.“





Die Anreise des Abfertigungstransports für die Schiffe des deutschen Kreuzergeschwaders nach Kaulaifou.  
Nach einer Momentaufnahme von Felsphotonen Kieppmann in Kaulaifou.



„Ja, es ging mir schlecht.“

„Gerade, wenn's einem schlecht geht, dann soll man Gott und Jesum Christum erkennen lernen, aber nicht die Buxchen. Und sie soll dir Katzenpfötchenthee gebracht haben und soll auch gesagt haben: ‚Wasser treibt das Wasser.‘ Das mußt du doch heraushören, daß das ein unchristlicher Spruch ist. Das is, was sie ‚besprechen‘ nennen oder auch ‚böten‘. Und wo das alles herkommt, . . . Dubslav, Dubslav . . . Warum bist du nicht bei den grünen Tropfen geblieben und bei Sponholz? Seine Frau war eine Pfarrerstochter aus Kuhdorf.“

„Hat ihr auch nichts geholfen. Und nu sitzt sie mit ihm in Pfäfers, einem Schweizerbadeort, und da schmoren sie gemeinschaftlich in einem Backofen. Er hat es mir selbst erzählt, daß es ein Backofen is.“

\*

Der erste Tag war immerhin ganz leidlich verlaufen. Adelheid erzählte von Fix, von der Schmargendorff und der Schimonski und zuletzt auch von Maurermeister Lebenius in Berlin, der in Wuz eine Ferienkolonie gründen wolle. „Gott, wir kriegen dann so viel armes Volk in unsern Ort und noch dazu lauter Berliner Bälge mit Pfleraugen. Aber die grünen Wiesen sollen ja gut dafür sein und unser See soll Tod haben, freilich wenig, aber doch so, daß man's noch gerade finden kann.“ Adelheid sprach in einem fort, derart, daß Dubslav kaum zu Wort kommen konnte. Fing er aber an, so fuhr sie rasch dazwischen, trotzdem sie beständig versicherte, daß sie gekommen sei, ihn zu pflegen, und nur, wenn er auf Woldemar das Gespräch brachte, hörte sie mit einiger Aufmerksamkeit zu. Freilich, die italienischen Reisemitteilungen als solche waren ihr langweilig, und nur bei Nennung bestimmter Namen, unter denen „Tintoretto“ und „Santa Maria Novella“ oben an standen, erheiterte sie sich sichtlich. Ja, sie kicherte dabei fast so vergnügt wie die Schmargendorff. Ein wirkliches, nicht ganz flüchtiges Interesse (wenn auch freilich kein freundliches) zeigte sie nur, wenn Dubslav von der jungen Frau sprach und hinzusetzte: „Sie hat so was Unberührtes.“

„Nu ja, nu ja. Das liegt aber doch zurück.“

„Wer keusch ist, bleibt keusch.“

„Meinst du das ernsthaft?“

„Natürlich mein' ich es ernsthaft. Ueber solche Dinge spaß' ich überhaupt nicht.“

Und nun lachte Adelheid herzlich und sagte: „Dubslav, was hast du nur wieder für Bücher gelesen? Denn aus dir selbst kannst du doch so was nicht haben. Und von deinem Pastor Lorenzen auch nicht. Der wird ja wohl nächstens 'ne ‚freie Gemeinde‘ gründen.“

So war der erste Tag dahingegangen. Alles in allem, trotz kleiner Aergernisse, unterhaltlich genug für den Alten, der, unter seiner Einsamkeit leidend, meist froh war, irgend einen Plauderer zu finden, auch wenn dieser im übrigen nicht gerade der richtige war. Aber das alles dauerte nicht lange. Die Schwester wurde von Tag zu Tag rechtshaberischer und herrischer und griff unter der Vor-

gabe, „daß ihr Bruder anders verpflegt werden müsse“, in alles ein, auch in Dinge, die mit der Verpflegung gar nichts zu thun hatten. Vor allem wollte sie ihm den Katzenpfötchenthee wegdiskutieren, und wenn abends die kleine Meißener Kanne kam, gab es jedesmal einen erregten Disput über die Buxchen und ihre Herenkünste.

So waren denn noch keine acht Tage um, als es für Dubslav feststand, daß Adelheid wieder fort müsse. Zugleich sann er nach, wie das wohl am besten zu machen sei. Das war aber keine ganz leichte Sache, da die „Kündigung“ notwendig von ihr ausgehen mußte. So wenig er sich aus ihr machte, so war er doch zu sehr Mann der Form und einer feineren Gastlichkeit, als daß er's zuwege gebracht hätte, seinerseits auf Abreise zu bringen.

Es war um die vierte Stunde, das Wetter schön, aber frisch. Adelheid hing sich ihren Pelzfragen um, ein altes Familienerbstück, und ging zu Krippenstapel, um sich seine Bienenstöcke zeigen zu lassen. Sie hoffte bei der Gelegenheit auch was über den Pastor zu hören, weil sie davon ausging, daß ein Lehrer immer über den Prediger und der Prediger immer über den Lehrer zu klagen hat. Jedes Landfräulein denkt so. Die Bienen nahm sie so mit in den Kauf.

Es begann zu dunkeln, und als die Domina schließlich aus dem Herrenhause fort war, war das eine freie Stunde für Dubslav, der nun nicht länger säumen mochte, seine Mine zu legen.

„Engelke,“ sagte er, „du kömtest in die Küche gehn und die Marie zur Buxchen schicken. Die Marie weiß ja Bescheid da. Und da kann sie denn der alten Heye sagen, lüß Agnes solle heut abend mit heraufkommen und hier schlafen und immer da sein, wenn ich was brauche.“

Engelke stand verlegen da.

„Nu, was hast du? Bist du dagegen?“

„Nein, gnäd'ger Herr, dagegen bin ich wohl eigentlich nich. Aber ich schlafe doch auch nebenan, und dann is es ja, wie wenn ich für gar nichts mehr da wär' und fast so gut wie schon abgesetzt. Und das Kind kann doch auch nich all das, was nötig is; Agnes is ja doch noch 'ne lütte Krabb'.“

„Ja, das is sie. Und du sollst auch in der andern Stube bleiben und alles thun wie vorher. Aber trotzdem, die Agnes soll kommen. Ich brauche das Kind. Und du wirst auch bald sehn, warum.“

Und so kam denn auch Agnes, aber erst sehr spät, als sich Adelheid schon zurückgezogen hatte, nicht ahnend, welche Mänke mittlerweile gegen sie gesponnen waren. Auf diese Verheimlichung kam es aber gerade an. Dubslav hatte sich nämlich wie Franz Moor — an den er sonst wenig erinnerte — herausgeküßelt, daß Ueberraschung und Schreck bei seinem Plane mitwirken müßten.

Agnes schlief in einer nebenan aufgestellten eisernen Bettstelle. Dubslav, gerade so wie seine Schwester, hatte das etwas auffällig herausgeputzte Kind bei seinem Erscheinen im Herrenhause gar nicht mehr gesehen; es trug ein langes himmelblaues Wollkleid ohne Taille, dazu Stüpfstiefel



und lange rote Strümpfe, — lauter Dinge, die Karline schon zu letzten Weihnachten geschenkt hatte. Tags darauf, am ersten Feiertag also, hatte das Kind den Staat auch angezogen, indessen bloß so still für sich, weil sie sich genierte, sich im Dorfe damit zu zeigen; jetzt aber, wo sie bei dem gnäd'gen Herrn in Krankenpflege gehen sollte, jetzt war die richtige Zeit dafür da.

Die Nacht verging still; niemand war gestört worden. Um sieben erst kam Engelke und sagte: „Nu, lüft Deern, steh upp, is all leben.“ Agnes war auch wirklich wie der Wind aus dem Bett, fuhr mit einem mitgebrachten Hornkamm, dem ein paar Zähne fehlten, durch ihr krauses, langes Blondhaar, pußte sich wie ein Käzchen und zog dann den himmelblauen Hänger, die roten Strümpfe und zuletzt auch die Knöpfstiefel an. Gleich danach brachte ihr Engelke einen Topf mit Milchkaffee, und als sie damit fertig war, nahm sie ihr Strickzeug und ging in das große Zimmer nebenan, wo Dubslav bereits in seinem Lehnstuhl saß und auf seine Schwester wartete. Denn um acht nahmen sie das erste Frühstück gemeinschaftlich.

„So, Agnes, das is recht, daß du da bist. Hast du denn schon deinen Kaffee gehabt?“

Agnes knickte.

„Nu setz dich da mal ans Fenster, daß du bei deiner Arbeit besser sehn kannst; du hast ja schon dein Strickzeug in der Hand. Solch junges Ding wie du muß immer was zu thun haben, sonst kommt sie auf dumme Gedanken. Nicht wahr?“

Agnes knickte wieder, und da sie sah, daß ihr der Alte weiter nichts zu sagen hatte, ging sie bis an das ihr bezeichnete Fenster, dran ein länglicher Sichtenisch stand, und fing an zu stricken. Es war ein sehr langer Strumpf, brandrot und, nach seiner Schmalheit zu schließen, für sie selbst bestimmt.

Sie war noch nicht lange bei der Arbeit, als Adelheid eintrat und auf ihren im Lehnstuhl sitzenden Bruder zuschritt. Bei der geringen Helle, die herrschte, traf sich's, daß sie von dem Gast am Fenster nicht recht was wahrnahm. Erst als Engelke mit dem Frühstück kam und die plötzlich geöffnete Thür mehr Licht einfallen ließ, bemerkte sie das Kind und sagte: „Da sitzt ja wer. Wer ist denn das?“

„Das ist Agnes, das Enkelkind von der Buschen.“

Adelheid bewahrte mit Mühe Haltung. Als sie sich wieder zurechtgefunden, sagte sie: „So, Agnes. Das Kind von der Karline?“

Dubslav nickte.

„Das ist mir ja 'ne Ueberraschung. Und wo hast du sie denn, seit ich hier bin, versteckt gehalten? Ich habe sie ja die ganze Woche über noch nicht gesehen.“

„Konntest du auch nicht, Adelheid; sie ist erst seit gestern abend hier. Mit Engelke ging das nicht mehr, wenigstens nicht auf die Dauer. Er ist ja so alt wie ich. Und immer 'raus in der Nacht und 'rauf und 'runter und mich umdrehn und heben. Das konnt' ich nich mehr mit ansehen.“

„Und da hast du dir die Agnes kommen lassen? Die soll dich nun 'rumdrehn und heben? Das Kind,

das Wurm. Haha. Was du dir doch alles für Geschichten machst.“

„Agnes,“ sagte hier Dubslav, „du könntest mal zu Mamsell Prigbur in die Küche gehn und ihr sagen, ich möchte heute mittag 'ne gefüllte Taube haben. Aber nich so mager und auch nich so wenig Füllung, und daß es nich nach alter Semmel schmeckt. Und dann kannst du gleich bei der Mamsell unten bleiben und dir 'ne Geschichte von ihr erzählen lassen, vom Schäfer und der Prinzessin' oder vom Fischer un sine Frau; Rottäppchen wirst du wohl schon kennen.“

Agnes stand auf, trat unbefangen an den Tisch, wo Bruder und Schwester saßen, und machte wiederholt ihren Knicks. Dabei hielt sie das Strickzeug und den langen Strumpf in der Hand.

„Für wen strickst du denn den?“ fragte die Domina.

„Für mich.“

Dubslav lachte. Adelheid auch. Aber es war ein Unterschied in ihrem Lachen. Agnes nahm übrigens nichts von diesem Unterschied wahr, sah vielmehr ohne Furcht um sich und ging aus dem Zimmer, um unten in der Küche die Bestellung auszurichten.

Als sie hinaus war, wiederholte sich Adelheids krampfhaftes Lachen. Dann aber sagte sie: „Dubslav, ich weiß nicht, warum du dir, so lang ich hier bin, gerade diese Hilfskraft angenommen hast. Ich bin deine Schwester und eine Märkische von Adel. Und bin auch die Domina von Kloster Wuz. Und meine Mutter war eine Madegast. Und die Stechline, die drüben in der Gruft unterm Altar stehn, die haben, soviel ich weiß, auf ihren Namen gehalten und sich untereinander die Ehre gegeben, die jeder beanspruchen durfte. Du nimmst hier das Kind der Karline in dein Zimmer und setzt es ans Fenster, fast als ob's da jeder so recht sehn sollte. Wie kommst du zu dem Kind? Da kann sich Woldemar freuen und seine Frau auch, die so was 'Unberührtes' hat. Und Gräfin Melusine! Na, die wird sich wohl auch freuen. Und die darf auch. Aber ich wiederhole meine Frage, wie kommst du zu dem Kind?“

„Ich hab' es kommen lassen.“

„Haha. Sehr gut; kommen lassen. Der Klapperstorch hat es dir wohl von der grünen Wiese gebracht und natürlich auch gleich für die roten Beine gesorgt. Aber ich kenne dich besser. Die Leute hier thun immer so, wie wenn du dem alten Kortschädel sittlich überlegen gewesen wärst. Ich für meine Person kann's nicht finden und sagte dir gern meine Meinung darüber. Aber ich nehme häßliche Worte nicht gern in den Mund.“

„Adelheid, du regst dich auf. Und ich frage mich, warum? Du bist ein bißchen gegen die Buschen, — nun gut, gegen die Buschen kann man sein; und du bist ein bißchen gegen die Karline, — nun gut, gegen die Karline kann man auch sein. Aber ich sehe dir's an, das eigentliche, was dich aufregt, das ist nicht die Buschen und ist auch nicht die Karline, das sind bloß die roten Strümpfe. Warum bist du so sehr gegen die roten Strümpfe?“



„Weil sie ein Zeichen sind.“

„Das sagt gar nichts, Adelheid. Ein Zeichen ist alles. Wovon sind sie ein Zeichen? Darauf kommt es an.“

„Sie sind ein Zeichen von Ungehörigkeit und Verkehrtheit. Und ob du nun lachen magst oder nicht, — denn an einem Strohalm sieht man eben am besten, woher der Wind weht — sie sind ein Zeichen davon, daß alle Vernunft aus der Welt ist und alle gesellschaftliche Scheidung immer mehr aufgehört. Und das alles unterstützt du. Du denkst wunder, wie fest du bist; aber du bist nicht fest und kannst es auch nicht sein, denn du steckst in allerlei Schrullen und Eitelkeiten. Und wenn sie dir um den Bart gehn oder dich bei deinen Liebhabereien fassen, dann läßt du das, worauf es ankommt, ohne weiteres im Stich. Es soll jetzt viele solche geben, denen ihr Humor und ihre Rechthaberei viel wichtiger ist als Gläubigkeit und Apostolikum. Denn sie sind sich selber ihr Glaubensbekenntnis. Aber, glaube mir, dahinter steckt der Versuch, und wohin der am Ende führt, das weißt du, — so viel wird dir ja wohl noch geblieben sein.“

„Ich hoffe,“ sagte Dubslav.

„Und weil du bist, wie du bist, freust du dich, daß diese Zierpuppe (schon ganz wie die Karline) rote Strümpfe trägt und sich neue dazu striekt. Ich aber wiederhole dir, diese roten Strümpfe, die sind ein Zeichen, eine hochgehaltene Fahne.“

„Strümpfe werden nicht hochgehalten.“

„Noch nicht. Aber das kann auch noch kommen. Und das ist dann die richtige Revolution, die Revolution in der Sitte, — das, was sie jetzt das ‚Letzte‘ nennen. Und ich begreife dich nicht, daß du davon kein Gesehen hast, du, ein Mann von Familie, von Zugehörigkeit zu Thron und Reich. Oder der sich's wenigstens einbildet.“

„Nun gut, nun gut.“

„Und da reißt du herum, wenn sie den Torgelow oder den Kagenstein wählen wollen, und hältst deine Reden, wiewohl du eigentlich nicht reden kannst...“

„Das is richtig. Aber ich hab' auch keine gehalten...“

„Und hältst deine Reden für König und Vaterland und für die alten Güter und sprichst gegen die Freiheit. Ich versteh' dich nicht mit deinem ewigen ‚gegen die Freiheit‘. Laß sie doch mit ihrer ganzen dummen Freiheit machen, was sie wollen. Was heißt Freiheit? Freiheit ist gar nichts; Freiheit ist, wenn sie sich versammeln und Bier trinken und ein Blatt gründen. Du hast bei den Kürassieren gestanden und mußt doch wissen, daß Torgelow und Kagenstein (was keinen Unterschied macht) uns nicht erschüttern werden, uns nicht und unsern Glauben nicht und Stechlin nicht und Wuz nicht. Die Globfower, so lange sie bloß Globfower sind, können gar nichts erschüttern. Aber wenn erst der Buschen ihre Entelkinder, denn die Karline wird doch wohl schon mehrere haben, ihre Knöpfstiefel und ihre roten Strümpfe tragen, als müßt' es nur so sein, ja, Dubslav, dann ist es vorbei. Mit der Freiheit, das ist gar nichts; aber die roten Strümpfe, das

ist was. Und dir traun' ich ganz und gar nicht, und der Karline natürlich erst recht nicht, wenn es auch vielleicht schon eine Weile her ist.“

„Sagen wir ‚vielleicht‘.“

„O, ich kenne das. Du willst das wegwiseln, das ist so deine Art. Aber unser Kloster ist nicht so aus der Welt, daß wir nicht auch Bescheid wüßten.“

„Wozu hättet ihr sonst euern Fiß?“

„Kein Wort gegen den.“

Und in großer Erregung brach das Gespräch ab. Noch am selben Nachmittage aber verabschiedete sich Adelheid von ihrem Bruder und fuhr nach Wuz zurück.

## XI.

Agnes, während oben die gereizte Scene zwischen Bruder und Schwester spielte, war unten in der Küche bei Mamsell Prizbur und erzählte von Berlin, wo sie vorigen Sommer bei ihrer Mutter auf Besuch gewesen war. „Eins war da,“ sagte sie, „das hieß das Aquarium. Da lag eine Schlange, die war so dick wie 'n richtiges Bein.“

„Aber hast du denn schon Beine gesehn?“ fragte die Prizbur.

„Aber, Mamsell Prizbur, ich werde doch wohl schon Beine gesehn haben... Und dann, an einem andern Tag, da waren wir in einem ‚Tiergarten‘, aber in einem richtigen, mit allerlei Tieren drin. Und den nennen sie den ‚Zoologischen‘.“

„Ja, davon hab' ich auch schon gehört.“

„Und in dem ‚Zoologischen‘, da war ein ganz kleiner See, noch viel kleiner als unser Stechlin, und in dem See standen allerlei Vögel. Und einer, ganz wie 'n Storch, stand auf einem Bein.“

Als die Mädchen das Wort „Storch“ hörten, kamen sie näher heran.

„Aber die Beine von dem Vogel, oder es waren wohl mehrere Vögel, die waren viel größer als Storchbeine und auch viel dicker und viel röter.“

„Und thaten sie dir nichts?“

„Nein, sie thaten mir nichts. Bloß, wenn sie so 'ne Weile gestanden hatten, dann stellten sie sich auf das andre Bein. Und ich sagte zu Mutter: ‚Mutter, komm; der eine sieht mich immer so an.‘ Und da gingen wir an eine andre Stelle, wo der Bär war.“

Das Kind erzählte noch allerlei. Die Mädchen und auch die Mamsell freuten sich über Agnes, und sie trug ihnen ein paar Lieder vor, die ihre Mutter, die Karline, immer sang, wenn sie plättete, und sie tanzte auch, während sie sang, wobei sie das himmelblaue Kleid zierlich in die Höhe nahm, ganz so, wie sie's in der Hasenheide gesehen hatte.

So kam der Nachmittag heran, und als es schon dunkelte, sagte Engelse: „Ja, gnäd'ger Herr, wie is das nu mit Agnessen? Sie is immer noch bei Mamsell Prizbur unten, un die Mädchens, wenn sie so singt und tanzt, lücken ihr zu. Sie wird woll auch so was wie die Karline. Soll sie wieder nach Haus, oder soll sie hier bleiben?“

„Natürlich soll sie hier bleiben. Ich freue mich, wenn ich das Kind sehe. Du hast ja ein gutes



Gesicht, Engelle, aber ich will doch auch mal was andres sehn als dich. Wie das lütte Balg da so saß, so steif wie 'ne Prinzeh, hab' ich immer hingefuckt und ihr wohl 'ne Viertelstunde zusehn, wie da die Stricknadeln immer so hin und her gingen und der rote Strumpf neben ihr baumelte. So was Hübsches hab' ich nicht mehr gesehn, seit zu Weihnachten die Graffschen hier waren, die blasse Comtesse und die Gräfin. Hat sie dir auch gefallen?"

Engelle grientete.

"Na, ich sehe schon. Also Agnes bleibt. Und sie kann ja auch nachts mal aufstehn und mir eine Tasse von dem Thee bringen, oder was ich sonst grade brauche, und du alte Seele kannst ausschlafen. Ach, Engelle, das Leben is doch eigentlich schwer. Das heißt, wenn's auf die Reige geht; vorher is es so weit ganz gut. Weißt du noch, wenn wir von Brandenburg nach Berlin ritten? In Brandenburg war nich viel los; aber in Berlin, da ging es."

"Ja, gnäd'ger Herr. Aber nu kommt es."

"Ja, nu kommt es. Nu is Katzenpfötchen dran. So was gab es damals noch gar nicht. Aber ich will nichts sagen, sonst wird die Buschen ärgerlich, und mit alten Weibern muß man gut stehn; das is noch wichtiger als mit jungen. Und, wie gesagt, die Agnes bleibt. Ich sehe so gern was Zierliches. Es is ein reizendes Kind."

"Ja, das is sie. Aber . . ."

"Ach, laß die, abers'. Du sagst, sie wird wie die Karlina. Möglich is es. Aber vielleicht wird sie auch 'ne Nonne. Man kann nie wissen."

\*

Agnes blieb also. Sie saß am Fenster und strickte. Mal in der Nacht, als ihm recht schlecht war, hatte er nach dem Kinde rufen wollen. Aber er stand wieder davon ab. „Das arme Kind, was soll ich ihm den Schlaf stören? Und helfen kann es mir doch nicht.“

So verging eine Woche. Da sagte der alte Dubslav: „Engelle, das mit der Agnes, das kann ich nich mehr mit ansehen. Sie sitzt da jeden Morgen und strickt. Das arme Wurm muß ja hier umkommen. Und alles bloß, weil ich alter Sünder ein freundliches Gesicht sehn will. Das geht so nich mehr weiter. Wir müssen sehn, daß wir was für das Kind thun können. Haben wir denn nich ein Buch mit Bildern drin oder so was?"

"Ja, gnäd'ger Herr, da sind ja noch die vier Bände, die wir letzte Weihnachten bei Buchbinder Zippel in Gransee haben einbinden lassen. Eigentlich war es bloß 'ne ‚Landwirtschaftliche Zeitung‘, und alle, die mal 'nen Preis gewonnen, die waren drin. Und Bismarck auch un Kaiser Wilhelm auch."

"Ja, ja, das is gut; das gieb ihr. Und brauchst ihr auch nich zu sagen, daß sie keine Gelsöhren machen soll; die macht keine."

Wirklich, die „Landwirtschaftliche Zeitung“ lag am andern Morgen da, und Agnes war sehr glücklich, mal was andres zu haben als ihr Strickzeug und die schönen Bilder ansehen zu können. Denn es waren auch Schlösser drin und kleine Teiche, drauf Schwäne fuhren, und auf einem Bilde, das eine Bei-

lage war, waren sogar Husaren. Engelle brachte jeden Morgen einen neuen Band, und mal erschieen auch Elfriede, die Lorenzen, um nach Dubslavs Befinden fragen zu lassen, von der Pfarre herübergeschickt hatte. „Die kann sich ja die Bilder auch mit ansehen,“ sagte Dubslav; „am Ende macht es ihr selber Spaß, und vielleicht kann sie dem kleinen Ding, der Agnes, alles so nebenher erklären, und dann is es so gut wie 'ne Schulstunde.“

Elfriede war gleich dazu bereit. Und nun standen die beiden Kinder nebeneinander und blätterten in dem Buch, und die Kleine sog jedes Wort ein, was die Große sagte. Dubslav aber hörte zu und wußte nicht, wem von beiden er ein größeres Interesse zuwenden sollte. Zuletzt aber war es doch wohl Elfriede, weil sie den wehmütigen Zauber all derer hatte, die früh abberufen werden. Ihr zarter, beinahe körperloser Leib schien zu sagen: „Ich sterbe.“ Aber ihre Seele wußte nichts davon und leuchtete.

\*

Das mit den Bilderbüchern dauerte mehrere Tage. Dann sagte Dubslav: „Engelle, das Kind fängt heute schon wieder von vorn an; es ist mit allen vier Bänden, so dick sie sind, schon zweimal durch; ich sehe, wir müssen uns was Neues ausbaldowern. Das is nämlich ein Wort aus der Diebsprache; so weit sind wir nu schon. Uebrigens ist mir was Gutes eingefallen: hol ihr eine von unsern Wetterfahnen herunter. Die stehn ja da bloß so 'rum, un wenn ich tot bin und alles abgeschägt wird — was sie ‚ordnen‘ nennen —, dann kommt Kupferschmied Reuter aus Gransee und taxiert es auf fünfundsiebzig Pfennig.“

"Aber, gnäd'ger Herr, unj' Woldemar . . ."

"Nu ja, Woldemar. Woldemar ist gut, natürlich, und die Comtesse, seine junge Frau, is auch gut. Alles is gut, und ich hab' es auch so schlimm nich gemeint; man red't bloß so. Nur so viel is richtig: meine Sammlung oben is bloß noch für Spinnweb. Alles Sammeln ist überhaupt verrückt, und wenn Woldemar sich nich mehr drum kümmert, so is es eigentlich bloß Wiederherstellung von Sinn und Verstand. Jeder hat seinen Sparren, und ich habe meinen gehabt. Bring aber nich gleich alles 'runter. Nur die Mühle bring und den Dragoner."

Engelle gehorchte.

Den ersten Tag, wie sich denken läßt, war Agnes ganz für den Dragoner, der, als man ihn vor Jahr und Tag von seinem Zelliner Kirchturm heruntergeholt hatte, frisch aufgepinselt worden war: schwarzer Hut, blauer Rock, gelbe Hosen. Aber sehr bald hatte sich das Kind an der Buntheit des Dragoners sattgesehen, und nun kam statt seiner die Mühle an die Reihe. Die hielt länger vor. Immer, wenn sie nur überhaupt erst im Gange war, brauchte das Kind bloß zu pusten, um die Mühlflügel in ziemlich rascher Bewegung zu halten, und der schnarrende Ton der etwas eingeroosteten Drehvorrichtung war dann jedesmal eine Lust und ein Entzücken. Es waren glückliche Tage für Agnes. Aber fast noch glücklichere für den Alten.

\*



Ja, der alte Dubslav freute sich des Kindes. Aber so wohlthwend ihm seine Gegenwart war, so war es auf die Dauer doch nicht viel was andres, als ob ein Goldblat am Fenster gestanden oder ein Zeisig gezwitschert hätte. Sein Auge richtete sich gerne darauf, als aber eine Woche und dann eine zweite vorüber war, wurd' ihm eine gewisse Verarmung fühlbar, und das so stark, daß er fast mit Sehnsucht an die Tage zurückdachte, wo Schwester Adelheid sich ihm bedrücklich gemacht hatte. Das war sehr unbequem gewesen, aber sie besaß doch nebenher einen guten Verstand, und in allem, was sie sagte, war etwas, worüber sich streiten und ein Feuerwerk von Nuzüglichkeiten und kleinen Wizen abbrennen ließ. Etwas, was ihm immer eine Hauptsache war. Dubslav zählte zu den Friedliebendsten von der Welt, aber er liebte doch andererseits auch Fraktionen, und selbst ärgerliche Vorkommnisse waren ihm immer noch lieber als gar keine.

\*

Kein Zweifel, der alte Schloßherr auf Stechlin sehnte sich nach Menschen, und da waren es denn wahre Festtage, wenn Besucher aus Näh' oder Ferne sich einstellten.

Eines Tages — es schummerte schon — erschien Krippenstapel. Er hatte seinen besten Rock angezogen und hielt ein übermaltes Gefäß, mit einem Deckel darauf, in seinem linken Arm.

„Nun, das ist recht, Krippenstapel. Ich freue mich, daß Sie mal nachsehn, ob unser Museum oben noch seinen ‚Chef‘ hat. Ich sage ‚Chef‘. Der Direktor sind Sie ja selber. Und nun kommen Sie auch gleich noch mit ‚ner Urne. Hat gewiß Ihr Freund Tucheband irgendwo ausgegraben. Oder is es bloß ‚ne Terrine? Himmelwetter, Krippenstapel, Sie werden mir doch nich ‚ne Krankensuppe gekocht haben?“

„Nein, Herr Major, keine Krankensuppe. Gewiß nicht. Und doch is es einigermaßen so was. Es ist nämlich ‚ne Wabe. Habe da heute mittag einen von meinen Stücken ausgenommen und wollte mir erlaubt haben, Ihnen die beste Wabe zu bringen. Es ist beinah' so was wie der mittelalterliche Zehnte. Der Zehnte, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, war eigentlich was Feineres als Geld.“

„Find' ich auch. Aber die heutige Menschheit hat für so was Feines gar keinen Sinn mehr. Immer alles bar und nochmal bar. O, das gemeine Geld! Das heißt, wenn man keins hat; wenn man's hat, ist es so weit ganz gut. Und daß Sie gleich an Ihren alten Patron — ein Wort, das vielleicht zu hoch gegriffen ist — gedacht haben! Lorenzen wird es hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich Sie so gleichsam avancieren lasse. Ja, das mit der Wabe. Freut mich aufrichtig. Aber ich werde mich wohl nicht drüber hermachen dürfen. Immer heißt es: ‚das nicht‘. Erst hat mir Sponholz alles verboten und nu die Buschen, und so leb' ich eigentlich bloß noch von Bärlypp und Stagenpfötchen.“

„Am Ende geht es doch,“ sagte Krippenstapel. „Ich weiß wohl, in eine richtige Kur darf der Laie nicht eingreifen. Aber der Honig macht viel-

leicht ‚ne Ausnahme. Richtiger Honig ist wie gute Medizin und hat die ganze Heilkraft der Natur.“

„Is denn aber nicht auch was drin, was besser fehlte?“

„Nein, Herr Major. Ich sehe die Bienen oft schwärmen und sammeln, und seh' auch, wie sie sammeln und wo sie sammeln. Da sind voran die Linden und Akazien und das Heidekraut. Nu, die sind die reine Unschuld; davon red' ich gar nicht erst. Aber nun sollten Sie die Biene sehn, wenn sie sich auf eine giftige Blume, sagen wir zum Beispiel auf den Venuswagen niederläßt. Und in jedem Venuswagen, besonders in dem roten (aber doch auch in dem blauen), sitzt viel Gift.“

„Kann ich mir denken.“

„Und wie sammelt da die Biene? Sie nimmt nie das Gift, sie nimmt immer bloß die Heilkraft.“

„Na, Sie müssen es wissen, Krippenstapel. Und auf Ihre Verantwortung hin will ich mir den Honig auch schmecken lassen, und die Buschen muß sich drin finden und wohl oder übel zufrieden geben. Uebrigens fällt mir bei der Alten natürlich auch das Kind ein. Da sitzt es am Fenster. Na, komm mal her, Agnes, und sage, daß du hier auch was lernst. Ich hab' ihr nämlich Bücher gegeben, mit allerlei Bildern drin, und seit vorgestern auch eine Götterlehre, das heißt aber noch aus guter, anständiger Zeit und jeder Gott ordentlich angezogen. Und da lernst sie, glaub' ich, ganz gut. Nicht wahr, Agnes?“

Agnes knickte und ging wieder auf ihren Platz.

„Und dann hab' ich dem Kind auch unsern Dragoner und die Mühle gegeben. Also unsre besten Stücke, so viel ist richtig. Ich denke mir aber, mein Museumsdirektor wird über diesen Eingriff nicht böse sein. Eigentlich is es doch besser, das Kind hat was davon als die Spinnen. Und was macht denn Ihr Oberlehrer in Templin? Hat er wieder was gefunden?“

„Ja, Herr Major. Münzenfund.“

„Na, das is immer das beste. Vermutlich Georgsthaler oder so was; Dreißigjähriger Krieg. Es war ja ‚ne gräßliche Zeit. Aber daß sie damals aus Angst und Not so viel verbuddelt haben, das is doch auch wieder ein Segen. Is es denn viel?“

„Wie man's nehmen will, Herr Major; praktisch und profan angesehen ist es nicht viel, aber wissenschaftlich angesehen ist es allerdings viel. Nämlich drei römische Münzen, zwei von Diokletian und eine von Caracalla.“

„Na, die passen wenigstens. Diokletian war ja wohl der mit der Christenverfolgung. Aber ich glaube, es war am Ende nicht so schlimm. Verfolgt wird immer. Und mitunter sind die Verfolgten obenauf.“

Dabei lachte der Alte. Dann rief er Engelke, daß er den Honig herausnehme. Krippenstapel aber verabschiedete sich, seine leere Terrine vorsichtig im Arm.

## XLI.

Dubslav hatte sich über Krippenstapels Besuch und sein Geschenk aufrichtig gefreut, weil es ja das Beste war, was ihm die alte, treue Seele



bringen konnte. Er bestand denn auch darauf (trotzdem Engelke, der ein Vorurteil gegen alles Süße hatte, dagegen war), daß ihm die Wabe jeden Morgen auf den Frühstückstisch gestellt werde.

„Siehst du, Engelke,“ sagte er nach einer Woche, „daß ich mich wieder wohler fühle, das macht die Wabe. Wenn es nich der Honig ist, dann ist es das Wachs. Denn man muß alles miteffen, das hat er mir eigens gesagt. Und is auch ganz richtig. Das is g'rade so, wie beim Apfel die Schale; das hat die Natur so gewollt und is ein Fingerzeig und muß respektiert werden.“

„Ich bin aber doch für abschälen,“ jagte Engelke. „Wenn man so sieht, was mitunter alles dran ist . . .“

„Ja, Engelke, du bist jetzt so fein geworden. Aber ich, ich bin noch ganz altmodisch. Und dann glaub' ich auch wirklich, daß in dem Wachs die richtige ‚gesamte Heilkraft der Natur‘ steckt, noch mehr als in dem Honig. Krippenstapel is jetzt auch so furchtbar gebildet und hat so viel feine Wendungen wie die mit der ‚gesamten Heilkraft‘. Aber so fein wie du is er doch noch lange nicht, darauf will ich mich verschwören. Und auch darauf, daß er sich keine Birnen schält.“

In dieser guten Laune verblieb Dubslav eine ganze Weile, sich mehr und mehr zurechtlegend, daß er sich die Quälerei mit all dem andern Zeug eigentlich hätte sparen können; „denn wenn alles drin ist, so ist doch auch Bärlapp und Skagenpfötchen drin und natürlich auch Fingerhut.“ Engelke wollte von diesen Sophistereien nichts wissen, sein Herr aber ließ sich durch solche Zweifel nicht stören, fuhr vielmehr fort: „Und dann, Engelke, macht es doch auch einen Unterschied, von wem eine Sache kommt. Die Skagenpfötchen kommen von der Buschen, und die Wabe kommt von Krippenstapel. Das heißt also, hinter der Wabe steht ein guter Geist, und hinter den Skagenpfötchen steht ein böser Geist. Und das kannst du mir glauben, an solchen Nätzhaftigkeiten hängt sehr viel im Leben, und wenn mir Lorenzen seine Patzche giebt, so ist das ganz was andres, wie wenn mir Koseleger seine Hand giebt. Koseleger hat solche weichen Finger und auf dem vierten einen großen Ring.“

„Aber er is doch ein Suprintendent.“

„Ja, Superintendent is er. Und er kommt auch noch höher. Und wenn es nach der Prinzessin geht, wird er Papst. Und dann wollen wir uns Ablauf bei ihm holen, aber viel geb' ich nicht.“

\*

Als Dubslav und Engelke dies Gespräch führten, saß Agnes wie gewöhnlich am Fenster, mit halbem Ohre hinhörend, und so wenig sie davon verstand, so verstand sie doch gerade genug. Krippenstapel war ein guter Geist, und ihre Großmutter war ein böser Geist. Aber das alles war ihr nicht mehr, als ob ihr ein Märchen erzählt würde. Sie hatte schon so vieles in ihrem Leben gehört und war wohl dazu bestimmt, noch viel, viel andres zu hören. Ihr Gesichtsausdruck blieb denn auch derselbe. Sie träumte bloß so hin, und daß sie dies Wesen hatte, das war es recht

eigentlich, was den alten Herrn so fesselte. Das Auge, womit sie die Menschen ansah, war anders als das der andern.

\*

Engelke hatte sich in die nebenan gelegene Dienststube zurückgezogen; ein heller Schein fiel von der Veranda her durch die Balkonthür und gab dem etwas dunkeln Zimmer mehr Licht, als es für gewöhnlich zu haben pflegte. Dubslav hielt die Kreuzzeitung in Händen und schlug nach einem Brummer, der ihn immer und immer wieder umsummte. „Verdamnte Bestie,“ und er holte von neuem aus. Aber ehe er zuschlagen konnte, kam Engelke und fragte, ob Unke den gnädigen Herrn sprechen dürfe.

„Unke? Unser alter Unke?“

„Ja, gnäd'ger Herr.“

„Nu, natürlich. Kriegt man doch mal wieder 'nen vernünftigen Menschen zu sehn. Was er nur bringen mag? Vielleicht Verhaftung irgendwo; Demokratennest ausgenommen.“

Agnes horchte. Verhaftung! Demokratennest ausgenommen! Das war doch noch besser als ein Märchen „vom guten und bösen Geist“.

\*

Inzwischen war Unke eingetreten, Backenbart und Schnurrbart, wie gewöhnlich, fest angeklebt. In Nähe der Thür blieb er stehen und grüßte militärisch. Dubslav aber rief ihm zu: „Mein, Unke, nicht da. So weit reicht mein Ohr nicht und meine Stimme erst recht nicht. Und ich denke doch, Sie bringen was. Was Reguläres. Also 'ran hier. Und wenn es nich was ganz Dienstliches is, so nehmen Sie den Stuhl da.“

Unke trat auch näher, nahm aber keinen Stuhl und sagte: „Herr Major, wollen entschuldigen. Ich komme so bloß . . . Der alte Barnuch Hirschfeld hat mir erzählt, und die alte Buschen hat mir erzählt . . .“

„Ach so, von wegen meiner Füße.“

„Zu Befehl, Herr Major.“

„Ja, Unke, wollte Gott, es stünde besser. Immer denk' ich, wenn wieder ein Neuer kommt, nu wird es. Aber es will nich mehr; es hilft immer bloß drei Tage. Die Buschen hilft nicht mehr, und Krippenstapel hilft nicht mehr, und Sponholz hilft schon lange nicht mehr; der kutschiert so in der Welt rum. Bleibt also bloß noch der liebe Gott.“

Unke begleitete dies Wort mit einer Kopfbewegung, die seine respektvolle Stellung (aber doch auch nicht mehr) zum lieben Gott ausdrücken sollte. Dubslav sah es und erheiterte sich. Dann fuhr er in rasch wachsender guter Laune fort: „Ja, Unke, wir haben so manchen Tag miteinander gelebt. Denke gern daran zurück — sind noch einer von den Alten. Und der Pyterke auch. Was macht er denn?“

„Ach, Herr Major, immer noch tüchtig da; schneidig,“ und dabei rückte er sich selbst zurecht, wie wenn er die überlegene Stättlichkeit seines Kollegen wenigstens andeuten wollte.

Dubslav verstand es auch so und sagte: „Ja, der Pyterke; natürlich immer hoch zu Ross. Und



Sie, Onke, ja, Sie müssen laufen wie 'n Landbriefträger. Es hat aber auch sein Gutes; zu Fuß macht geschmeidig, zu Pferde macht steif. Und macht auch faul. Und überhaupt, Gebrüder Beeneke is schon immer das Beste. Da kann man nich zu Fall kommen. Aber jeder will heutzutage hoch 'raus. Das is, was sie jetzt die 'Signatur der Zeit' nennen. Haben Sie den Ausdruck schon gehört, Onke?"

"Zu Befehl, Herr Major."

"Und die Sozialdemokratie will auch hoch 'raus und so zu Pferde sitzen wie Pyterke, bloß noch viel höher. Aber das geht nicht gleich so. Gut Ding will Weile haben. Und Torgelow, wenn er auch vielleicht reden kann, reiten kann er noch lange nicht. Sagen Sie, was macht er denn eigentlich? Ich meine Torgelow. Sind denn unsre kleinen Leute jetzt mehr zufrieden mit ihm?"

"Nein, Herr Major, sie sind immer noch nicht zufrieden mit ihm. Er wollte da neulich in Berlin reden und hat auch wirklich was zu Graf Pofadowsky gesagt. Und das is so dumm gewesen, daß es die andern geniert hat. Und da haben sie ihn bedeutet: 'Torgelow, nu bist du still; so geht das hier nich'."

"Ja," lachte Dubslav, "und wo der nu steht, da sollte ich eigentlich stehen. Aber es is doch besser so. Nu kann Torgelow zeigen, daß er nichts kann. Und die andern auch. Und wenn sie's alle gezeigt haben, na, dann sind wir vielleicht wieder dran und kommen noch mal oben auf, und jeder kriegt Zulage. Sie auch, Onke. Und Pyterke natürlich auch."

Onke schmunzelte und legte seine zwei Dienstfinger an die Schläfe.

"... Vorläufig aber müssen wir abwarten und den sogenannten 'Ausbruch' verhüten und dafür sorgen, daß unsre Glosfower zufrieden sind. Und wenn wir klug sind, glückt es vielleicht auch. Glauben Sie nicht auch, Onke, daß es kleine Mittel giebt?"

"Zu Befehl, Herr Major. Kleine Mittel giebt es. Es hat's schon."

"Und welche meinen Sie?"

"Musik, Herr Major, und verlängerte Polizeistunde."

"Ja," lachte Dubslav, "so was hilft. Musik und Tanz, dann sind die Mädchen zufrieden."

"Und," bestätigte Onke, "wenn die Mädchens zufrieden sind, Herr Major, dann sind alle zufrieden."

Onke hatte zusagen müssen, mal wieder vorzusprechen, aber es kam nicht dazu, weil Dubslavs Zustand sich rasch verschlimmerte. Von Besuchern wurde keiner mehr angenommen, und nur Lorenzen hatte Zutritt. Aber er kam meist nur, wenn er gerufen wurde.

"Sonderbar," sagte der Alte, während er in den Frühlingstag hinausblickte, "dieser Lorenzen is eigentlich gar kein richtiger Pastor. Er spricht nicht von Erlösung und auch nicht von Unsterblichkeit, und is beinah', als ob ihm so was für alltags wie zu schade sei. Vielleicht is es aber auch noch was andres, und er

weiß am Ende selber nicht viel davon. Anfangs hab' ich mich darüber gewundert, weil ich mir immer sagte: Ja, solch Talar- und Bäckchenmann, der muß es doch schließlich wissen; er hat so seine drei Jahre studiert und eine Probepredigt gehalten, und ein Konsistorialrat oder wohl gar ein Generalsuperintendent hat ihn eingeseget und ihm und noch ein paar andern gesagt: 'Nun gehet hin und lehret alle Heiden'. Und wenn man das so hört, ja, da verlangt man auch, daß einer weiß, wie's mit einem steht. Is gerade wie mit den Doktors. Aber zuletzt begiebt man sich und hat die Doktors am liebsten, die einem ehrlich sagen: 'Hören Sie, wir wissen es auch nicht, wir müssen es abwarten.' Der gute Sponholz, der nun wohl schon an der Brücke mit dem Ichthyosaurus vorbei ist, war beinah' so einer, und Lorenzen is nun schon ganz gewiß so. Seit beinah' zwanzig Jahren kenn' ich ihn, und noch hat er mich nicht ein einziges Mal bemogelt. Und daß man das von einem sagen kann, das ist eigentlich die Hauptsache. Das andre... ja, du lieber Himmel, wo soll es am Ende herkommen? Auf dem Sinai hat nun schon lange keiner mehr gestanden, und wenn auch, was der liebe Gott da oben gesagt hat, das schließt eigentlich auch keine großen Rätsel auf. Es ist alles sehr diesseitig geblieben; du sollst, du sollst, und noch öfter 'du sollst nicht'. Und klingt eigentlich alles, wie wenn ein Nürnberger Schultzeiß gesprochen hätte."

Gleich danach kam Engelle und brachte die Mittagspost. "Engelle, du könntest mal wieder die Marie zu Lorenzen 'rüberschicken — ich lieb' ihn bitten."

Lorenzen kam denn auch und rückte seinen Stuhl an des Alten Seite.

"Das ist recht, Pastor, daß Sie gleich gekommen sind, und ich sehe wieder, wie sich alles Gute schon gleich hier unten belohnt. Sie müssen nämlich wissen, daß ich mich heute schon ganz eingepend mit Ihnen beschäftigt und Ihr Charakterbild, das ja auch schwankt wie so manch andres, nach Möglichkeit festgestellt habe. Würde mir das Sprechen wegen meines Atmens nicht einigermaßen schwer, ich wär' im stande, gegen mich selber in eine Art Indiskretion zu verfallen und Ihnen auszulaudern, was ich über Sie gedacht habe. Habe ja, wie Sie wissen, 'ne natürliche Neigung zum Ausplaudern, zum Plaudern überhaupt, und Kortschädel, der sich im übrigen durch französische Vokabeln nicht auszeichnete, hat mich sogar einmal einen 'Causseur' genannt. Aber freilich schon lange her, und jetzt ist es damit vorbei. Zuletzt stirbt selbst die alte Kinderhühne in einem aus."

"Glaub' ich nicht. Wenigstens Sie, Herr von Stechlin, sorgen für den Ausnahmefall."

"Ich will es gelten lassen und mich auch gleich legitimieren. Haben Sie denn in Ihrer Zeitung gelesen, wie sie da neulich wieder dem armen Bennigen zugesetzt haben? Mir mißfällt es, wiewohl Bennigen nicht gerade mein Mann ist."

"Auch meiner nicht. Aber (er sei, wie er sei) er ist doch ein Excelsior-Mann. Und wer hierlandes



ab'  
ner  
uñ  
hre  
ein  
en=  
nar  
n'.  
an  
38  
ebt  
em  
ht,  
der  
no=  
en  
sig  
cht  
ou  
je.  
nn  
ou  
as  
it=  
es  
id  
dy  
eu  
  
ie  
ie  
on  
  
hl  
  
n  
n  
ch  
d  
a  
it  
n  
r'  
n  
r  
=  
n  
t  
r  
=  
t  
  
t  
  
)  
I  
=  
I  
  
)  
s



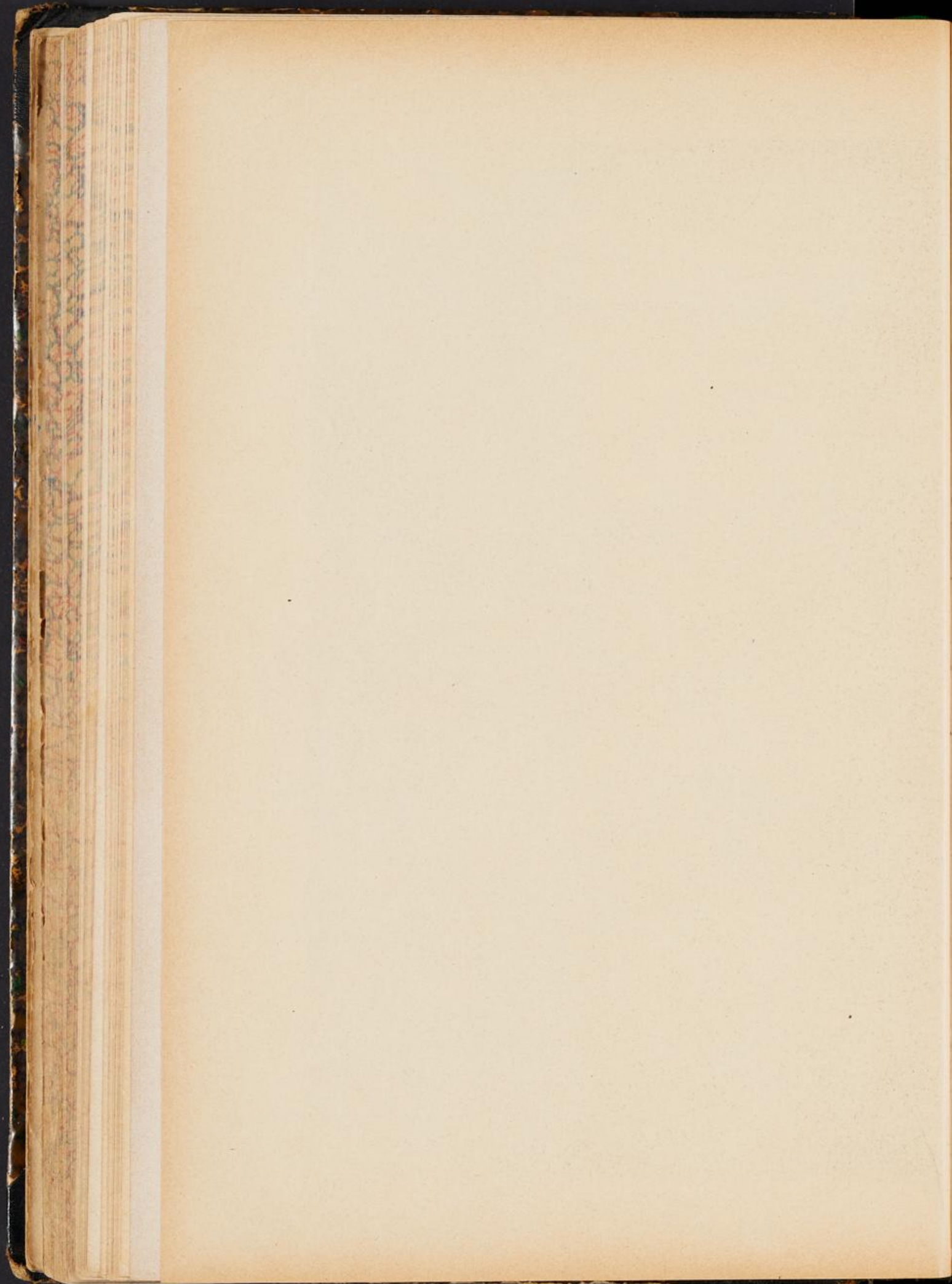




Ein Stopp. Nach dem Gemälde von H. Wilson 1894.

H. Wilson 1894  
Copyright 1894 by H. Wilson, Boston.







für ein freundiges „excelsior“ ist, der ist bei den Ostelbiern (Pardon, Sie gehören ja selbst dazu) von vornherein verdächtig und ein Gegenstand tiefen Mißtrauens. Jedes höher gesteckte Ziel, jedes Wollen, das über den Kartoffelsack hinausgeht, findet kein Verständnis, sicherlich keinen Glauben. Und bringt einer irgend ein Opfer, so heißt es bloß, daß er die Wurst nach der Speckseite werfe.“

Dubslav lachte. „Lorenzen, Sie sitzen wieder auf Ihrem Steckenpferd. Aber ich selber bin freilich schuld. Warum kam ich auf Bennisgen! Da war das Thema gegeben, und Ihr Mitt ins Bebel'sche (denn weitab davon sind Sie nicht) konnte beginnen. Aber daß Sie's wissen, ich hab' auch mein Steckenpferd, und das heißt: König und Kronprinz oder alte Zeit und neue Zeit. Und darüber hab' ich seit lange mit Ihnen sprechen wollen, nicht akademisch, sondern märtisch-praktisch, so recht mit Rücksicht auf meine nächste Zukunft. Denn es heißt nachgrade bei mir: Was du thun willst, thue bald.“

Lorenzen nahm des Alten Hand und sagte: „Gewiß kommen andre Zeiten. Aber man muß mit der Frage, was kommt und was wird, nicht zu früh anfangen. Ich seh' nicht ein, warum unser alter König von Thule hier nicht noch lange regieren sollte. Seinen letzten Trunk zu thun und den Becher dann in den Stechlin zu werfen, damit hat es noch gute Wege.“

„Nein, Lorenzen, es dauert nicht mehr lange; die Zeichen sind da, mehr als zu viel. Und damit alles klappt und paßt, geh' ich nun auch gerad' ins Siebenundsechzigste, und wenn ein richtiger Stechlin ins Siebenundsechzigste geht, dann geht er auch in Tod und Grab. Das is so Familientradition. Ich wollte, wir hätten eine andre. Denn der Mensch is nun mal feige und will dies schändliche Leben gern weiterleben.“

„Schändliches Leben! Herr von Stechlin, Sie haben ein sehr gutes Leben gehabt.“

„Na, wenn es nur wahr ist! Ich weiß nicht, ob alle Glogjower ebenso denken. Und die bringen mich wieder auf mein Hauptthema.“

„Und das lautet?“

„Das lautet: Teuerster Pastor, sorgen Sie dafür, daß die Glogjower nicht zu sehr oben auf kommen.“

„Aber, Herr von Stechlin, die armen Leute...“

„Sagen Sie das nicht. Die armen Leute! Das war mal richtig; heutzutage paßt es aber nicht mehr. Und solch unsichere Passagiere wie mein Woldemar und wie mein lieber Lorenzen (von dem der Junge, Pardon, all den Unsum hat), solche unsichere Passagiere, statt den Niegel vorzuschieben, kommen den Torgelowschen auf halbem Weg entgegen und sagen: ‚Ja, ja, Töffel, du hast auch eigentlich ganz recht, oder, was noch schlimmer ist: ‚Ja, ja, Jochen, wir wollen mal nachschlagen.‘“

„Aber, Herr von Stechlin.“

„Ja, Lorenzen, wenn Sie auch noch solch gutes Gesicht machen, es ist doch so. Die ganze Geschichte wird auf einen andern Leisten gebracht, und wenn dann wieder eine Wahl ist, dann fährt Woldemar rum und erzählt überall, ‚Klagenstein sei der rechte Mann‘.“

Oder irgend ein anderer. Aber das is Mus wie Mine; — verzeihen Sie den etwas fortgeschrittenen Ausdruck. Und wenn dann die junge gnädige Frau Besuch kriegt oder wohl gar einen Ball giebt, da will ich Ihnen ganz genau sagen, was und wer dann hier in diesem alten Kasten, der dann aber renoviert ist, antritt. Da ist in erster Reihe der Minister von Nigenberg geladen, der, wegen Kaltstellung unter Bismarck, von langer Hand her eine wahre Wit auf den alten Sachsewalder hat, und eröffnet die Polonaise mit Arngard. Und dann ist da ein Professor, Kathedersozialist, von dem kein Mensch weiß, ob er die Gesellschaft einrenken oder aus den Fugen bringen will, und er führt eine Adlige mit kurzgeschnittenem Haar, die natürlich schriftstelt. Und dann bewegen sich da noch ein Afrikareisender, ein Architekt und ein Porträtmaler, und wenn sie nach den ersten Tänzen eine Pause machen, dann stellen sie ein lebendes Bild, wo ein Wilddieb von einem Edelmann erschossen wird, oder sie führen ein französisches Stück auf, das die Dame mit dem kurzgeschnittenen Haar überfest hat, ein sogenanntes Ehebruchs-drama, drin eine Advokatenfrau gefeiert wird, weil sie ihren Mann mit einem Taschenrevolver über den Haufen geschossen hat. Und dann giebt es Musikstücke, bei denen der Klavierpieler mit seiner langen Wähne über die Tasten hinsetzt, und in einer Nebenstube sitzen andre und blättern in einem Album mit lauter Berühmtheiten, obenan natürlich der alte Wilhelm und Kaiser Friedrich und Bismarck und Moltke, und ganz gemütlich dazwischen Mazzini und Garibaldi und Mary und Lassalle, die aber wenigstens tot sind, und daneben Bebel und Liebknecht. Und dann sagt Woldemar: ‚Sehen Sie da den Bebel. Mein politischer Gegner, aber ein Mann von Gesinnung und Intelligenz.‘ Und wenn dann ein Adliger aus der Residenz an ihn herantritt und ihm sagt: ‚Ich bin überrascht, Herr von Stechlin, — ich glaubte den Grafen Schwerin hier zu finden,‘ dann sagt Woldemar: ‚Ich habe die Fühlung mit diesem Herrn verloren.‘“

Der Pastor lachte. „Und Sie wollen sterben? Wer so lange sprechen kann, der lebt noch zehn Jahre.“

„Nichts, nichts. Ich halte Sie fest. Kommt es so, oder kommt es nicht so?“

„Nun, es kommt sicherlich nicht so.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Ganz sicher.“

„Dann sagen Sie mir, wie es kommt, aber ehrlich.“

„Nun, das kann ich leicht, und Sie haben mir selber den Weg gewiesen, als Sie gleich anfangs von ‚König und Kronprinz‘ sprachen. Dieser Gegensatz existiert natürlich überall und in allen Lebensverhältnissen. Es kommen eben immer Tage, wo die Leute nach irgend einem ‚Kronprinzen‘ aussehn. Aber so gewiß das richtig ist, noch richtiger ist das andre: der Kronprinz, nach dem ausgeschaut wurde, hält nie das, was man von ihm erwartete. Manchmal kippt er gleich um und erklärt in plötzlich erwachter Pietät, im Sinne des Hochseligen weiter-



regieren zu wollen; in der Regel aber macht er einen leidlich ehrlichen Versuch, als Neugefalter aufzutreten, und holt ein Volksbeglückungsprogramm auch wirklich aus der Tasche. Nur nicht auf lange. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch eng im Raume stoßen sich die Sachen. Und nach einem halben Jahre lenkt der Neuerer wieder in alte Bahnen und Geleise ein.

„Und so wird es Woldemar auch machen?“

„So wird es Woldemar auch machen. Wenigstens wird ihn die Lust dazu anwandeln.“

„Und diese Lust werden Sie natürlich bekämpfen. Sie haben ihm in den Kopf gesetzt, daß etwas durchaus Neues kommen müsse. Sogar ein neues Christentum.“

„Ich weiß nicht, ob ich so gesprochen habe; aber wenn ich so sprach, dies neue Christentum ist gerade das alte.“

„Glauben Sie das?“

„Ich glaub' es. Und was besser ist: ich fühl' es.“

„Nun gut, das mit dem neuen Christentum ist Ihre Sache; da will ich Ihnen nicht hineinreden. Aber das andre, da müssen Sie mir was versprechen. Besinnt er sich, und kommt er zu der Ansicht, daß das alte Preußen mit König und Arme, trotz all seiner Gebrechen und altmodischen Geschichten, doch immer noch besser ist als das vom neuesten Datum, und daß wir Alten vom Gremmer-Damm und Fehrbellin her, auch wenn es uns selber schlecht geht, immer noch mehr Herz für die Torgelowschen im Leibe haben als alle Torgelows zusammengenommen, kommt es zu solcher Rückbekehrung, dann, Lorenzen, stören Sie diesen Prozeß nicht. Sonst erschein' ich Ihnen. Pastoren glauben zwar nicht an Gespenster, aber wenn welche kommen, grauen sie sich auch.“

Lorenzen legte seine Hand auf die Hand Dubslavs und streichelte sie, wie wenn er des Alten Sohn gewesen wäre. „Das alles, Herr von Stechlin, kann ich Ihnen gern versprechen. Ich habe Woldemar erzogen, als es mir oblag, und Sie haben in Ihrer Klugheit und Güte mich gewähren lassen. Jetzt ist Ihr Sohn ein vornehmer Herr und hat die Jahre. Sprechen hat seine Zeit, und Schweigen hat seine Zeit. Aber wenn Sie ihn und mich von oben her unter Kontrolle nehmen und eventuell mir erscheinen wollen, so schieben Sie mir dabei nicht zu, was mir nicht zukommt. Nicht ich werde ihn führen. Dafür ist gesorgt. Die Zeit wird sprechen, und neben der Zeit das neue Haus, die blasse junge Frau und vielleicht auch die schöne Melusine.“

Der Alte lächelte. „Ja, ja.“

### XLII.

So ging das Gespräch. Und als Lorenzen aufbrach, fühlte sich der Alte wie belebt und versprach sich eine gute Nacht mit viel Schlaf und wenig Beängstigung.

Aber es kam anders; die Nacht verlief schlecht, und als der Morgen da war und Engelke das Frühstück brachte, sagte Dubslav: „Engelke, schaff die Wabe weg; ich kann das süße Zeug nicht mehr sehn. Kruppenstapel hat es gut gemeint. Aber es

is nichts damit und überhaupt nichts mit der ganzen Heilkraft der Natur.“

„Ich glaube doch, gnäd'ger Herr. Bloß gegen die Gegenkraft kann die Wabe nich an.“

„Du meinst also: ‚für 'n Tod kein Kraut gewachsen ist.‘ Ja, das wird es wohl sein; das mein' ich auch.“

Engelke schwieg.

\*

Eine Stunde später kam ein Brief, der, trotzdem er aus nächster Nähe stammte, doch durch die Post befördert worden war. Er war von Gremmstrub, behandelte die durch Kofeleger und sie selbst geplante Gründung eines Rettungshauses für verwaahlroste Kinder und äußerte sich am Schlusse dahin, daß, „wenn sich (hoffentlich binnen kurzem) ihre Wünsche für Dubslavs fortschreitende Gesundheit erfüllt haben würden“, Agnes, das Enkelkind der alten Buschen, als erste sichtlich zu Heilende in das Asyl aufgenommen werden möchte.

Dubslav drehte den Brief hin und her, las noch einmal und sagte dann: „O, diese Komödie . . . ,wenn sich meine Wünsche für Ihre fortschreitende Gesundheit erfüllt haben werden' . . . das heißt doch einfach, wenn Sie sich demnächst den Nasen von unten ansehen.' Alle Menschen sind Egoisten, Prinzessinnen auch, und sind sie fromm, so haben sie noch einen ganz besondern Jargon. Es mag so bleiben, es war immer so. Wenn sie nur ein bißchen mehr Vertrauen zu dem gesunden Menschenverstand anderer hätten.“

Er steckte, während er so sprach, den Brief wieder in das Couvert und rief Agnes.

Das Kind kam auch.

„Agnes, gefällt es dir hier?“

„Ja, gnäd'ger Herr, es gefällt mir hier.“

„Und ist dir auch nicht zu still?“

„Nein, gnäd'ger Herr, es ist mir auch nicht zu still. Ich möchte immer hier sein.“

„Na, du sollst auch bleiben, Agnes, so lang es geht. Und nachher. Ja, nachher . . .“

Das Kind kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hände.

\*

Dubslavs Zustand verschlechterte sich schnell. Engelke trat an ihn heran und sagte: „Gnäd'ger Herr, soll ich nicht in die Stadt schicken?“

„Nein.“

„Oder zu der Buschen?“

„Ja, das thu. So 'ne alte Hege kann es immer noch am besten.“

In Engelkes Augen traten Thränen.

Dubslav, als er es sah, schlug rasch einen andern Ton an. „Nein, Engelke, graule dich nicht vor deinem alten Herrn. Ich habe es bloß so hingefagt. Die Buschen soll nich kommen. Es würde mir wohl auch nicht viel schaden, aber wenn man schon so in sein Grab sieht, dann muß man doch anders sprechen, sonst hat man schlechte Nachrede bei den Leuten. Und das möcht' ich nich, um meinetwegen nich und um Woldemars wegen nich . . . Und dabei fällt mir auch noch Adelheid ein . . . Die käme mir am Ende



gleich nach, um mich zu retten. Nein, Engelke, nicht die Buschen. Aber gib mir noch mal von den Tropfen. Ein bißchen besser als der Thee sind sie doch.“

\*

Engelke ging, und Dubslav war wieder allein. Er fühlte, daß es zu Ende gehe. „Das ‚Ich‘ ist nichts, — damit muß man sich durchdringen. Ein Gesegliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er ‚Tod‘ heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesegliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn.“

Er hing dem noch so nach und freute sich, alle Furcht überwunden zu haben. Aber dann kamen doch wieder Anfälle von Angst, und er seufzte: „Das Leben ist kurz, aber die Stunde ist lang.“

\*

Es war eine schlimme Nacht. Alles blieb auf. Engelke lief hin und her, und Agnes saß in ihrem Bett und sah mit großen Augen durch die halbgeöffnete Thür in das Zimmer des Kranken. Erst als schon der Tag graute, wurde durch das ganze Haus hin alles ruhiger; der Kranke nickte matt vor sich hin, und auch Agnes schlief ein.

Es war wohl schon sieben — die Parkbäume hinter dem Vorgarten lagen bereits in einem hellen Schein —, als Engelke zu dem Kinde herantrat und es weckte. „Steih upp, Agnes.“

„Is he dod?“

„Nei. He slöppt en beten. Un ick glöw, et sitt em nich mihr so upp de Vost.“

„Ick grul' mi so.“

„Dat brufft du nich. Un kann oof sinn, he slöppt sich wedder gesunn . . . Un nu, steih upp un bind di oof en Doog um 'n Skopp. Et is noch en beten küll drut. Un denn geih in 'n Goaren un plück em (wenn du wat sinnst) en beten Krokus oder wat et sünnsten is.“

Die Kleine trat auch leise durch die Balkonthür auf die Veranda hinaus und ging auf das Rundell zu, um nach einem paar Blumen zu suchen. Sie fand auch allerlei; das beste waren Schneeglöckchen. Und nun ging sie, mit den Blumen in der Hand, noch ein paarmal auf und ab und sah, wie die Sonne drüber aufstieg. Sie fröstelte. Zugleich aber kam ihr ein Gefühl des Lebens. Dann trat sie wieder in das Zimmer und ging auf den Stuhl zu, wo Dubslav saß. Engelke, die Hände gefaltet, stand neben seinem Herrn.

Das Kind trat heran und legte die Blumen dem Alten auf den Schoß.

„Dat sinn de ihrsten,“ sagte Engelke, „un wihren oof woll de besten sinn.“

## XLIII.

Es war Mittwoch früh, daß Dubslav, still und schmerzlos, das Zeitliche gesegnet hatte. Lorenzen wurde gerufen; auch Kluckhuhn kam, und eine Stunde später war ein Gemeinbediener unterwegs, der die Nachricht von des Alten Tode den im Kreise Zunächstwohnenden überbringen sollte, voran der Do-

mina, dann Koseleger, dann Kaglens und zuletzt den beiden Gundermanns.

\*

Den Tag darauf trafen zwei Briefe bei den Barbys ein, der eine von Adelheid, der andre von Armgard. Adelheid machte dem gräflichen Hause kurz und förmlich die Anzeige von dem Ableben ihres Bruders, unter gleichzeitiger Mitteilung, „daß das Begräbniß am Sonnabend mittag stattfinden werde“. Der Brief Armgards aber lautete: „Liebe Melusine! Wir bleiben noch bis morgen hier, — noch einmal das Forum, noch einmal den Palatin. Ich werde heute noch aus der Fontana Trevi trinken, dann kommt man wieder, und das ist für jeden, der Rom verläßt, bekanntlich der größte Trost. Wir gehen nun nach Capri, aber in Stappen, und bleiben unter anderm einen halben Tag in Monte Cassino, wo (verzeih meine Weisheit) das ganze Ordenswesen entstanden sein soll. Ich liebe Klöster, wenn auch nicht für mich persönlich. Neapel berühren wir nur kurz und gehen gleich bis Amalfi, wenn wir nicht das höher gelegene Ravello bevorzugen. Dann erst über Sorrent nach Capri, dem eigentlichen Ziel unsrer Reise. Wir werden nicht bei Pagano wohnen, wo, bei allem Respekt vor der Kunst, zu viel Künstler sind, sondern weiter abwärts, etwa auf halber Höhe. Wir haben von hier aus eine Empfehlung. In acht Tagen sind wir sicher da. Sorge, daß wir dann einen Brief von dir vorfinden. Vorher sind wir so gut wie unerreichbar, ein Zustand, den ich mir als Kind immer gewünscht und mir als etwas ganz besonders Poetisches vorgestellt habe. Küsse meinen alten Papa. Nach Stechlin hin tausend Grüße, vor allem aber bleibe, was du jederzeit warst: die Schwester, die Mutter (nur nicht die Tante) deiner glücklichen, dich immer und immer wieder zärtlich liebenden Armgard.“

Armgard's Brief kam kaum zu seinem Recht, weil sowohl der alte Graf wie Melusine ganz der Erwägung lebten, ob es nicht, trotz Armgard's gegenteiliger Vorwegversicherung, vielleicht noch möglich sein würde, das junge Paar irgendwo telegraphisch zu erreichen; aber es ging nicht, man mußte es aufgeben und sich begnügen, allerpersönlichst Vorbereitungen für die Fahrt nach Stechlin hin zu treffen. Des alten Grafen Befinden war nicht das beste, so daß seitens des Hausarztes sein Fernbleiben von dem Begräbniß dringend gewünscht wurde. Daran aber war gar nicht zu denken. Und so brachen denn Vater und Tochter am Sonnabend früh nach Stechlin hin auf. Jeserich wurde mitgenommen, um für alle Fälle zur Hand zu sein. Es war Prachtwetter, aber scharfe Luft, so daß man trotz Sonnenschein fröstelte.

\*

In dem alten Herrenhause zu Stechlin sah es am Begräbnistage sehr verändert aus; sonst so still und abgesehen, war heute alles Andrang und Bewegung. Zahllose Kutschen erschienen und stellten sich auf dem Dorfplatz auf, die meisten ganz in Nähe der Kirche. Diese lag in prallem Sonnenschein da, so daß man deutlich die hohen, in die Feldsteinwand eingemauerten Grabsteine sah, die



früher, vor der Restaurierung, im Kirchenschiff gelegen hatten. Epheu fehlte; nur Holunderbüsche, die zu grünen anfangen, und dazwischen Ebereschensträucher wuchsen um den Chor herum.

Der Tote war auf dem durch Palmen und Lorbeer in eine grüne Halle umgewandelten Hausflur aufgebahrt. Adelheid machte die Honneurs, und ihre hohen Jahre, noch mehr aber ihr Selbstbewußtsein, ließen sie die ihr zuständige Rolle mit einer gewissen Würde durchführen. Außer den Barbys, Vater und Tochter, waren, von Berlin her, noch Baron und Baronin Berchtesgaden gekommen, ebenso Rex und Hauptmann von Szako. Rex sah aus, als ob er am Grabe sprechen wolle, während sich Szako darauf beschränkte, das gesellschaftliche Durchschnittstrauermaß zu zeigen.

Aber diese Berliner Gäste verschwanden natürlich in dem Kontingent, das die Grafschaft gestellt hatte. Dieselben Herren, die sich — kaum ein halbes Jahr zurück — am Rheinsberger Wahltag zusammengefunden und sich damals, von ein paar Ausnahmen abgesehen, über Torgelows Sieg eigentlich mehr erheitert als geärgert hatten, waren auch heute wieder da: Baron Bees, Herr von Krangen, Jongherr von dem Peerenboom, von Gnewkow, von Blechernhahn, von Storbeck, von Molchow, von der Nonne, die meisten, wie herkömmlich, mit sehr kritischen Gesichtern. Auch Direktor Thormeyer war gekommen, in pontificalibus, angethan mit so vielen Orden und Medaillen, daß er damit weit über den Landadel hinauswuchs. Einige stießen sich denn auch an, und Molchow sagte mit halbblauer Stimme zu der Nonne: „Sehn Sie, Nonne, das ist die Schmetterlingsfälschung, von der man jetzt jeden Tag in den Zeitungen liest.“ Aber trotz dieser spöttischen Bemerkung, wäre Thormeyer doch Hauptgegenstand aller Aufmerksamkeit geblieben, wenn nicht der jeden Ordensschmuck verschmähende, nur mit einem hochfragigen und uralten Frack angethane Edle Herr von Alten-Frijsack ihm siegreiche Konkurrenz gemacht hätte. Das wendisch Götzenbildartige, das sein Kopf zeigte, gab auch heute wieder den Ausschlag zu seinen Gunsten. Er nickte nur pagodenhast hin und her und schien selbst an die vom ältesten Adel die Frage zu richten: „Was wollt ihr hier?“ Er hielt sich nämlich (worin er einer ererbten Geschlechtsanschauung folgte) für den einzig wirklich berechtigten Bewohner und Vertreter der ganzen Grafschaft.

Das waren so die Hauptanwesenden. Alles stand dichtgedrängt, und von Blechernhahn, der in Bezug auf „Schneid“ beinah' an von Molchow heranreichte, sagte: „Bin neugierig, was der Lorenzen heute loslassen wird. Er gehört ja zur Richtung Göhre.“

„Ja, Göhre,“ sagte von Molchow. „Merkwürdig, wie der Zufall spielt. Das Leben macht doch immer die besten Witze.“

Weiter kam es mit dieser ziemlich ungeniert geführten Unterhaltung nicht, weil sich, als Molchow eben seinen Pfeil abgeschossen hatte, die Gesamtaufmerksamkeit auf jene Flurstelle richtete, wo der aufgebahrte Sarg stand. Hier war nämlich und zwar

in einem brillant sitzenden und mit Atlasaufschlägen ausgestaffierten Frack in eben diesem Augenblicke der Rechtsanwalt Ragenstein erschienen und schritt, nachdem er einen Granseeschen Niesenzweig am Fußende des Sarges niedergelegt hatte, mit jener Ruhe, wie sie nur das gute Gewissen giebt, auf Adelheid zu, vor der er sich respektvollst verneigte. Diese bewahrte gute Haltung und dankte. Von verschiedenen Seiten her aber hörte man leise das Wort „Affront“, während ein in unmittelbarer Nähe des Edlen Herrn von Alten-Frijsack stehender, erst seit kurzem zu Christentum und Konservatismus übergetretener Ragensteinscher Kollege lächelnd vor sich hin murmelte: „Schlauberger!“

Und nun war es Zeit.

Der Zug ordnete sich, Militärmusik aus der nächsten Garnison schritt voraus; dann traten die Stechliner Bauern heran, die darum gebeten hatten, den Sarg tragen zu dürfen. Diener und Mädchen aus dem Hause nahmen die Kränze. Dann kam Adelheid mit Pastor Lorenzen, an die sich die Trauerverammlung (viele von ihnen in Landstandsuniform) unmittelbar angeschlossen. Draußen sah man, daß eine große Zahl kleiner Leute Spalier gebildet hatte. Das waren die von Globkow. Sie hatten bei der Rheinsberger Wahl alle für Torgelow oder doch wenigstens für Ragenstein gestimmt; jetzt aber, wo der Alte tot war, waren sie doch vorwiegend der Meinung: „Se wihr so wiet janz good.“

Die Musik klang wundervoll; kleine Mädchen streuten Blumen, und so ging es den etwas ansteigenden Kirchhof hinauf, zwischen den Gräbern hindurch und zuletzt auf das uralte, niedrige Kirchenportal zu. Vor dem Altar stellten sie den Sarg auf einen mit einer Versenkungsvorrichtung versehenen Stein, unter dem sich die Gruft der Stechline befand. Schiff und Emporen waren überfüllt; bis auf den Kirchhof hinaus stand alles Kopf an Kopf. Und nun trat Lorenzen an den Sarg heran, um über den, den er trotz aller Verschiedenheit der Meinungen so sehr geliebt und verehrt, ein paar Worte zu sagen.

„Wer seinen Weg richtig wandelt, kommt zu seiner Ruhe in der Kammer.“ Diesen Weg zu wandeln, war das Bestreben dessen, an dessen Sarge wir stehn. Ich gebe kein Bild seines Lebens, denn wie dies Leben war, es wissen's alle, die hier erschienen sind. Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, ein Alter auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter und kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gift und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. Wußt' es auch, wenn er's auch oft bestritt. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache. Daher kam es auch, daß er vor dem, was das Leben so vieler anderer verdirbt,



bewahrt blieb, vor Neid und bösem Zorn und. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er war die Güte selbst, die Verkörperung des alten Weisheitssages: „Was du nicht willst, daß man dir thu.“

„Und das leitet mich denn auch hinüber auf die Frage nach seinem Bekenntnis. Er hatte davon weniger das Wort, als das Thun. Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollten. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigner menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war. Alles, was einst unser Herr und Heiland gepredigt und gerühmt, und an das er die Segensverheißung geknüpft hat, — all das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens. Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind. Er ist nun eingegangen in seines Vaters Wohnungen und wird da die Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen ist.“

Einige der Anwesenden sahen sich bei dieser Schlußwendung an. Am meisten bemerkt wurde Gundermann, dessen halb zustimmende, halb ablehnende Haltung bei den da versammelten „Alten und Echten“, die wohl sich, aber nicht ihm ein Recht der Kritik zuschrieben, auch hier wieder ein Lächeln hervorrief. Dann folgte mit erhobener Stimme Gebet und Einsegnung, und als die Orgel intonierte, senkte sich der auf dem Versenkungsstein stehende Sarg langsam in die Gruft. Einen Augenblick später, als der wiederaufsteigende Stein die Gruftöffnung mit einem eigentümlichen Klappton schloß, hörte man von der Kirchenthür her erst ein krampfhaftes Schluchzen und dann die Worte: „Nu is et ut; nu möt ick oof weg.“ Es war Agnes. Man nahm das Kind von dem Schemel herunter, auf dem es stand, um es unter Zuspruch der Nächststehenden auf den Kirchhof hinauszuführen. Da schlich es noch eine Weile weinend zwischen den Gräbern hin und her und ging dann die Straße hinunter auf den Wald zu.

Die alte Buschen selbst hatte nicht gewagt, mit dabei zu sein.

\*

Unter denen, die draußen auf dem Kirchhof standen, waren auch von Molchow und von der Nonne. Jeder von ihnen wartete auf seine Kutsche, die, weil der Andrang so groß war, nicht gleich vorfahren konnte. Beide froren bitterlich bei der scharfen Luft, die vom See herwehte.

„Ich weiß nicht,“ sagte von der Nonne, „warum sie die Feier nicht im Hause, wo sie doch heizen konnten, abgehalten haben; es war ja da drin gar keine menschliche Temperatur mehr. Und nun erst hier draußen.“

„Is leider so,“ sagte Molchow, „und ich werde wohl auch mit 'ner Kopfschüttel abschließen. Und mitunter stirbt man dran. Aber wenn man in Berlin is (und ich habe da neulich auch so was mitgemacht), da is es doch noch schlimmer. Da haben sie was, was sie 'ne Leichenhalle nennen, 'ne Art Kapelle mit

Bibelspruch und Lorbeerbäumen, und dahinter verstecken sich ein paar Gefangenenmenschen. Wenn man sie nachher sieht, sehen sie freilich sehr gefröhlich aus.“

„Kemm' ich, kemm' ich,“ sagte Nonne.

„Nu der Gefang,“ fuhr Molchow fort, „das ginge noch, den kann man schließlich aushalten. Aber der Fußboden und der Zug durch die offenstehende Thür. Und wenn man noch bloß den kriegte. Wer aber Pech hat, der kommt, wenn's Winter is, dicht neben einen Kanonenofen zu stehn, und wenn ich sage, ‚der pufet‘, so sag' ich noch wenig. Und der Geisliche kann einem auch leid thun. Wer kann denn bei solchem Zug und solchem Ofenpusten ordentlich zuhören? Und bloß das weiß ich, daß ich immer an die drei Männer im feurigen Ofen gedacht habe. So halb Gistklumpen, halb Bratapfel is nich mein Fall.“

„Ja, die Berliner,“ sagte Nonne . . . „Nicht zu glauben.“

„Nicht zu glauben. Und dabei bilden sie sich ein, sie hätten eigentlich alles am besten. Und mancher von ihnen glaubt es auch wirklich. Aber die Hölle lacht.“

„Ich bitte Sie, Molchow, menagieren Sie sich! Das über Berlin, na, das ging' am Ende noch. Aber so gleich von Hölle hier, hier mitten auf 'nem christlichen Kirchhof . . .“

\*

Bald danach hatte sich der Kirchhof geleert, und alles, was in der Grafschaft wohnte, war auf dem Heimwege. Nur die von Berlin her erschienenen Gäste, die den nächsten, an Gransee vorüberkommenden Zug abzuwarten hatten, waren in das Herrenhaus zurückgekehrt, wo mittlerweile für einen Jubel Sorge getragen war. Rex und Czako, desgleichen auch die Berchtesgadens, nahmen erst ein Glas Wein und dann eine Tasse Kaffee. Zwischen dem alten Grafen und Adelheid knüpfte sich ein mäßig belebtes Gespräch an, wobei der Graf der Vorzüge des Verstorbenen gedachte. Da Schwester Adelheid indes, wie so viele Schwestern, allerlei Zweifel und Bedenken hinsichtlich des Thuns ihres Bruders hegte, so ging man bald zu den Kindern über und beklagte, daß sie bei einer so schönen Feier nicht hätten zugegen sein können. Dazwischen wurde dann freilich das fast entgegengesetzt klingende Bedauern laut, daß das junge Paar seinen Aufenthalt im Süden wohl werde abrechnen müssen. Der alte Graf in seiner Güte fand alles, was Adelheid sagte, sehr verständlich, während sich Adelheids Gefühle mit der Anerkennung begnügten, daß sie sich den Alten eigentlich schlimmer gedacht habe.

#### XLIV.

Melusine war aus der Kirche mit in das Herrenhaus zurückgekehrt und widmete sich hier auf eine kurze Weile zunächst ihren Freunden, den Berchtesgadens, dann Rex und Czako. Danach ging sie in die Pfarre hinüber, um Lorenzen zu danken und noch ein kurzes Gespräch mit ihm über Woldemar und Arngard zu haben, im wesentlichen eine Wiederholung alles



dessen, was sie schon während ihres Weihnachtsbesuches mit ihm durchgesprochen hatte. Sie verplauderte sich dabei wider Wunsch und Willen, und als sie schließlich nach dem Herrenhause zurückkehrte, begegnete sie bereits jener Aufbruchsunruhe, die kein ernstes Gingehehen auf irgend ein Thema mehr zuläßt. Sie beschränkte sich deshalb auf ein paar Worte mit Tante Adelsheid. Daß man sich gegenseitig nicht mochte, war der einen so gewiß wie der andern. Sie waren eben Antipoden: Stiftsdame und Welt-dame, Wutz und Windsor, vor allem enge und weite Seele.

„Welch ein Mann, Ihr Pastor Lorenzen,“ sagte Melusine. „Und zum Glück auch noch unverheiratet.“

„Ich möchte das nicht so betonen und noch weniger es beloben. Es widerspricht dem Beispiele, das unser Gottesmann gegeben, und widerspricht auch wohl der Natur.“

„Ja, der Durchschnittsnatur. Es giebt aber, Gott sei Dank, Ausnahmen. Und das sind die eigentlich Verheirateten. Eine Frau nehmen, ist alltäglich . . .“

„Und keine Frau nehmen, ist ein Wagnis. Und die Nachrede der Leute hat man noch obenein.“

„Diese Nachrede hat man immer. Es ist das erste, wogegen man gleichgültig werden muß. Nicht in Stolz, aber in Liebe.“

„Das will ich gelten lassen. Aber die Liebe des natürlichen Menschen bezeigt sich am besten in der Familie.“

„Ja, die des natürlichen Menschen . . .“

„Was ja klingt, Frau Gräfin, als ob Sie dem Unnatürlichen das Wort reden wollten.“

„In gewissem Sinne ja, Frau Domina. Was entscheidet, ist, ob man dabei nach oben oder nach unten rechnet.“

„Das Leben rechnet nach unten.“

„Oder nach oben; je nachdem.“

Es klang alles ziemlich gereizt. Denn so leichtlebig und heiter Melusine war, einen Ton konnte sie nicht ertragen, den sittlicher Ueberheblichkeit. Und so war eine Gefahr da, sich die Schraubereien fortsetzen zu sehen. Aber die Meldung, daß die Wagen vorgefahren seien, machte dieser Gefahr ein Ende. Melusine brach ab und teilte nur noch in Kürze mit, daß sie vorhabe, morgen mit dem frühesten von Berlin aus einen Brief zu schreiben, der mutmaßlich gleichzeitig mit dem jungen Paar in Capri eintreffen werde. Adelsheid war damit einverstanden, und Melusine nahm Baron Berchtesgadens Arm, während der alte Graf die Baronin führte.

Das Verdeck des vor dem Portal haltenden Wagens war zurückgeschlagen, und alsbald hatten die Baronin und Melusine im Fond, die beiden Herren aber auf dem Rücksitz Platz genommen. So ging es eine schon in Räuschen stehende Weidenallee hinunter, die beinahe geradlinig auf Gransee zuführte. Das Wetter war wunderschön; von der Kälte, die noch am Vormittag geherrscht hatte, zeigte sich nichts mehr; der Himmel war gleichmäßig grau, nur hier und da eine blaue Stelle. Der Rauch stand in der stillen Luft, die Spagen quirlierten

auf den Telegraphendrähten und aus dem Saaten-grün stiegen die Lerchen auf. „Wie schön,“ sagte Baron Berchtesgadens, „und dabei spricht man immer von der Dürftigkeit und Prosa dieser Gegenden.“ Alles stimmte zu, zumeist der alte Graf, der die Frühlingsluft einzog und immer wieder aussprach, wie glücklich ihn diese Stunde mache. Sein Bewegtsein fiel auf.

„Ich dachte, lieber Barby,“ sagte der Baron, „in meinen Huldigungen gegen Ihre Frühlingslandschaft ein Neukerstes gethan zu haben. Aber Sie schlagen mich doch noch aus dem Felde.“

„Ja,“ sagte der alte Graf, „mir kommt es wohl auch zu. Denn ich bin der erste, davon Abschied nehmen zu müssen.“

\*

Nex und Czako folgten in einem leichten Jagdwagen. Die beiden Schecken, kleine Scheitländer, warfen ihre Mähnen. Daß man von einem Vergräbnis kam, war dem Gefährt nicht recht anzusehen.

„Nex,“ sagte Czako, „Sie könnten nun wieder ein ander Gesicht aufsetzen. Oder wollen Sie mich glauben machen, daß Sie wirklich betrübten Herzens sind?“

„Nein, Czako, so gröblich inscenier' ich mich nicht. Und käme mir so was in den Sinn, so jedenfalls nicht vor einem Publikum, das Czako heißt. Uebrigens wollen Sie bloß etwas von sich auf mich abwälzen. Sie sind betrübt, und wenn ich mir alles überlege, so steht es so, daß Sie bei dem Chateau Lafitte nicht auf Ihre Rechnung gekommen sind. Er wirkte — denn des Alten 'Bocksbeutel' hab' ich noch in dankbarer Erinnerung —, wie wenn ihn Tante Adelsheid aus ihrem Kloster mitgebracht hätte.“

„Nex, Sie sind ja wie vertauscht und reden beinah' in meinem Stil. Es ist doch merkwürdig, sowie die Menschen dies Nest, dies Berlin, hinter sich haben, fängt Vernunft wieder an zu sprechen.“

„Sehr verbunden. Aber eskamotieren Sie nicht die Hauptsache. Meine Frage bleibt, warum so belegt, Czako? Denn daß Sie das sind, ist außer Zweifel. Wenn nicht der Lafitte, so kann es nur Melusine sein.“

Czako seufzte.

„Da haben wir's. Thatsache festgestellt, obwohl ich Ihren Seufzer nicht recht verstehe. Sie haben nämlich nicht den geringsten Grund dazu.“

„Die Gräfin ist sehr reich.“

„Das erschwert nicht, das erleichtert bloß.“

„Und ist außerdem grundgescheit.“

„Das sind Sie mitunter auch.“

„Und dann ist die Gräfin eine Gräfin, ja, sogar eine Doppelgräfin, erst durch Geburt und dann durch Heirat noch mal. Und dazu diese vertauscht vornehmen Namen: Barby, Ghiberti. Was soll da Czako? Teuerster Nex, man muß den Mut haben, den Thatsachen ins Auge zu sehn. Ich mache mir kein Hehl draus, Czako hat was merkwürdig Kommissmäßigiges, etwa wie Landwehrmann Schulze. Kennen Sie das reizende Ballett 'Merkmäcker und Picarde'? Da haben Sie die ganze Geschichte. Melusine ist die reine Picarde.“



„Zugegeben. Aber was schadet das? Italisieren Sie sich und schreiben Sie sich von morgen ab Giacco. Dann sind Sie dem Ghiberti trotz seiner Grafenschaft dicht auf den Hacken.“

„Capri! Ne, c'est une idée.“

## XLV.

Das junge Paar war, nach geplantem kurzen Aufenthalt erst in Amalfi und dann in Sorrent, in Capri angekommen. Woldemar fragte nach Briefen, erfuhr aber, daß nichts eingegangen.

Armgard schien verstimmt. „Melusine läßt sonst nie warten.“

„Das hat dich verwöhnt. Sie verwöhnt dich überhaupt.“

„Vielleicht. Aber, so dir's recht ist, darüber später einmal; für solche Geständnisse sind wir doch eigentlich noch nicht lange genug verheiratet. Wir sind ja noch in den Flitterwochen.“

Woldemar beschwichigte. „Morgen wird ein Brief da sein. Schließen wir also Frieden, und steigen wir, wenn dir's paßt, nach Anacapri hinauf. Oder wenn du nicht steigen magst, bleiben wir, wo wir sind, und suchen uns eine gute Aussichtsstelle.“

Es war auf dem Frontbalkon ihres am mittleren Abhang gelegenen Albergo, daß sie dies Gespräch führten, und weil die Mühen und Anstrengungen der letzten Tage ziemlich groß gewesen waren, war Armgard willens, für heute wenigstens auf Anacapri zu verzichten. Sie begnügte sich, mit Woldemar auf das Flachdach hinaufzusteigen, und verlebte da, angelehnt an die vor ihnen ausgebreiteten Schönheit, eine glückliche Stunde. Von Sorrent kamen Fischerboote herüber, und der Himmel war klar und blau; nur drüben aus dem Segel des Besjuss stieg ein dünner Rauch auf, und von Zeit zu Zeit war es, als vernähmen sie ein dumpfes Rollen und Grollen.

„Hörst du's?“ fragte Armgard.

„Gewiß. Und ich weiß auch, daß man einen Ausbruch erwartet. Vielleicht erleben wir's noch.“

„Das wäre herrlich.“

„Und dabei“, fuhr Woldemar fort, „komm' ich von der eiteln Vorstellung nicht los, daß, wenn's da drüben ernstlich anfängt, aus unserm Stechlin der Wasserstrahl aufsteigt. Es ist doch eine vornehme Verwandtschaft.“

Armgard nickte, und von der Uferstelle her, wo die Sorrentiner Fischer eben anlegten, klang es herauf:

Tre giorni son che Nina, che Nina,  
In letto ne se sta. . .

\*

Am andern Tage, wie vorausgesetzt, kam ein Brief von Melusine, diesmal aber nicht an die Schwester, sondern an Woldemar adressiert.

„Was ist?“ fragte Armgard, der die Bewegung nicht entging, die Woldemar, während er las, zu bekämpfen suchte.

„Nies selbst.“

Und damit gab er ihr den Brief.

An ein Eintreffen in Stechlin, um noch der Beisegung beizuhelfen zu können, war längst nicht mehr

zu denken; der Begräbnistag lag zurück. So kam man denn überein, die Rückreise langsam, in Etappen über Rom, Mailand und München zu machen, aber an jedem Orte (denn beide sehnten sich heim) nicht länger als einen Tag verweilen zu wollen. Von Capri nahm Woldemar ein einziges Andenken mit, einen Kranz von Lorbeer und Oliven. „Den hat er sich verdient.“ —

Die letzte Station war Dresden, und von hier aus war es denn auch, daß Woldemar ein paar kurze Zeilen an Lorenzen richtete.

„Lieber Lorenzen. Seit einer halben Stunde sind wir in Dresden, und ich schreibe diese Zeilen angelehnt an das immer wieder schönen Bildes von der Terrasse aus, das auch auf den Verwöhntesten noch wirkt. Wir wollen morgen in aller Frühe von hier fort, sind um zehn in Berlin und um zwölf in Gransee. Denn ich will zunächst unser altes Stechlin wiedersehen und einen Kranz am Sarge niederlegen. Bitte, sorgen Sie, daß mich ein Wagen auf der Station erwartet. Wenn ich auch Sie persönlich trüfe, so wäre mir das das Erwünschteste. Es plaudert sich unterwegs so gut. Und von wem könnt' ich mehr und zugleich zuverlässigeres erfahren, als von Ihnen, der Sie die letzten Tage mit durchlebt haben werden. Meine Frau grüßt herzlich. Wie immer Ihr alter, treu und dankbar ergebenster  
Woldemar v. St.“

\*

Um zwölf hielt der Zug auf Bahnhof Gransee. Woldemar sah schon vom Coupé aus den Wagen; aber statt Lorenzen war Krippenstapel da. Das war ihm zunächst nicht angenehm, aber er nahm es bald von der guten Seite. „Krippenstapel ist am Ende noch besser, weil er unbefangener ist und mit manchem weniger zurückhält. Lorenzen, wenn er dies Wort auch belächeln würde, hat einen diplomatischen Zug.“

In diesem Augenblick erfolgte die Begrüßung mit dem inzwischen herangeretretenen „Bienenwatter“, und alle drei bestiegen den Wagen, dessen Verdeck zurückgeschlagen war. Krippenstapel entschuldigte Lorenzen, „er habe eine Trauung“, und so wäre denn alles vorzüglich gewesen, wenn unser trefflicher alter Museumsdirektor nur vor Antritt seiner Fahrt nach Bahnhof Gransee von einer Herausbesserung seines äußeren Menschen Abstand genommen hätte. Das war ihm aber unzulässig erschienen, und so saß er denn jetzt dem jungen Paare gegenüber, angelehnt an einen Schlipfsreifen und einem großen Chemisettevorban. Der Schlipf war so schmal, daß nicht bloß der zur Befestigung der Vatermörder dienende Hemdfragen in seiner ganzen Höhe sichtbar wurde, sondern leider auch der aus einem keilartigen Ausschnitt hervorragende Adamsapfel, der sich, wie ein Ding für sich, beständig hin und her bewegte. Die Verlegenheit Armgards, deren Blick sich, sehr gegen ihren Willen, unausgesetzt auf dies Naturspiel richten mußte, wäre denn sicherlich auch höchst bedrohlich gewachsen, wenn nicht Krippenstapels unbefangene Haltung schließlich über alles wieder hinweggeholfen hätte.

Dazu kam noch, daß seiner Unbefangenheit seine



Mitteilbarkeit entsprach. Er erzählte von dem Begräbnis und wer vom Graffschaftsadel alles dagewesen sei. Dann kam Thormeyer an die Reihe, dann Katzenstein und die Domina und zuletzt auch „Lütt Agnes“.

„Des Kindes müssen wir uns annehmen,“ sagte Armgard.

„Wenn du darauf dringst, gewiß. Aber es liegt schwieriger damit, als du denkst. Solche Kinder, ganz im Gegensatz zur Pädagogenschablone, muß man sich selbst überlassen. Der gefährlichere Weg, wenn überhaupt was Gutes in ihnen steckt, ist jedesmal der bessere für sie. Dann befehlen sie sich aus sich selbst heraus. Wenn aber irgend ein Zwang diese Befehre schaffen will, so wird meist nichts draus. Da werden nur Heuchelei und Ziererei geboren. Gigner, freier Entschluß wiegt hundert Erziehungsmaximen auf.“

Armgard stimmte zu. Krippenstapel aber fuhr in seinem Berichte fort und erzählte von Kluckhuhn, von Unke, von Gfriebe; Sponholz werde in der nächsten Woche zurück erwartet, Kofeleger und die Prinzessin seien ein Herz und eine Seele, besonders — und das sei das neueste — seit man für ein Rettungshaus sammle. Seitens des Adels werde fleißig dazu beigetragen; nur Molchow habe sich geweigert: „so was schaffe nur Konfusion“.

Um zwei traf man in Schloß Stechlin ein. Woldemar durchschritt die verödeten Räume, verweilte kurze Zeit in dem Sterbezimmer und ging dann in die Kirchengruft, um da den Kranz an des Vaters Sarge niederzulegen.

Am späten Nachmittag erschien auch Lorenzen und sprach zunächst sein Bedauern aus, daß er einer Amtshandlung halber (Kostsäth Mohrbeck habe sich wieder verheiratet) nicht habe kommen können. Er blieb dann noch den Abend über und erzählte vielerlei, zuletzt auch von dem, was er dem Alten feierlich habe versprechen müssen.

Woldemar lächelte. „Die Zukunft liegt also bei dir.“

Und dabei reichte er Armgard die Hand.

#### XLVI.

Armgard hatte sich von der im Stechliner Hause herrschenden Weltabgewandtheit angeheimelt gefühlt. Aber der Gedanke, hier ihre Tage zu verbringen, lag ihr vorderhand doch noch fern, und so kehrte sie denn, kurz nach Ablauf einer Woche, nach Berlin zurück, wo mittlerweile Melusine für alles gesorgt und eine ganz in Nähe von Woldemars Kaserne gelegene Wohnung gemietet und eingerichtet hatte.

Das war am Belle-Allianceplatz. Als das junge Paar diese Wohnung bezog, ging die Saison bereits auf die Neige. Die Frühjahrssparaden nahmen ihren Anfang und gleich danach die Wettrennen, an denen Armgard voller Interesse teilnahm. Aber ihre Freude daran war doch geringer als sie geglaubt hatte. Weder das Großstädtische noch das Militärische, weder Sport noch Kunst behauptete dauernd den Reiz, den sie sich anfänglich davon versprochen, und ehe der Hochsommer heran war, sagte sie: „Laß mich's dir gestehn, Woldemar, ich sehne mich einigermaßen nach Schloß Stechlin.“

Er hätte nichts Lieberes hören können. Was Armgard da sagte, war ihm aus der eignen Seele gesprochen. Liebenswürdig und bescheiden wie er war, stand ihm längst fest, daß er nicht berufen sei, jemals eine Generalstabsgröße zu werden, während das alte märkische Junkertum, von dem frei zu sein er sich eingebildet hatte, sich mehr und mehr in ihm zu regen begann. Jeder neue Tag rief ihm zu: „Die Scholle daheim, die dir Freiheit giebt, ist doch das beste.“ So reichte er denn seine Demission ein. Man sah ihn ungern scheiden, denn er war nicht bloß wohlgelitten an der Stelle, wo er stand, sondern überhaupt beliebt. Man gab ihm, als sein Scheiden unmittelbar bevorstand, ein Abschiedsfest, und der ihm besonders wohlwollende Kommandeur des Regiments sprach in seiner Rede von den „schönen, gemeinschaftlich durchlebten Tagen in London und Windsor“.

All die Zeit über waren natürlich auch die von solcher Ueberfiedlung unzertrennlichen kleinen Mühen und Sorgen an das junge Paar herangetreten. Unter diesen Sorgen — Lizzi hatte abgelehnt, weil sie die große Stadt und die „Bildung“ nicht missen möchte — war das Ausfindigmachen einer Kammerjungfer mit in erster Reihe gewesen. Es traf sich aber so glücklich, daß Portier Hartwigs hübsche Nichte mal wieder außer Stellung war, und so wurde diese denn engagiert. Melusine leitete die Verhandlungen mit ihr. „Ich weiß freilich nicht, Hedwig, ob es Ihnen da draußen gefallen wird. Ich hoff' es aber. Und Sie werden jedenfalls zweierlei nicht haben: keinen Hängeboden und keinen ‚Ankray‘, wie die Leute hier sagen. Oder doch nicht mehr davon, als Ihnen vielleicht lieb ist.“

„Ach, das ist nicht viel,“ versicherte Hedwig halb scham-, halb schalkhaft.

Am 21. September wollte das junge Paar in Stechlin einziehen und alle Vorbereitungen dazu waren getroffen: Schulze Kluckhuhn trommelte sämtliche Kriegervereine zusammen (die Düppelstürmer natürlich am rechten Flügel), während Krippenstapel sich mit Tucheband über ein Begrüßungsgedicht einigte, das von Wolf Krates ältester Tochter gesprochen werden sollte. Die Glosower gingen noch einen Schritt weiter und bereiteten eine Rede vor, darin der neue junge Herr als einer der „Ihrigen“ begrüßt werden sollte.

Das alles galt dem Einundzwanzigsten.

Am Tage vorher aber traf ein Brief Melusinenes bei Lorenzen ein, an dessen Schluß es hieß:

„Und nun, lieber Pastor, noch einmal das eine. Morgen früh zieht das junge Paar in das alte Herrenhaus ein, meine Schwester und mein Schwager. Gernern Sie sich bei der Gelegenheit unsers in den Weihnachtstagen geschlossen Pakttes: es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe

der Stechlin.







findenden staatlichen Viehzählung zeigen, in dem Zeitraum der letzten zwanzig Jahre in Deutschland um fast eine Million gestiegen, nämlich von 8 961 221 im Jahre 1873 auf 9 946 164 im Jahre 1893, abgesehen von Kälbern, Jungvieh und Stieren. Aber diese erstaunlichen Fortschritte auf einem bisher arg vernachlässigten Wirtschaftsgebiete in so kurzer Zeit waren nur möglich durch die thatkräftige, zielbewusste Arbeit tüchtiger Männer der Wissenschaft und Praxis. Männer wie Benno Martiny, Dr. Fleischmann, Dr. Julius Kühn, Dekonomierat Petersen und andre haben ihre Namen unauslöschlich mit der Geschichte der deutschen Milchwirtschaft verknüpft. Doch auch dem Auslande, insbesondere dem auf diesem Gebiete weit vorgeschrittenen Dänemark, ist — was nicht verschwiegen werden darf — manche bedeutungsvolle Neuerung und manche wertvolle Anregung zu danken.

Wenn wir uns einen Molkereibetrieb von früher vergegenwärtigen und mit dem der Jetztzeit vergleichen, so muß man die damaligen Einrichtungen zur Verarbeitung der Milch und Herstellung der Butter geradezu kläglich nennen. Von der Erzeugung feiner Produkte und voller Ausbeutung der Milch konnte niemals die Rede sein. Ueberall war, wenn auch in der Form verschieden, das alte Sattenaufnahmeverfahren üblich. Die gewonnene Milch wurde in flachen hölzernen oder blechernen Satten längere Zeit — je nach der Jahreszeit 24 bis 48 Stunden — stehen gelassen und der inzwischen nach oben abgechiedene Rahm dann mittels Schöpflöffel abgenommen, eine Arbeit, die mit der Hand geschehen mußte, bei einem größeren Betriebe erklärlicherweise viel Zeit in Anspruch nahm und auch nur ein recht unvollständiges Resultat ergeben konnte.

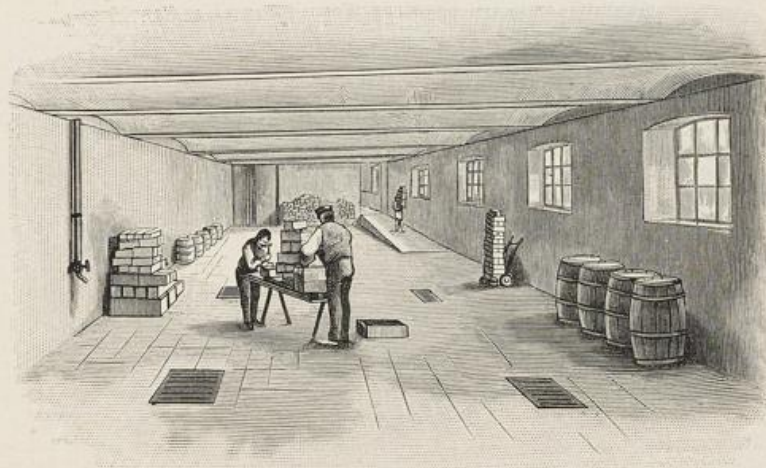
Verschiedene Versuche, das Aufnahmeverfahren zu vereinfachen, wie zum Beispiel von Destimon und andre sie unternahmen, waren nur wenig erfolgreich. Erst das sogenannte Swartzsche Aufnahmeverfahren, das schon seit 1864 in Schweden und Norwegen zur Anwendung kam, aber erst im Jahre 1875 über Dänemark Eingang in

## Die deutsche Milchwirtschaft in der Gegenwart.

Mit acht Abbildungen.

Ein glänzendes Beispiel des mächtigen Aufschwunges unserer Landwirtschaft und ihrer großen technischen Vervollkommnung zeigt uns die deutsche Milchwirtschaft. Vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten lag dieser wichtige Wirtschaftszweig noch tief danieder, während er heute bereits einen Grad der Entwicklung erreicht hat, der die kühnsten Erwartungen von früher weit hinter sich läßt. In vielen und großen Gebieten Deutschlands lieferte die Milchwirtschaft bis vor etwa fünf und zwanzig Jahren nur sehr unbedeutende Reinerträge im Vergleich zu dem allgemeinen Ertrag der Landwirtschaft. Sie ist jetzt sogar vielfach zum Stützpunkt der ganzen Landwirtschaft geworden und gleicht die enorme Einbuße aus, die der Ertrag aus dem Getreidebau durch den Rückgang der Kornpreise erlitten. Eine natürliche Folge hiervon war die verbesserte Rindviehhaltung und überhaupt ein Aufblühen der Viehzucht, wie wir es jetzt überall konstatieren können.

Durch eine rationellere Bewirtschaftung des Wiesen- und Weidelandes, verbunden mit einer reichlicheren Ernährung des Milchviehes, wird jetzt eine ungleich größere und bessere Milchmenge erzielt als früher. Auch die Zahl des Milchviehes ist, wie die Ergebnisse der periodisch statt-



Egyedition.

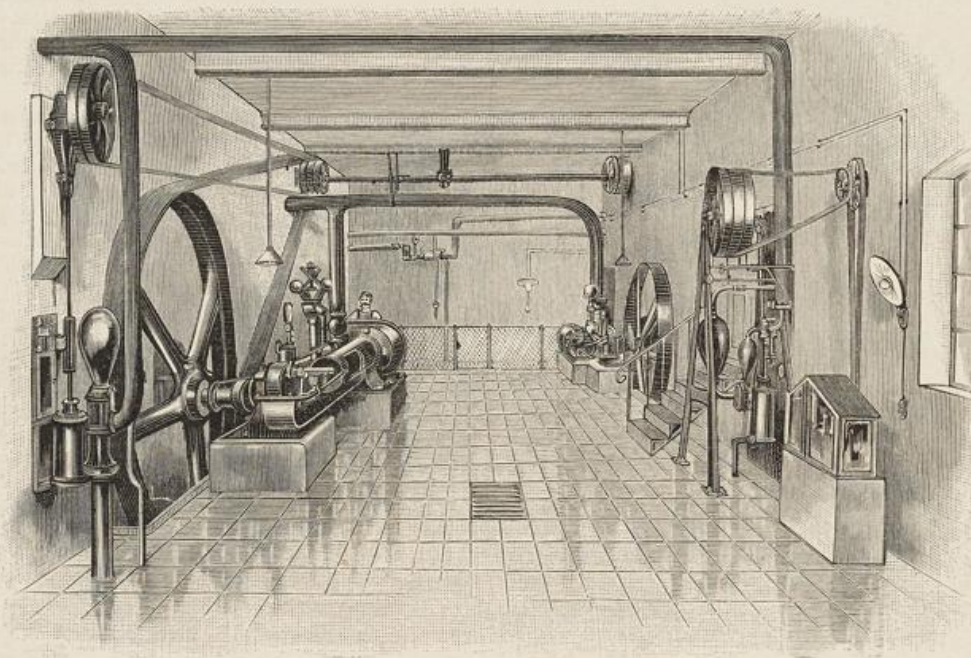


Schleswig-Holstein und Norddeutschland fand, konnte man als einen nennenswerten Fortschritt betrachten. Es bestand darin, daß man statt der breiten und flachen Satten schmälere und bedeutend tiefere Gefäße aus verzinnem Eisenblech benutzte und die zur Aufrahmung bestimmte Milch in diesen in mit kaltem Wasser oder Eis gefüllte Behälter gestellt wurde. Die dadurch hervorgerufene Temperaturherabsetzung förderte die Ausscheidung des Rahmes ganz erheblich, so daß die Dauer des Verfahrens wesentlich verkürzt wurde und das erzielte Produkt sich auch durchweg von etwas feinerer Beschaffenheit erwies als nach dem alten Sattenverfahren.

Eine totale Umwälzung des Molkereibetriebes brachte erst die allerdings schon früher versuchte, aber bis dahin noch immer mißlungene Verwirklichung des Gedankens, durch die Zentrifugalkraft eine schnelle und vollständige Trennung des Rahmes von der Milch zu bewirken. Im

Ein hohes Verdienst an dieser schnellen und großartigen Entwicklung des Molkereiwesens gebührt unstreitig dem Vereins- und Genossenschaftswesen, indem dieses sich thätig zum Träger der ganzen Reformbewegung gemacht. Zuerst und in großem Umfange entstanden in Schleswig-Holstein, dann auch namentlich in den Provinzen Hannover, Ost- und Westpreußen, Pommern, Westfalen und mehr oder weniger in fast allen Teilen Deutschlands Genossenschafts- und Sammelmolkereien, deren Gesamtzahl man zurzeit mit mehreren Tausend kaum zu hoch veranschlagen würde.

Nachdem wir diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, soll es nunmehr unsere Aufgabe sein, den modernen Molkereibetrieb eingehender zu schildern. Wir haben zu dem Zwecke eine der größten und besteinrichtungen Molkereien Norddeutschlands — die Anlagen der Molkereigenossenschaft Netzen, Provinz Hannover — besucht und



Maschinenraum.

Jahre 1876 gelang es dem bekannten Ingenieur Lesfeldt, dieses große Problem zu lösen und die erste Milchzentrifuge zu bauen. Doch hatten derselben noch mancherlei Mängel an, deren Beseitigung erst nach und nach möglich wurde. So gelang es dem Schweden de Laval zuerst, die Milchzentrifuge kontinuierlich arbeiten zu lassen, und damit erst war das größte Hindernis ihrer allgemeinen Einführung beseitigt. Weitere bedeutende Verbesserungen an dieser für die gesamte Milchwirtschaft epochemachenden Erfindung, sowie an andern wichtigen Hilfsmitteln und Einrichtungen des Molkereibetriebes haben dann das Ihre dazu beigetragen, denselben auf die jetzige Höhe zu bringen. Wo nicht etwa ein allgemeiner Milchverkauf nach größeren Städten oder Industriebezirken stattfindet, dürfte es heute kaum noch ein Dorf oder ein größeres Gut geben, das nicht seine eignen, durch Dampfkraft oder elektrische Energie getriebenen Milchenträumungsmaschinen besäße oder an einem mit denselben ausgestatteten Molkereibetriebe in der Nachbarschaft beteiligt wäre.

an Ort und Stelle die großartigen Einrichtungen eines auf der Höhe der Zeit stehenden Molkereibetriebes kennen gelernt. Unser Bericht wird sich daher im weiteren auf die Wiedergabe der hier empfangenen Eindrücke beschränken.

Bei dem Eintritt in die Betriebsräume berührt man zunächst den Raum, wo die Annahme der Vollmilch stattfindet. In einem Betriebe von dem Umfange des in Rede stehenden, wo das täglich zur Anlieferung gelangende Milchquantum 16—20 000 Liter beträgt, sind natürlich alle Einrichtungen getroffen, die Entgegennahme der von mehreren hundert Guts- und Bauernhöfen täglich angelieferten Milch möglichst zu vereinfachen.

Die Anlieferung der Milch geschieht in früher Morgenstunde. Ab- und zufahrend drängen sich dann mächtige, milchbeschwerte Kollwagen an der in einer Ausdehnung von über 30 Metern am Hauptbetriebsgebäude sich hinziehenden steinernen Rampe. In den Annahmeraum gebracht, wird die Milchmenge gleich gemessen und ordnungsmäßig gebucht, sodann geieicht (filtriert) und nun zunächst,

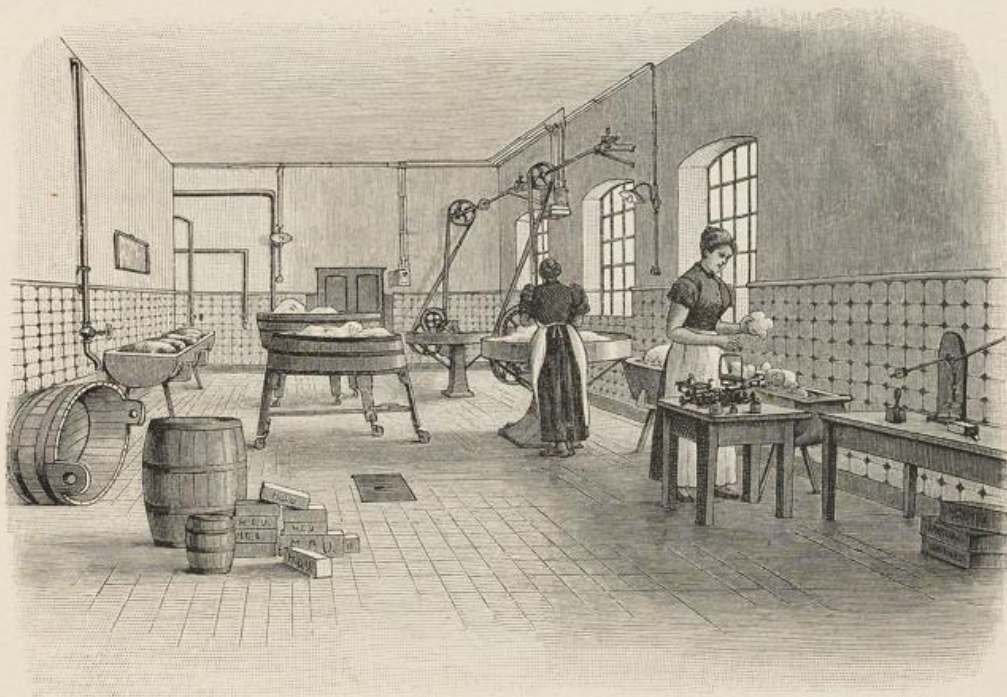




Annahme der Vollmilch.

behufs Vernichtung aller in ihr enthaltenen Krankheitskeime, pasteurisiert (gekocht) in speziell zu diesem Zwecke konstruierten Apparaten, den sogenannten Pasteuren, zwischen deren doppelten Wandungen von starkem verzinnem Kupferblech sich durch Dampfdruck stark überhitztes Wasser befindet. Ein in der Milch thätiges Rührwerk sorgt dafür, daß die

Erhitzung derselben eine vollkommen gleichmäßige ist. Nach Beendigung dieser aus hygienischen und sanitären Gründen notwendigen Prozedur — die aber leider noch nicht in allen Molkereien in Gebrauch ist — wird die Milch durch Rohrleitungen in gleichmäßigen Strömen sechs großen Milchenträumungsmaschinen moderner Konstruktion zugeführt,



Butterbearbeitungsraum.



deren Surren als ein ohrenbetäubendes Geräusch die Räume erfüllt. Durch die mit der rasenden Geschwindigkeit von 2800 Umdrehungen in der Minute freisenden Innenkörper der Zentrifugen wird die Entrahmung der Milch bewirkt, und zwar bewältigt die einzelne Zentrifuge per Stunde das bedeutende Quantum von 1400 Litern.

Der von den Zentrifugen abgeschiedene Rahm wird gleichzeitig von denselben durch Steigerohre circa  $1\frac{1}{2}$  Meter hoch getrieben und in dieser Höhe von der schwebenden Rahmrinne aufgenommen und zunächst über größere Kühlvorrichtungen geleitet, von hier aus dann durch ein fortwährend arbeitendes Hebewerk wieder in eine höher gelegene zweite Rinne gebracht, durch die er endlich in die großen, in Wasserbassins hängenden Rahmwannen abfließt.

Gleich dem Rahm wird auch die entrahmte Milch von der Zentrifuge in eine 3 bis 4 Meter hoch liegende Leitungsrinne getrieben, von wo sie über Kühlapparate in die Milkleitung geführt und hier den Genossenschaftlern nach Maßgabe des gelieferten Quantums Vollmilch zurückgegeben wird, um im landwirtschaftlichen Betrieb, vorwiegend zur Mastung und Aufzucht von Kälbern und Schweinen, lohnende Verwertung zu finden.

Der Rahm verbleibt unter Bewahrung der erreichbar niedrigsten Temperatur in den Rahmwannen bis zum

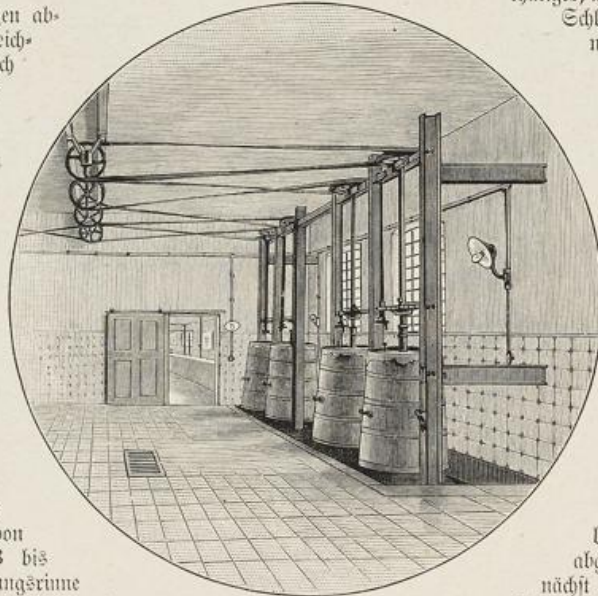
nächsten Morgen, um dann in die zweite Betriebsabteilung überzugehen. Hier sehen wir vier mächtige Butterfässer aufgestellt, deren jedes 300 Liter Rahm zu fassen vermag. Der eigentliche Verbutterungsprozess, beziehungsweise die

Scheidung des Rahmes in Butter und Buttermilch, wird durch ein in jedem Butterfasser thätiges, mittels Dampfkraft getriebenes Schlägelwerk bewirkt. Nach Entnahme der Butter wird die zurückbleibende Buttermilch, gleichwie vorher die abgerahmte Milch, an die einzelnen Genossenschaftler zurückgegeben und ebenfalls entweder im Haushalt oder zur Viehmastung und Aufzucht von Jungvieh verwendet.

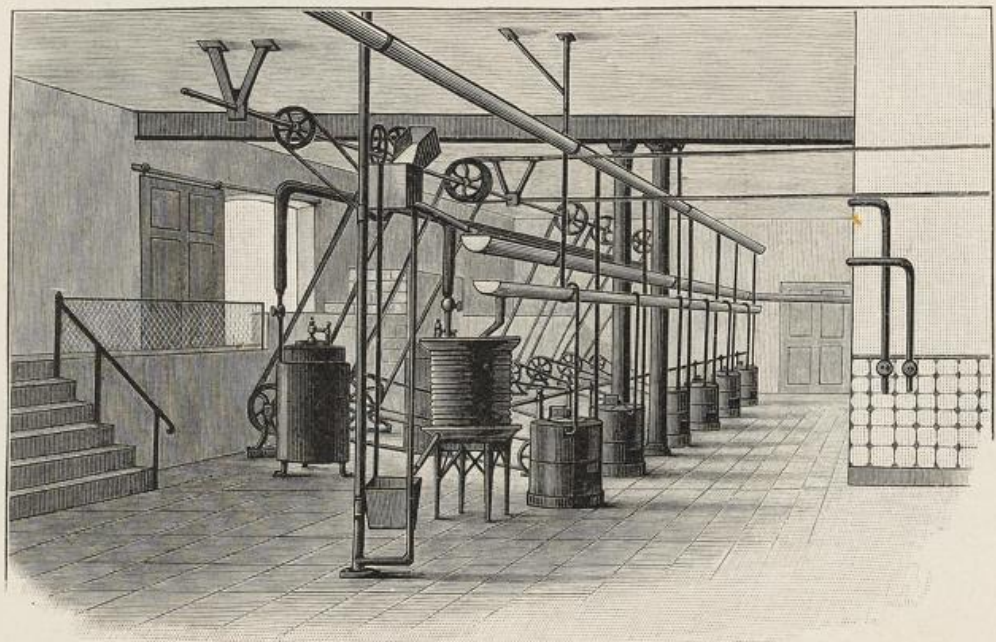
Die gewonnene Buttermasse gelangt von den Butterfässern mittels hölzerner Rollwannen in den großen Butterbearbeitungsraum, da erst eine mehrfach wiederholte, sachverständige Bearbeitung erforderlich ist, bevor das fertige Produkt abgegeben werden kann.

Zunächst kommt die Butter auf Knetmaschinen. Es sind das große Buchenholzscheiben, um deren Mittelpunkt sich ausgeglichte Hartholzwalzen strahlenförmig herumdrehen.

Durch diese wird der noch in der Butter verbliebene Gehalt von Buttermilch vollständig herausgearbeitet, während gleichzeitig drei Prozent Salz hineingeknetet werden. Diese Prozedur des Knetens wird, insbesondere der gleichmäßigen Verteilung des Salzes wegen, am selben Tage



Butterfässer.



Milchenträumungsmaschinen (Zentrifugen)



nochmals vorgenommen, worauf die Butter über Nacht ruht. Am nächsten Morgen wird sie dann abermals geknetet, bis die letzte Spur von Salzwasser entfernt ist. Geschäftige Meierinnen besorgen dann gleich das Abwiegen der Butter in einzelne Pfundstücke, die, durch eine Formmaschine in Backsteinform geformt, sodann in sauberes Pergamentpapier eingeschlagen und, entsprechend den Anforderungen der Konsumenten, in Postfistichen von je acht Pfund Inhalt verpackt werden.

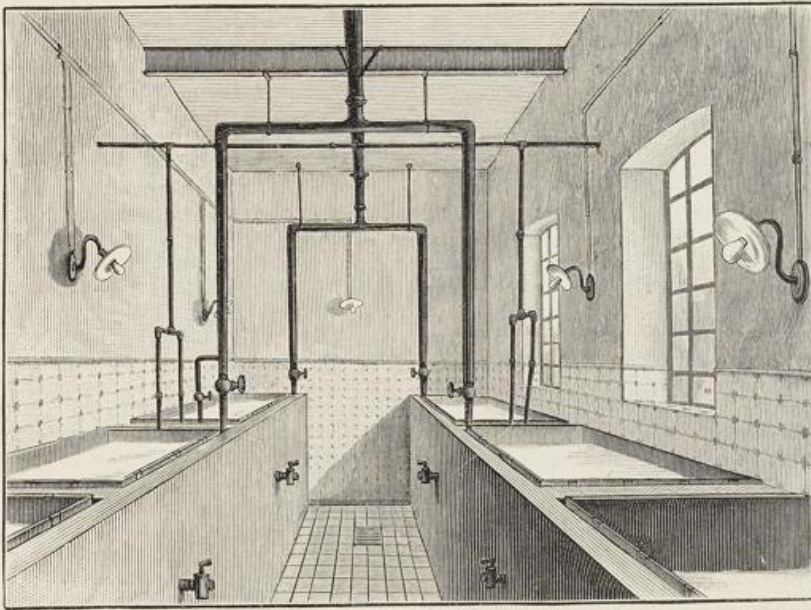
In dieser Gestalt geht die Butter in die Versandabteilung oder Expedition über, um noch am selben Tage durch die Post befördert zu werden.

Es ist erklärlich, daß ein Molkereibetrieb, der so alle denkbaren Vorbedingungen zur Erzeugung eines notwendigen Produktes erfüllt und durch die erzielte gänzliche Ausscheidung aller Krankheitserreger in gesundheitlicher Beziehung den denkbar höchsten Anforderungen entspricht, um den guten Absatz der

### Die Ausreise des Ablösungstransports für die Schiffe des deutschen Kreuzergeschwaders nach Kiautschou.

(Siehe die Abbildung Seite 221.)

Seit der Abtretung Kiautschous an das Deutsche Reich hat sich zwischen dem Reichsmarine-Amt in Berlin, den Kriegshäfen Wilhelmshaven und Kiel und dem neuen Gouvernament im fernen Osten am Gelben Meere ein sehr lebhafter Verkehr entwickelt. Kurz vor Weihnachten vorigen Jahres wurden mit den beiden Dampfern des Norddeutschen Lloyds „Darmstadt“ und „Grafeld“ das unter dem Kommando des Majors Kopla v. Lossow stehende Marinebataillon und eine Compagnie Matrosenartillerie nach der Kiautschoubai befördert, und am 4. Mai hat wieder ein Marinetransport, der bei weitem größte, der seit dem Bestehen der deutschen Marine in das Ausland



Kühlung und Hebung des Rahms in die großen Rahmwannen.

Butter nicht verlegen zu sein braucht. Fast die gesamte Butterproduktion wird im Postversand direkt an die Konsumenten abgeführt. Wie wir hörten, hat die Molkerei im vorigen Jahre 45—50 000 Postfistichen Butter versandt. Ueberhaupt hat der direkte Butterversand an die Konsumenten in den letzten Jahren allgemein eine so bedeutende Ausdehnung gewonnen, daß die Molkereien diesem Umstande durch besondere, zweckdienliche Einrichtungen in jeder Weise Rechnung zu tragen schon im eignen Interesse sich veranlaßt sehen.

Von den übrigen Räumen der Molkerei ist noch der Kesselraum mit zwei horizontalen Flammrohrdampfesseln von zusammen 63 Quadratmeter Heizfläche zu erwähnen und ferner der Maschinenraum, in dem zwei Dampfmaschinen von zusammen 68 Pferdekraften, sowie zwei Elektromotoren von je einer Pferdekraft aufgestellt sind. Für die notwendige Krafterzeugung ist somit in hinreichendem Maße gesorgt. Die gesamten Betriebs- und Wohnräume des mächtigen Baues sind überdies mit elektrischer Beleuchtung und Dampfheizung ausgestattet.

25. 21.

entsandt worden ist, mit demselben Dampfer den heimatischen Hafen verlassen, um nach sechswöchiger Reise die Schiffe des unter dem Befehl des Vize-Admirals von Diederichs stehenden deutschen Geschwaders zu befehlen und die nahezu zwei Jahre im Auslande weilenden Besatzungen der einzelnen Geschwaderschiffe: „Kaiser“, „Prinzess Wilhelm“, „Zrene“, „Arcona“, „Deutschland“, „Kaiserin Augusta“, „Gefion“ und „Cormoran“ abzulösen. 1400 Mann sind hinausgegangen und mit ihnen mehrere Techniker, Verwaltungsbeamte und ein Feuerwerksoffizier für das Gouvernament.

Ein Transport von solchem Umfange ist für eine Kriegshafenstadt wie Wilhelmshaven, das mit seinem ganzen geschäftlichen Leben und seiner Bevölkerung mit der Marine eng verwachsen ist, ein Ereignis; er erfordert viel Umsicht und Arbeit seitens der kaiserlichen Werft und der Intendantur, die für die umfangreiche Beschaffung und Verladung der mitzunehmenden Munition, Ausrüstungs- und Rekruteteile, Proviant und Güter für die Offiziermessien und Verpflegung der einzelnen Geschwaderschiffe zu sorgen haben. Tag und Nacht wird unter Zuhilfenahme des



elektrischen Lichtes gearbeitet, und ganze Eisenbahnzüge von Stückgütern werden mittels elektrisch betriebener Kranen und Winden in den Riesenleib des hoch aus dem Wasser ragenden Transportdampfers versenkt, bis alles richtig geordnet und verstant ist und das Schiff sich mehr und mehr bis zur Wasserlinie senkt. Wie viel tausend Flaschen deutschen Exportbieres für unsre Schiffe und Besatzungstruppen nach Kiautschou mitgegangen sind, wir wollen es nicht verraten; man würde sonst zu trügerischen Schlüssen auf die veränderte Lebensweise unsrer Landsleute im fernen Osten gelangen. Auch lebendes Geflügel wird, soweit der Raum am Deck für die Käfige reicht, aus denen langhalsige Gänse, Enten und Hühner ihre Köpfe stecken, für die Reiseverpflegung der Kajütpassagiere, der Offiziere, Aerzte und Ingenieure mitgenommen. Den Schluß bilden die Mannschaft selbst. Mit klingendem Spiele werden die einzelnen Abteilungen an Bord geführt, wo jeder sein Regal für den die Habseligkeiten eines deutschen Matrosen bergenden Kleiderack und die „Wackskiste“ und einen Platz für seine Hängematte angewiesen erhält.

Kurz vor Abgang des Dampfers begiebt sich der Chef der Marinestation der Nordsee, Vize-Admiral Karcker, an Bord und hält an die Besatzung eine Ansprache, die nach herzlichen Worten des Abschiedes und Wünschen für eine glückliche Reise mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm II. und einem dreimaligen fernigen Hurra schließt. Jetzt scheint der Bann der Abschiedsstimmung, die doch bei manchem zum Durchbruch gekommen sein mag, gebrochen zu sein, und der Humor verschafft sich neue Wege. Ueberall, wo nur Platz ist, verteilen sich die Leute, auf den Promenadenbecks, hinten auf der Campagne, vorn auf der hohen Back, in den Booten, in den Wäntern hängen sie so dicht, daß diese schier unter ihrer ungewohnten Last zu brechen scheinen, und selbst in dem Ausguck, dem sogenannten Krähenest, haben einige es sich bequem gemacht, um von ihrem lustigen Sitz herab Abschiedsgrüße zu senden. Zu Tausenden umsteht eine bunte Menschenmenge das scheidende Schiff, das sich inzwischen der Schleuse nähert. Manch herzliches Abschiedswort und auch manch derber Scherz wird ausgetauscht. Das Musikcorps spielt lustige Marschweisen, und das gemüthvolle Volkslied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ wird von tausend Kehlen angestimmt. Es ist ein fröhliches Abschiednehmen, und das Bewußtsein, mit Tausenden das gleiche ehrenvolle Loos zu teilen, verwischt jede trübe Stimmung.

Die Schleusenthore öffnen sich; langsam setzt sich der Transportdampfer in Bewegung, und Hurra und wieder Hurra ertönt es von Bord und Land durch den sonnigen Maimorgen, als die Keede unter Tücher- und Mähenschwenken von hüben und drüben erreicht wird. Noch lange folgen unsre Blicke dem Schiffe, das so viel junges deutsches Element dem fernen Osten zuführt, bis nur noch eine dunkle Rauchwolke seinen westlichen Kurs andeutet.

Bernhard Denninghoff.

## Der Fesselballon im Dienste der Kriegsführung.

Von

Ingenieur B. Denninghoff.

Die Idee der Verwendung von Luftballons im Kriege ist fast so alt wie die Erfindung selbst, obwohl kaum ein ernstlicher Versuch zur Ausführung vor dem französischen Revolutionskriege 1794 gemacht worden ist. Ein junger Franzose, Contelle, hat den Ballon zuerst in die französische Armee eingeführt. Bald nach dem Beginn der Feindseligkeiten suchte er General

Jourdan in Mauberge auf und erlangte nach vielen Schwierigkeiten eine Unterredung mit ihm. Jourdan ermutigte den jungen Mann zu weiteren Versuchen und forderte ihn zum Bericht darüber auf. Die Hauptbestrebungen gingen dahin, eine möglichst vorteilhafte Methode in der Uebermittlung von Mitteilungen vom Ballon aus zur Erde ausfindig zu machen. Diese bestand zunächst darin, beschriebene Zettel oder Skizzen in kleine Beutel einzuschließen und diese zur Erde fallen zu lassen. Jourdan fand, daß die Ballons von großem Vorteil seien, und veranlaßte die Beförderung des Erfinders zum Kapitän und die Bildung einer Compagnie unter der Bezeichnung „Les Aérostatiers“, die aus einem Lieutenant, einem Unterlieutenant, mehreren Unteroffizieren und dreißig Mannschaften bestand. Die Leitung dieser Compagnie wurde dem Erfinder übertragen.

Contelle machte in seinem Ballon vor der Schlacht von Fleurus zwei Rekognoscierungen der feindlichen Stellung und wurde sogar beim ersten Aufstieg von seinem Protektor, dem General Jourdan, begleitet. Die auf diesem Wege erlangten Nachrichten erwiesen sich als außerordentlich wertvoll, und der Sieg der Franzosen über die Oesterreicher ist in vieler Hinsicht auf die Nachrichten zurückzuführen, die der Kapitän der Luftschiffercompagnie seinem General übermittelte. Der benutzte Ballon war mit Wasserstoffgas gefüllt.

Während des Krieges wurde eine Verbesserung in der Methode der Uebermittlung vom Ballon aus getroffen. Das Schriftstück oder die Zeichnung wurde an einem pfeilartigen Stöckchen befestigt und von einem Bogen nach der Erde zu abgeschossen. Um dies pfeilartige Geschöß möglichst sichtbar zu machen, wurde an seinem oberen Ende ein Stück farbiger Seide befestigt. Die Skizzen über die Stellung des Feindes wurden in verschiedenen Farben ausgeführt, deren Bedeutung nur den Franzosen bekannt war. Die Ballons wurden während der ganzen Campagne benutzt, und nach Beendigung der Feindseligkeiten wurde Contelle mit seinem Freunde Conté beauftragt, eine Ballonschule in Meudon zu bilden. Conté führte bald ein sichtbares Signalsystem ein, das auf dem Gebrauch farbiger Flaggen basiert und natürlich die Verwendung der Fesselballons voraussetzt.

Kriegsballons wurden ebenfalls mit gutem Erfolge bei der Belagerung von Ehrenbreitstein benutzt, und es würde den Belagerern ohne dieses Mittel kaum möglich gewesen sein, diese auf einem hohen und isoliert gelegenen Felsen angelegte Festung zu rekognoscieren.

Napoleon Bonaparte organisierte ein Balloncorps, das ihn auf seinem zweiten Feldzuge nach Aegypten begleiten sollte. Die Wagen, die den ganzen Luftschifferapparat enthielten, fielen jedoch in die Hände der Engländer, und es kam daher das napoleonische Balloncorps, das Conté befehligte, gar nicht zur Geltung. Während des Restes dieses Feldzuges dienten die Aeronauten mit ihren Künsten lediglich zum Amüsement der Soldaten und eingeborenen Aegyptier, und man darf sich deshalb nicht wundern, daß Napoleon den Ballons „keine strategische Bedeutung“ beilegte. Eine Folge hiervon war, daß die Ballonschule in Meudon nach Beendigung des Feldzuges geschlossen wurde.

Fesselballons wurden außerdem im Jahre 1815 von Carnot während der Belagerung von Antwerpen zu Rekognoscierungszwecken benutzt. Die Idee, Explosivkörper von den Ballons aus auf den Feind zu schleudern, datiert aus dem Jahre 1812, als die Oesterreicher Venedig belagerten. Die Belagerer befestigten Geschöße an einer Anzahl kleiner Ballons. Die Zünder wurden vor dem Aufstieg angesteckt, und die Geschöße sollten nach der Berechnung der Ingenieure über der Stadt explodieren. Die österreichischen Aeronauten scheinen aber die Wirkung der Windrichtung gänzlich unberücksichtigt gelassen zu haben, denn die Geschöße krepierten über den Linien der Oesterreicher selbst und verursachten große Verluste.



Während des französischen Feldzugs gegen Italien, 1859, benutzte man ebenfalls Ballons zum Zwecke der Reconnoissance, ohne daß von einem Spezialcorps berichtet wird, das diesen Dienst versah. Die Sache lag lediglich in den Händen der beiden Ingenieure Gebrüder Godard, die zahlreiche Aufstiege mit Ballons unternahmen. Ein solcher wurde noch kurz vor der Schlacht von Solferino gemacht.

Während des amerikanischen Krieges wurde 1861 ein Ballonstab, bestehend aus zwei Offizieren und einigen fünfzig Mann, gebildet und dem General Mac Clellan unterstellt. Namentlich traten hier die Fesselballons während der Belagerung von Richmond in Aktion, und es wurden bei dieser Gelegenheit die Nachrichten zum erstenmal dem Hauptquartier auf telegraphischem Wege übermittelt. Der Train dieses Ballonstabes bestand aus zwei Ballons, jeder von zwei Pferden gezogen, einem ebenfalls von zwei Pferden gezogenen Wagen mit Säure und zwei Gasgeneratoren, zu deren Beförderung je vier Pferde erforderlich waren. Das bei diesen Operationen verwandte Gas war Wasserstoff. Dieses Balloncorps, das während des ganzen Krieges unterhalten wurde, scheint indes keine nennenswerten Nachrichtendienste geleistet zu haben.

Um diese Zeit fing man auch in England, wo die Kriegsballonfrage bis dahin mit großer Gleichgültigkeit behandelt wurde, an, sich mit diesem Hilfsmittel der Kriegsführung zu beschäftigen, und im Jahre 1862 sollte festgestellt werden, ob der Ballon im allgemeinen zuverlässig sei oder nicht. Falls die Versuche zur Zufriedenheit ausfielen, sollte in Aldershot eine Ballonschule nach dem Muster der in Meudon in Frankreich bestehenden eingerichtet werden. Es kam jedoch nicht dazu, und man kann daher annehmen, daß die Versuche nicht den erwarteten Erfolg hatten.

Während des deutsch-französischen Krieges und besonders während der Belagerung von Paris wurden Ballons in großem Maßstabe verwandt, allerdings nicht zu Reconnoissancezwecken, sondern als Mittel zur Kommunikation mit der Außenwelt. Sie führten eine Anzahl Brieftauben mit sich, die, nachdem sie in Freiheit gesetzt worden, mit Nachrichten über Ereignisse aus der Provinz nach der belagerten Hauptstadt zurückkehrten. Während dieser Belagerung wurden nicht weniger als 64 Ballons aufgelassen. Verschiedene fielen in die Hände der deutschen Truppen, auf viele wurde gefeuert, und es ist bekannt, daß Krupp in jener Zeit ein Ballongeschütz konstruierte; die Mehrzahl der Ballons dürfte jedoch ihren Zweck erfüllt haben.

Im Jahre 1871 wurde die Ballonschule in Meudon wieder eröffnet, und seitdem ist in Frankreich alles gethan, diesen neuen militärischen Dienstzweig zu vervollkommen. Nachdem auch die Photographie so bedeutende Fortschritte gemacht hat, ist diese für den Kriegsballon ein unentbehrlicher Apparat geworden. Es sind vom Fesselballon aus Photographien in Höhe von 1100 Metern über der Erde mit großer Schärfe genommen worden.

Eine der neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete ist die Verwendung elektrischer Scheinwerfer vom Ballon aus. Diese Neuerung, die den Fesselballon namentlich bei nächtlichen Operationen so überaus wertvoll macht, ist von der Luftschifferabteilung der deutschen Armee während der Manöver mit großem Erfolge angewandt worden. Augenblicklich stehen die Dinge so, daß das Ballonwesen in einem künftigen Kriege unzweifelhaft eine wichtige Rolle spielen wird, und daher verjäumt auch keine größere Heeresverwaltung, unausgesetzt an seiner Vervollkommnung zu arbeiten.

Daß man über diesen ebenso wichtigen wie hochinteressanten Dienstzweig so wenig erfährt, hat seinen Grund in der gewiß berechtigten Geheimhaltung desselben seitens der mit ihm betrauten Offiziere und Mannschaften. Man möchte sagen, daß der Schleier des Geheimnisvollen um

diesen in den höheren Regionen wirkenden Kriegsapparat noch enger gezogen wird als um den sein Vernichtungswerk unter Wasser betreibenden automobilen Torpedo. Es mag daher von besonderem Interesse sein, einmal einen Einblick in das Ballonwesen eines Staates zu gewinnen, der namentlich in den letzten Jahren der militärischen Luftschiffahrt große Aufmerksamkeit gewidmet hat, nämlich Englands. Die Offenherzigkeit, mit der maritime und militärische Angelegenheiten jenseits des Kanals besprochen werden, und der hohe Grad von Pressefreiheit, der darüber herrscht, ermöglichen auch, uns Kenntnisse über militärische und kriegsmaritime Angelegenheiten zu verschaffen, die bei uns streng geheim gehalten werden.

Die militärische Ballonschule in Aldershot ist ausschließlich verantwortlich für die praktische und theoretische Ausbildung der militärischen Luftschiffer der englischen Armee. Dieses wichtige Institut stellt die für den Dienstgebrauch erforderlichen Ballons her und hat die Aufgabe, alle diesen Dienstzweig betreffenden Fragen zu erledigen und das Ballonwesen in steter Kriegsbereitschaft zu halten. Die „Ballonsektion königlicher Ingenieure“ konstruiert alle Apparate und Teile, die mit der Aeronautik in Verbindung stehen, mit Ausnahme der Herstellung der Ballonhüllen selbst. Es bestehen außerdem verschiedene Klassen, in denen Offiziere der Armee sich allgemeine Kenntnisse über das Ballonwesen erwerben können, und die von freiwilligen Schülern des Offiziercorps fleißig besucht werden.

Was die Herstellung des Ballons selbst anbetrifft, so wird derselbe aus Ochsenhäuten angefertigt, die natürlich eine ganze Reihe von Bearbeitungsprozessen durchzumachen haben, bis sie verwendungsfähig sind. Die Häute werden zunächst gründlich gewaschen und geschrappt, dann zusammengefügt und auf langen Tüchern ausgebreitet, worauf sie nach völligem Trockenwerden in lange Streifen zerschnitten werden. Diese werden wiederum zusammengefügt und bilden den Ballontörper. Alles bei diesem Prozeß verwendete Material wird für kleinere Ballons verwandt. Diese Arbeiten werden zum nicht geringsten Teil von Frauen ausgeführt, die auch die kleineren Ballons anfertigen. In der Anstalt befinden sich verschiedene Räume von solcher Größe, daß sie einen gefüllten Ballon völlig aufnehmen können. Große Thüren ermöglichen die Herausnahme des gefüllten Körpers. In diesen Räumen werden auch Reparaturen am Ballon ausgeführt.

Zur Füllung des Ballons wird Wasserstoffgas verwandt, dessen Vereitung durch Schwefelsäure und Zinkspäne erfolgt. Das erzeugte Hydrogengas wird in ein drittes, mit Wasser gefülltes Gefäß geleitet und hierdurch, bevor es in den Gasometer tritt, gereinigt. Vom Gasometer gelangt das Gas durch ein Rohr in den Füllraum, wo es, je nach Bedarf, für den Transport in Stahlrohre gepreßt wird. Jedes Rohr wird, bevor es in diesen Raum gelangt, einer sorgfältigen Druckprobe unterzogen und muß einen Druck von 3000 Pfund pro Quadrat Zoll aushalten. Auch das Gas wird, bevor es zum Füllen des Ballons benutzt wird, untersucht. Diese Prüfung findet stets in Gegenwart mehrerer Offiziere statt. Es wird zunächst ein kleiner Ballon gewogen und dann mit Gas mittels eines Gummischlauches gefüllt, der durch den Prüfungsapparat führt. Alsdann wird ein Korb an den Ballon befestigt und so lange mit Gewichten beschwert, bis der Ballon den Gleichgewichtszustand erreicht hat. Wird nun das Ballongewicht und das Gewicht des Korbes mit Inhalt vom Totalgewicht abgezogen, so ergibt sich das Gewicht des Gases.

Sobald man das Gas im Felde für Operationszwecke braucht, wird es in Röhren auf sechsspännigen Wagen oder auf einem von einer Lokomotive gezogenen Fuhrwerk nach dem Übungsfelde geschafft. Der Ballon selbst befindet sich auf einem vier-spännigen Wagen und wird von



den Mannschaften zum Gebrauch ausgebreitet. Nachdem das Mundstück mit den Wagen durch drei miteinander verbundene Röhre in Verbindung gebracht ist, beginnt der Füllungsprozeß. Gefesselt wird der Ballon durch ein feines, sehr sorgfältig gearbeitetes und auf Zughaftigkeit geprüftes Stahlseil, das sich auf einer Dampfwinde, die sich auf einem Spezialwagen befindet, auf- und abwickelt und den Ballon bis zur gewünschten Höhe steigen läßt. Dieser Spezialwagen dient auch gleichzeitig zur Fortbewegung des Ballons im schwebenden Zustande. Der ganze Apparat der militärischen Luftschiffahrt ist begreiflicherweise ziemlich kompliziert, und es würde zu weit führen, hier auf die Einzelheiten näher einzugehen, um so mehr, als jede Armee ihre Spezialapparate für Signal- und Kommunikationszwecke hat. Zu diesen gehören, wie schon oben erwähnt, der Scheinwerfer und das Telephon. Interessant ist, daß die Engländer einen Kalklichtprojektor verwenden, dessen Lichtquelle mittels des im Ballon befindlichen Gases nach Art des Drumont'schen Kalklichtes erzeugt wird. Das Telephon ist schon seit Jahren ein unzertrennlicher Begleiter der Militärluftschiffer geworden und bietet das denkbar günstigste Kommunikationsmittel zwischen seinem oft bis 1000 Meter hohen Sitz in dem Luftschiffkorb und seinen Gefährten auf der Erde. Ebenso spielt die Photographie neuerdings eine wichtige Rolle in der militärischen Luftschiffahrt.

Bei der geringen Kenntnis, die man sich auf Grund der Geheimhaltung von diesem Zweige der Kriegsführung zu erwerben vermag, ist es nicht möglich, Vergleiche zwischen den Leistungsgraden der Luftschifferecorps der kontinentalen Armeen zu ziehen. Wir wissen aber, daß die Luftschifferabteilung des deutschen Heeres in Lichterfelde, wenn man auch wenig über ihre stille Thätigkeit hört, nicht zurückgeblieben ist und im Kriegsfalle der Heeresleitung wichtige Dienste leisten wird. Ebenso schwer läßt sich sagen, welcher Art die Zukunft der militärischen Luftschiffahrt sein wird, da fast jede Nation beständig an ihrer Vervollkommnung arbeitet, und das Problem des lenkbaren Luftschiffes unausgesetzt ingenieure Köpfe beschäftigt. Obwohl es nicht authentisch bestätigt ist, soll Frankreich, das wir immerhin als den Urheber der militärischen Aeronautik anzusehen haben, bereits ein lenkbares Luftschiff besitzen, das mit einer Geschwindigkeit von etwa 20 Knoten seinen Weg durch die Lüfte zu nehmen im Stande ist. Es giebt jetzt keine Großmacht, die den Ballon nicht als einen wichtigen Faktor in der Kriegsführung betrachtete, und man darf sich daher die Vorstellung erlauben, daß wir in einem zukünftigen europäischen Kriege, unter Voraussetzung der völligen Lösung des Problems der Lenkbarkeit, artilleristische Vorgänge in den höheren Regionen zu erwarten haben werden.

Die Hauptrolle, die dem Kriegsballon zufallen dürfte, wird die sein, Explosivkörper auf feindliche Festungen, Schiffe oder Gebäude zu werfen, wodurch, wenn man diese Perspektive weiter verfolgen will, eine gänzliche Umwälzung in der Fortifikation hervorgerufen werden würde, da man Bedacht darauf nehmen müßte, die Befestigungswerke gegen ein solches Vertikalfener zu schützen. Der Gedanke, daß etwas derartiges im Bereiche der Möglichkeit liegen könnte, ist allerdings sehr drückend. Man darf aber auf der andern Seite auch wieder von der alle Schwierigkeiten überwindenden Technik erwarten, daß sie Mittel und Wege finden wird, solche Zerstörungswerkzeuge zu bekämpfen, wie sie es auch verstanden hat, in der maritimen Kriegsführung den in der Torpedowaffe entstandenen neuen und furchtbaren Feind durch Einführung der leichten Schnelllade-Artillerie, Scheinwerfer und Torpedoschnecke sich bis zu einem gewissen Grade vom Halse zu halten und zu vernichten.

## Der neue Personen-Hauptbahnhof in Dresden.

(Siehe die Abbildung Seite 245.)

Die sächsische Königsstadt ist durch den neuen Personen-Hauptbahnhof um ein großartiges Bauwerk bereichert worden, bei dessen Ausführung es den Schöpfern, den Bauräten Giese und Weidner zu Dresden, in wahrhaft bewundernswürdiger Weise gelungen ist, die rein praktischen Zwecke mit dem Gewande architektonischer Schönheit zu umkleiden. Der gesamte Bau zerfällt in drei Teile: die große, in Straßenhöhe aufgeführte Mittelhalle und zwei mehr als vier Meter über dem Straßenniveau sich erstreckenden Seitenhallen. Die 60 Meter weite und 186 Meter breite Mittelhalle hat ihren Eingang von dem der Prager Straße zugewendeten, von einer Kuppel gekrönten Empfangsgebäude, das reichen ornamentalen und figurlichen Schmuck aufweist. Das Hauptportal krönt eine von Professor Kentsch modellierte, in Stein ausgeführte Kolossalgruppe: die Saronia mit Herrscherstab und Schild, flankiert von Allegorien der Wissenschaft und Technik. Zu beiden Seiten des Portals sind vom Bildhauer Stark geschnittene, in Bronze ausgeführte Idealgestalten als Lichtträger angebracht. Im Innern ist die Mittelhalle mit den Wappen der bedeutendsten Städte des Königreichs Sachsen geschmückt, wozu sich noch eine weitere Verzierung mit Emblemen, Blumen- und Laubgewinden in farbiger Ausführung gesellt.

Die Seitenhallen sind einfacher ausgestattet, doch tragen auch sie das Gepräge geschmackvoller Gediegenheit. Für die Bequemlichkeit der Reisenden ist auf das Beste gesorgt. Jede der Hallen hat ihre eignen Warte- und Restaurationsäle, mit allem Komfort der Neuzeit ausgerüstet. Die Wartesäle der ersten und zweiten Klasse erhielten durch Fliesen aus der Meißener Porzellanmanufaktur einen vornehmen künstlerischen Schmuck. Selbstverständlich mangelt es auch sonst nicht an allem, was der Bequemlichkeit des Reisenden dienen kann. Wärschalter, Gepäckräume, Garderobe- und Waschzimmer sind — zum Teil durch Fahrstuhlverbindung — leicht zu erreichen, und auch für den, der sich schnell rasieren und frisieren lassen möchte, ist gesorgt. Ebenso finden sich Wechselstuben und allerlei Verkaufsstände, von Post- und Telegraphenbureau ganz zu schweigen. Sogar ein Bad kann man sofort an Ort und Stelle haben.

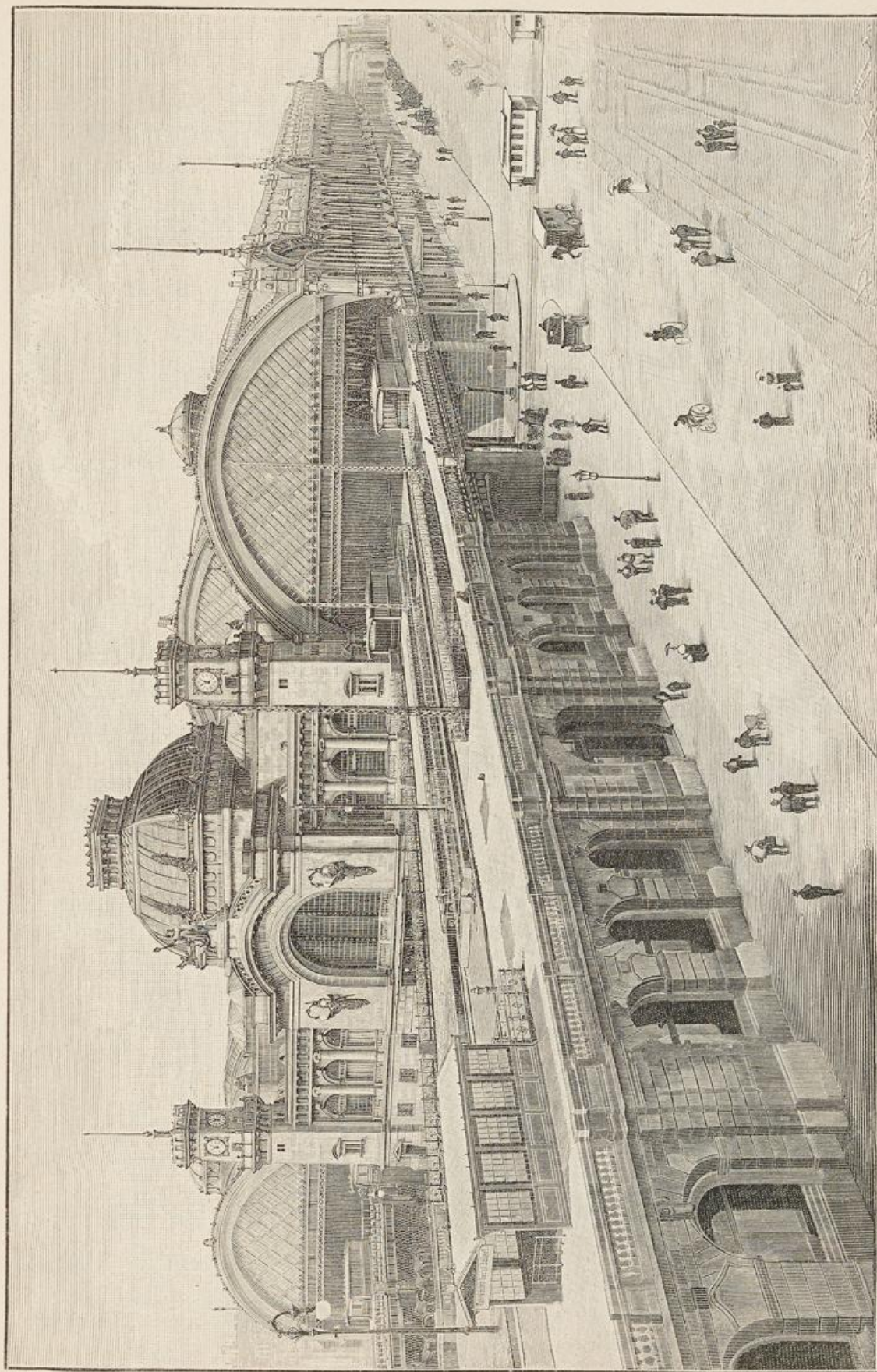
Die Ursanfänge des neuen, großartigen Verkehrsvermittlers in Elbflorenz reichen sieben Jahre zurück. Im Jahre 1891 bewilligte die sächsische Ständeversammlung für die Neuordnung der Dresdener Verkehrsverhältnisse und die Ausführung der entsprechenden Bahnverbindungen rund 35 Millionen Mark, doch wurde diese Summe später auf 58 Millionen erhöht, damit für längere Dauer den Ansprüchen des immer wachsenden Verkehrs genügt werde. Hiervon entfallen auf den Personen-Hauptbahnhof, der sich mit seinen Anlagen 2,7 Kilometer weit erstreckt, 18 Millionen und auf das Empfangsgebäude nebst Zubehör 8 Millionen Mark. Die gesamte Anlage des neuen Personen-Hauptbahnhofes hat also 26 Millionen Mark erfordert. Die eigentliche Bauzeit betrug nur zweieinhalb Jahre; die oberste Leitung des gewaltigen Werkes lag in den Händen des Oberfinanzrats Peters.

### S p r u c h.

Nicht ist das Bekannte, Alltägliche  
Dir stets am vertrautesten;  
Oft redet das Unbekannte  
Und Fremde am lautesten.

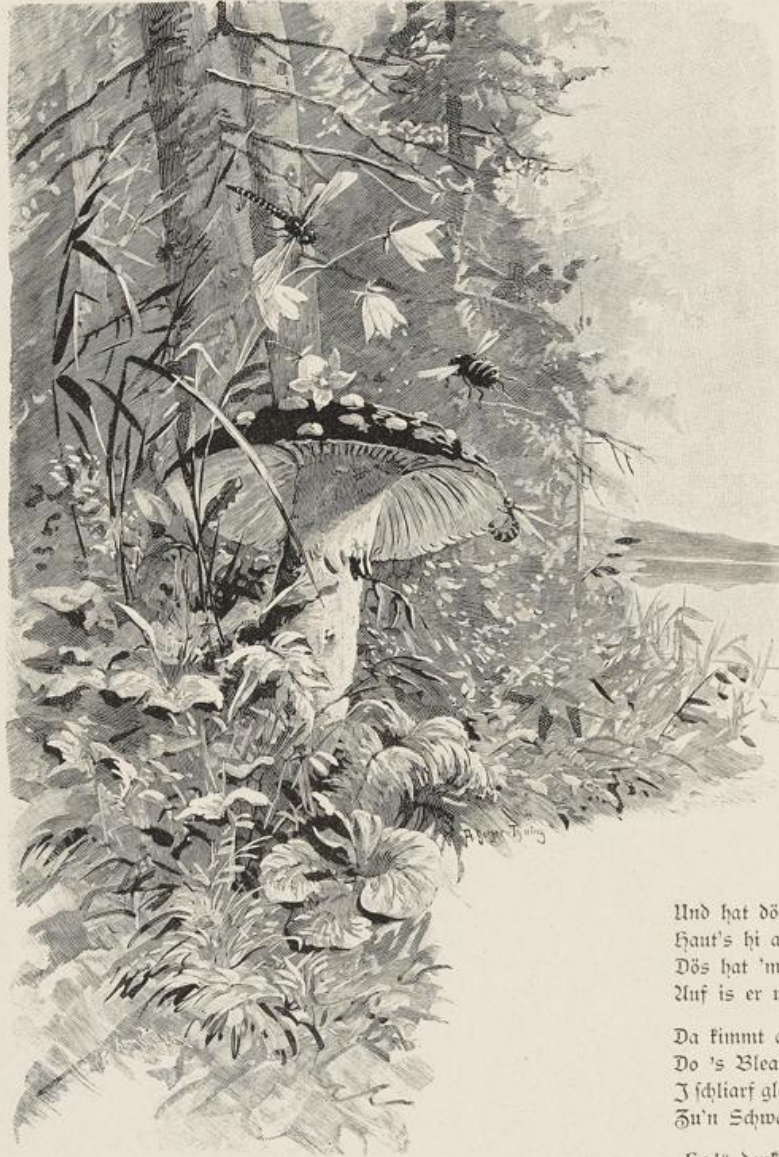
H. Stier.





Der neue Perionen-Hauptbahnhof in Dresden. Nach einer photographischen Aufnahme von M. Wette in Dresden.





## Sberbayrische Waldpoesie.

### 's Bleame und der Schwammerling.

Von

Annv Schaefer.

Mit zwei Originalzeichnungen von A. Geiger-Churing.

Du'n Bleame sagt a Schwammerling:  
„Bald's waar', wia i gern mag,  
Na gang' a G'schäft! Fran Nachbarin,  
Mir macha 'n Vertrag.

Du woast, daß in mei Dache oft  
Gern Vieche schliar'n drei',  
Und daß dös mir a Schad'n is,  
Dös leucht' dir wohl leicht ei'.

Du reckst weit über mi in  
d' Höch,  
Hast g'wis den längst'n Krag'n;  
J moa, sell machert dir nig  
aus,  
Koaft so a Viech verjag'n!

Und dafür leih' i dir mei Dach,  
Koaft untersteh, baldst magst,  
Na feant dir 's Weeta nit  
viel o,  
Jehst frag' i di, was d' sagst'?"

„Dös foo scho sei,“ sagt's  
Bleame drauf,  
„Was i vermag, soll g'schehg'n;  
Anspass' i wia ra Spitzbua  
guet,  
Da bi i ganz verweg'n!“ —

Jehst hat's dir geb'n a Heß,  
a Jag'n,  
U Treib'n Tag für Tag,  
Und 's Bleame hat's viel  
z'spat eig'feh'g'n,  
Was dös a Müah', a Plag'.

Kreilt so a Viech aufs Schwam-  
merl 'nauf,  
Na schreit's und lärm't's drauf  
hi:

„Du Deigl, machst, daß d'  
obi kommst,  
J zoag dir, wer i bi!“

Und hat dös nit dergeb'n glei,  
haut's hi aufs Dach, was's fo,  
Dös hat 'm feind 'n Schreck eig'jagt —  
Auf is er und davo.

Da kimmt amal a Weeta zog'n,  
Do 's Bleame denkt: „J lach'!  
J schliarf glei g'schwind, wia's ausg'macht is,  
Zu'n Schwammerl unters Dach!“

„Ha!“ denkt's eam nacher, „dös is fei,  
Da dank' i völli Gott  
für so 'n guat'n Unterstand,  
Jehst hat's ja gar foa Not!“

Do mitt'n drin in dera frend'  
's Bleame gachzt schwär:  
„So dampf is's scho da herin,  
Bald i grad drauß'n waar!“

Und 's Köpfi noagt's ganz obi z'leht,  
Matt is's, daß's sterb'n kimmt,  
Und eh's es selber no vermoant,  
Leit's — tut im Mias herunt.

Den Handel, den dös Bleame g'macht,  
Der hat eam kost' fei Leb'n;  
Den Unterstand zu'n Geg'nluh,  
Hat eam — a Giftschwamm geb'n!



## Einige aufklärende Worte zum Falle Dreyfus.<sup>\*)</sup>

Von einem ehemaligen Generalstabsoffizier.

Die Darlegungen des „früheren Staatsmannes“ in Heft 9 dieser Zeitschrift über die „internationale Spionage“ ließen den Leserblickenden erkennen, daß der französische Kriegsminister ein wahres Abderitenstückchen vollbrachte, als er Zola wegen seines in die Welt hinausgeschleuderten „J'accuse“ vor das Geschworenengericht citierte. Denn dem Kriegsminister ebenso wie dem Generalstabe mußte es von vornherein klar sein, daß sich die Verteidigung Zolas mit aller Macht bestreben würde, die Organisation des französischen Rundschaftsdienstes, dessen Agenten und ihre Nachenschaften vor der großen Öffentlichkeit — wie der „frühere Staatsmann“ dies scharf charakterisierte — „unter die Lupe zu nehmen“.

Nun hat aber der Verlauf des Prozesses gezeigt, wie ängstlich die militärischen Autoritäten bemüht waren, jeden Einblick zu verwehren, und wie sie die Hand, die einen Zipfel des Schleiers lüften wollte, mit erlaubten und unerlaubten Waffen wegichlugen. Nachträglich mögen sie es wohl bedauert haben, daß sie sich verleiten ließen, eine Sensationskomödie aufzuführen, statt sich mit vornehmer Nachsicht den Schein der Unantastbarkeit zu geben.

Als der Kassationshof die Wichtigkeit des Urteils gegen Zola aus formellen Gründen aussprach, da fragte sich die aufgewühlte öffentliche Meinung der ganzen Welt, ob dies Ergebnis wirklich das Mäuschen sei, das der freibende Berg gebar. Gewiß war durch den Ausweg, den der Kassationshof gefunden hatte, die Möglichkeit geboten, die glühend gewordenen Leidenschaften auskühlen zu lassen, bevor der Wahrheit endlich doch ihr Recht werden sollte. Aber das Kriegsgericht, dem nun das Klagerecht zugeschoben erscheint, konnte es trotz mannigfacher Warnungen von seiten staatlicher und auch militärischer Autoritäten nicht über sich gewinnen, ruhig hinter dem Schilde des Bewußtseins der nach bestem Wissen und Gewissen erfüllten Pflicht zu bleiben. Es hat neuerdings die Klage erhoben, und die ganze alte Sache wird nun nochmals vor der Welt aufgerollt. Neue, schwerwiegende Enthüllungen sind mittlerweile erfolgt. Zweifels- ohne wird der Kampf vor den Geschworenen mit verdoppelter Erbitterung geführt werden. Grelles Licht wird

\*) Wir entnehmen diesen interessanten Aufsatz, gleich dem eingangs erwähnten Artikel über „Internationale Spionage“, dem Juniheft der „Deutschen Revue“, herausgegeben von Richard Fleischer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

auf die unrühmlichen Nachenschaften, auf die Bestechungen, Veruntreuungen und Entwendungen fallen, deren sich der offizielle militärische Rundschaftsdienst bedienen zu müssen glaubt.

Zu einem Epiloge zu dem neuerlichen Prozeß Zola, dessen Hauptzweck von seiten der Verteidigung wieder nur die Erzielung einer Revision des Prozesses Dreyfus sein wird, wollen wir später nachweisen, daß der „frühere Staatsmann“ nur scheinbar das Richtige trifft, wenn er die Frage ob es sich lohne, auch für die militärische Spionage im Frieden Geld auszugeben, mit einem unbedingten „Ja“ beantwortet. Die Geschichte der Kriegsvorbereitung, zu der notwendigerweise auch die Erkundung der Streitkräfte gehört, die zu bekämpfen sein werden, ist untrennbar von der Geschichte des Krieges selbst, daher denn auch in den maßgebenden Schilderungen der europäischen Kriege unserer Zeit der beiderseitigen Kriegsvorbereitung besonderes Augenmerk gewidmet wird. Es liegt also sowohl in den offiziellen



Zu dem Gedicht: 's Bleame und der Schwammerling.



Generalstabswerken als in den Mitteilungen von hervorragenden, in militär-diplomatischem Dienst verwendeten Persönlichkeiten eine Fülle von Thatsachen vor, so unzweifelhaft und belehrend, daß ihre Ueberschau der Bildung eines endgültigen Urteils über den Wert oder Unwert militärischer Spionage im Frieden die festesten Stützpunkte darbietet.

Eine solche Ueberschau behalten wir uns vor den Lesern vielleicht nach Abschluß des neuen Zola-Prozesses, durch die Ergebnisse desselben erläutert, zu vermitteln. Für heute beschränken wir uns darauf, die Anschauungen zu skizzieren, die sich in den leitenden Generalstäben der großen europäischen Armeen über die Affaire Dreyfus samt allen ihren Folgen allmählich herausgebildet haben. Die Richtigkeit dieser Anschauungen können wir selbstverständlich nicht verbürgen; denn sie sind ja nichts andres als Krystallisationsprodukte von kurzen Bemerkungen, vielleicht kleinen Indiskretionen einzelner oder minder Wissender: ein *Op dit also*, aber ein solches, das auf festen Grundlagen ruht.

Man erzählt: Einige Zeit vor dem Zustandekommen der franko-russischen Allianz, als aber schon bemerkenswerte Intimität in den diplomatischen Beziehungen der beiden Staaten und ihrer Vertreter vorherrschte, verlangte der russische Militärbevollmächtigte in Paris vom Kapitän Dreyfus eine übersichtliche Zusammenstellung der gesamten Streitkräfte Frankreichs. Dreyfus machte dem Generalstabschef von diesem Begehren Mitteilung und empfing die Weisung, das Tableau ohne weiteres aufzustellen, aber vorher seinem General vorzulegen. Die Arbeit des Kapitäns fand keinen Beifall beim Generalstabschef, der eine Umarbeitung mit dem Anjage höherer Statsziffern forderte, deren Begründung in Maßnahmen lag, die eben erst projektirt waren. Hiergegen erhob Dreyfus die Vorstellung, daß er dem russischen Kameraden, dem ja auch ein Gegen dienst geleistet werden sollte, unmöglich eine Aufstellung bieten könne, die dem augenblicklichen Stande der Dinge nicht entsprach. Der Generalstabschef ließ die Arbeit des Kapitäns Dreyfus vernichten und beauftragte den damals als „Comte Esterhazy“ geltenden Kapitän Walsin mit der Verfassung eines den französischen Interessen besser dienenden Tableaus. Dieses wurde an den russischen Offizier geschickt, ob von Dreyfus oder nicht, ist zweifelhaft. Verbürgt aber soll sein, daß Dreyfus glaubte, er sei es selbst schuldig, bei dem russischen Militärattaché die Meinung nicht aufkommen zu lassen, daß er es gewesen sei, der die unrichtigen Daten aufgestellt habe, und daß Dreyfus, nur dieses eine Interesse verfolgend und jedes Staatsinteresse außer acht lassend, dem russischen Attaché auch die richtigen Ziffern überreichte.

Diese That des Kapitäns Dreyfus erfuhr der Generalstabschef aber erst — und zwar durch Esterhazy —, als das in der Portierloge der deutschen Gesandtschaft unterschlagene „Bordereau“ die große Spionage-Affaire aufwirbelte, die zum Prozeß gegen Dreyfus und zu dessen Verurteilung führte. Es ist erklärlich, daß die französischen Autoritäten, die so viel Gewicht auf die möglichst hohe Werthschätzung ihrer Streitkräfte von russischer Seite legten, jene Handlung des Dreyfus als ein schweres Verbrechen auffaßten. Gewiß liegt in derselben eine positive, aber auch die einzige Schuld desjenigen, der dann als Blizableiter für Esterhazy dienen mußte. Wie dieser letztere, der sich mit seinem zweifelhaften aristokratischen Namen auch in diplomatische Kreise lancierte, die Rolle des Doppelgänger — nach den Grundsätzen Napoleons I. — übernahm und durchführte, dies ließ schon der erste Prozeß Zola erkennen; der zweite wird wohl noch mehr Licht darüber verbreiten.

## Zur Statistik des Frauenstudiums.

Von

Richard Dulckow.

Vor etwa fünfundsiebenzig Jahren stellte die würdige Frau Fanny Lewald bezüglich der Frauenbildung folgende Leitsätze auf:

1. Es muß jedem Menschen — gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts — in einem Kulturstaate freistehen, zu erlernen, was er will.

2. Die von Staat oder Gemeinde begründeten Bildungsanstalten dürfen niemand verschlossen werden, der die Befähigung nachweist, daß er sie mit Erfolg benutzen kann.

3. Jeder, der die vom Staate für das Studium der Kunst und Wissenschaften vorgeschriebenen Kurse durchgemacht hat, darf gegen die gesetzmäßige Vergütung den Anspruch erheben, darauf geprüft zu werden, ob er den gestellten Anforderungen genügt.

4. Jeder unbildete Mensch muß das, was er nachgewiesenermaßen gelernt hat, zu seinem und seiner Mitmenschen Nutzen ausüben können, wenn man diese Dienste in Anspruch nimmt.

Die Fassung und der Inhalt dieser Sätze sind so klar und einleuchtend, daß man glauben müßte, sie hätten sich im Laufe der langen Zeit längst in Thatsachen umgesetzt, und es gäbe niemand mehr, der den Anspruch der Frauen auf eine vertieftere Geistesbildung bekämpft oder gar denselben praktische Schwierigkeiten entgegenstellt. Leider aber liegen die Sachen ganz anders. Recht bezeichnend für diese Zeit des Ringens der Frauen nach erweitertem geistigem Besitz ist die folgende kleine Geschichte. Herr Geheimrat Professor Dr. Brunner erachtete es bei seinem offiziellen Scheiden von dem Rektorat der Berliner Universität am 15. Oktober vorigen Jahres für zweckmäßig, den studierenden Damen zum Abschied noch einen kleinen Dieb zu versehen. Er erzählte unter der „Heiterkeit“ der Versammlung, daß bei den üblichen Revisionen (!) unter der Hörerschaft der Vorlesungen häufig Damen betroffen würden, die keine Erlaubnis zum Kollegienbesuch aufweisen könnten! Daß der Herr Professor ein entragierter Feind des Frauenstudiums ist, war ja längst bekannt, daß er aber auch recht kleinlich sein kann, erfuhr man erst in jener Festversammlung, die sich zur Heiterkeit anregen ließ, als der höchste Universitätsbeamte seine Abneigung gegen das Frauenstudium in ironischer Weise zu erkennen gab.

Man darf ja zugeben, daß sich in der letzten Zeit manches auf den deutschen Universitäten für die studierenden Frauen günstiger gestaltet hat, daß Bonn, Breslau und Göttingen wesentliche Erleichterungen haben eintreten lassen, und daß ganz besonders Halle sich entgegenkommend zeigt. Auch Leipzig darf in freundslichem Sinne genannt werden, da die Damen zu den Vorlesungen fast aller Dozenten zugelassen werden. Dagegen muß neuerdings eine ministerielle Erlaubnis zum Besuche der Vorlesungen eingeholt werden. In Halle sind sämtliche Laboratorien, Präparierkäle, Seminarierien und Vorlesungen den Studentinnen, welche die Maturitätsprüfung bestanden haben, ohne Einschränkung geöffnet, den ungenügend Vorgebildeten aber werden bei der Aufnahme — mit Recht — Schwierigkeiten gemacht. Ähnlich verfährt man in Göttingen, während in Berlin und Breslau zum Beispiel der Zulassung der Frauen im einzelnen keine allzu erheblichen Schwierigkeiten mehr bereitet werden. Mit solcher Konnivenz ist aber den tüchtig und gründlich Vorbereiteten keineswegs gebietet; sie haben ihr Abiturientenzeugnis in der Tasche und wünschen nun auch dafür von allen Erschwernissen befreit zu sein, und vor allem: sie wünschen regelrecht immatrikuliert zu werden! Dieser Punkt verlangt dringend Abhilfe, denn



noch keine von den zwanzig deutschen Universitäten statuiert die Immatrikulation für Frauen, und eine nicht unbedeutende Zahl — wir kommen weiter unten darauf zurück — lehnt noch die Zulassung zu den Vorlesungen überhaupt ab. Also alle in Deutschland studierenden Frauen sind nur Hospitantinnen, nicht Studentinnen. Solange aber die Immatrikulation nicht durchgesetzt ist, wird auch die schon vor etwa zwei Jahren in Aussicht gestellte Zulassung zu den Staatsprüfungen nicht verwirklicht werden. Noch vor kurzem ist mir ein Fall bekannt geworden, in dem eine durchaus qualifizierte Dame trotz der Erfüllung aller Vorbedingungen zur Staatsprüfung nicht zugelassen wurde. Noch immer ist ferner die medizinische Fakultät in Berlin auch denjenigen Damen, die die Maturitätsprüfung bestanden haben, so gut wie verschlossen, da sie zu den unentbehrlichen anatomischen Studien nicht zugelassen werden. Man meint, daß die Herren Professoren Waldeyer und von Bergmann sich gegen die Zulassung sträuben. Nun will allerdings Herr Professor Benda einen Präparier- und Sezierkursus für Damen an der Berliner Universität übernehmen, der in einem besonderen Raume abgehalten werden soll; aber so sehr auch dies freundliche Anerbieten zu begrüßen ist, so muß doch als erstrebenswerter Ziel der gemeinsame Unterricht vorzuziehen, weil sonst immer wieder die Studien der Frauen als nicht gleichwertig erachtet werden würden.

In jedem Falle war es ein unerträglicher Zustand, daß die jungen Berliner Damen, die ihre Studien an den von Fräulein Helene Lange in Berlin geleiteten Gymnasialkursen mit der gut bestandenen Maturitätsprüfung abgeschlossen hatten, zum Studium der Medizin nach Halle übersiedeln, also das Elternhaus verlassen mußten. Für solche schweren Uebelstände ist in absehbarer Zeit noch keinerlei Abhilfe zu erhoffen, da die parlamentarischen Kreise in dieser wichtigen Frage eine schwer begreifliche Gleichgültigkeit an den Tag legen und die passendsten Gelegenheiten vorübergehen lassen, auf eine durchgehende Erleichterung des Frauenstudiums hinzuwirken. Auf die freundliche Anregung des Prinzen zu Schönau-Carolath ließ sich der Staatssekretär Graf von Posadowski kürzlich im Parlament über das Frauenstudium und die demselben gemachten Konzeptionen ziemlich eingehend aus, aber trotz der fulanten Form, die er beobachtete, glückte es ihm doch nicht, die ernststen Schwierigkeiten zu verbergen, mit denen die studierenden Frauen heute noch immer zu kämpfen haben. Denn im Grunde steht es noch immer wie früher: die Damen können studieren unter zwei Bedingungen. Der Rektor der Universität und der Kurator derselben müssen mit ihrem gastweisen Besuch der Hochschule einverstanden sein. Ist die Zustimmung dieser beiden Instanzen vorhanden, so fehlt immer noch ein drittes: das Recht, auf Grund des Hospitantenscheins nun auch wirklich die Kollegien besuchen zu können. Dieses Recht kann aber nur erlangt werden durch die Genehmigung des einzelnen Dozenten. Veragt dieser oder jener Dozent den Zutritt zu seiner Vorlesung, so ist die eingeholte Genehmigung des Rektors und des Kurators völlig illusorisch und der Hospitantenschein ein wertloses Stück Papier. Hier liegt der Springpunkt der ganzen Frage, hier muß Wandel geschaffen werden. Wenn Rektor und Kurator die Genehmigung zum Besuch der Kollegien erteilt haben, so muß die studierende Dame dem jeweiligen Belieben des Dozenten entzogen sein; sie muß frei wählen dürfen nach ihren Neigungen und Bedürfnissen, und der Dozent muß auf Grund des erteilten Hospitantenscheins stillschweigend seine Einwilligung zum Besuch seiner Vorlesung erteilen; die persönliche Vorstellung darf nur eine Sache der höflichen Form sein.

Wir sprechen hier nur von den reichsdeutschen Verhältnissen, wollen aber doch ganz beiläufig bemerken, daß die Dinge in dem uns verbündeten Nachbarstaat Oesterreich

auf diesem Gebiete bereits eine viel günstigere Gestalt gewonnen haben. In Wien werden die Damen unbehindert zu allen Vorlesungen und zu den Doktorpromotionen zugelassen. Die erste Promotion einer Dame fand dort am 2. April 1897 statt. Diese hatte die medizinische Staatsprüfung glänzend bestanden, und der Akt ging daher mit besonderer Feierlichkeit vor sich. Ich kann es mir nicht versagen, die Ansprache, die der Rektor der Universität, Professor Dr. Reinisch, bei dieser Gelegenheit an die Dame hielt, als ein charakteristisches Zeugnis einer vorurteilsfreien Auffassung der Frauenbildung in ihrem wesentlichen Teile herzusetzen. Professor Reinisch sagte: „Die heutige Promotionsfeier gewinnt für unsere Hochschule eine ganz besondere Bedeutung. Seit dem Bestehen unserer altberühmten Alma mater wird heute zum ersten Male einer Dame das Doktorat verliehen. Ich beglückwünsche Sie, meine hochverehrte Kandidatin, deshalb auf das herzlichste und zolle Ihnen meine achtungsvolle Anerkennung. Ich beglückwünsche Sie als mutige, siegreiche Vorkämpferin um die Erweiterung der Frauenrechte. Möge man über diese Frage denken, wie man will, so viel wird jeder frei Urteilende und frei Denkende zugestehen müssen, daß durch die Erweiterung des Gesichtskreises der Frauen auch das gesamte Volk auf ein höheres intellektuelles und moralisches Niveau emporgehoben wird. Da Frauen an Intelligenz und Willenskraft nicht den Männern nachstehen, so ist nicht einzusehen, weshalb den Frauen höhere Intelligenzkreise verschlossen bleiben sollen.“

Wenn wir diese Dinge hier eingehend zur Sprache bringen, so dürfen wir eines weithin hallenden Echos sicher sein, da sowohl an die Redaktion von „Neuer Land und Meer“ verschiedene dahin gehende Anfragen und Anträge ergangen sind, als auch der Verfasser dieser Aufsätze mehrfach private Auskünfte auf Fragen hat erteilen müssen, die von ernstem und eingehendem Interesse zeugen. Aus diesem Grunde haben wir hier die wesentlichsten Gesichtspunkte zusammengefaßt und zugleich auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die unsern studierenden Töchtern noch immer entgegenstehen, und die sich unschwer beseitigen ließen, wenn die Reichsgesetzgebung hier die bessernde Hand anlegen wollte!

Wir haben oben gesagt, daß so manche Erleichterungen eingetreten sind, daß auch in Berlin die Verhältnisse im einzelnen sich günstiger gestaltet haben. Man geht wohl nicht fehl, wenn dieser leichte Umschwung zum Besseren auf die Initiative des jetzigen Rektors, Herrn Professors Schmoller, zurückgeführt wird. So hat sich denn naturgemäß die Zahl der studierenden Damen in Berlin seit dem vorigen Wintersemester wesentlich erhöht. Im Winter 1896—97 studierten in Berlin 95 Damen, im Winter 1897—98 bereits 162, von denen die weitaus größte Mehrzahl sich auf die mannigfachen Gebiete der philosophischen Fakultät verteilt; die Theologie und Jurisprudenz hat je drei Hörerinnen, die Medizin nur eine. Der Grund dieser befremdlichen Erscheinung wurde oben dargelegt. Während in den ersten Zeiten der Zulassung von Damen in Berlin die Ausländerinnen ein unverhältnismäßig hohes Kontingent stellten, überwiegt jetzt sehr stark das Deutschtum. Unter den 162 Damen sind 98 Deutsche, 26 Amerikanerinnen, 2 Russinnen, 2 aus Frankreich und je eine aus der Schweiz, Holland, Finnland, Ungarn und Bulgarien. Die Damen haben eine akademische Vereinigung gegründet, die sich jeden zweiten Mittwoch im Monat zu Vorträgen und geselliger Unterhaltung zusammensindet; sie haben zu diesen Abenden auch bereits die Professoren eingeladen und freundliche Zusagen erhalten. Aus den Vereinsberichten geht hervor, daß die Damen auch kommentmäßig ihren Salamander reiben — eine „Begleitererscheinung“, an die man sich doch erst gewöhnen muß. Die Vereinigung besteht seit



dem 22. November vorigen Jahres, nennt sich „Verein der studierenden Frauen Berlins“ und hat gegenwärtig 60 Mitglieder. Der Verein hat nach den Satzungen den Zweck: 1. Förderung der Interessen der studierenden Frauen und Pflege des Zusammengehörigkeitsgefühls, 2. Förderung und Erweiterung der Allgemeinbildung durch Referate, Diskussionen über wissenschaftliche Themata und Zeitfragen, 3. Erteilung von Auskunft an studierende Frauen, 4. Pflege kollegialer Geselligkeit, 5. Gründung eines Stipendienfonds für die aktiven bedürftigen Mitglieder des Vereins.

Die Zahl von fast hundert deutschen Damen, die an der Berliner Universität gegenwärtig Vorlesungen hören, darf als keine hohe angesehen werden. Man muß bedenken, daß die nach Vertiefung ihrer Geistesbildung strebenden Damen den geistigen Mittelpunkt Deutschlands nicht nur der Vorlesungen halber aufsuchen, sondern daß sie auch die reichhaltigen Schätze der Kunst und Wissenschaft und die sonstigen mannigfachen geistigen Anregungen genießen und benutzen wollen. Eine Gefahr, daß die Damen in so großer Zahl die Universitäten aufsuchen könnten, daß die bestehenden Einrichtungen nicht ausreichen und eine „vollkommene Umwälzung“ eintreten könnte, wie Professor Virchow in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 11. März erklärte, eine solche Gefahr liegt nach unsrer Ueberzeugung nicht vor, weil unsre ganze bisherige Erziehung nicht auf den Ernst und die Selbstverleugnung vorbereitet hat, die das Studium von den Frauen verlangen muß. Daß es unter den Damen „sehr ausgezeichnete Mitglieder des Menschengeschlechts“ giebt, die sich zum Studium eignen und „wesentlichen Gewinn für die eigentlichen akademischen Wissenschaften erzielen könnten“, gab Virchow trotz seiner Einwendungen rüchhaltlos zu.

Wenn man nun die Damenfrequenz an den andern deutschen Universitäten betrachtet, so wird die Gefahr einer Ueberflutung derselben durch das weibliche Geschlecht ein-  
weilen in recht weite Fernen gerückt. Nach der bedeutend scheinenden Berliner Ziffer von 162 Hospitantinnen kommen nämlich Heidelberg und Breslau mit 30, Freiburg i. B. mit 28, Göttingen und Greifswald mit je 20, Kiel mit 22, Königsberg mit 13, Bonn und Leipzig mit je 12, Halle mit 8, Rostock mit 4, ebenso Erlangen mit 4 Hospitantinnen, die sämtlich bei Herrn Professor Varrhagen Englisch und Französisch hören, endlich Tübingen und Marburg mit je zwei Hörerinnen. Was München betrifft, so schreibt mir das Sekretariat, daß „Frauen nur ganz ausnahmsweise, je durch besondere Ministerialgenehmigung die Erlaubnis zum Besuch allgemeiner Vorlesungen erhalten“; über diese führt die Universität kein Verzeichnis. Augenblicklich sind „zwei oder drei“ zugelassen. Ebenso liegt die Sache in Würzburg bezüglich der Genehmigung, man schreibt mir aber, daß dort „zurzeit“ keine Dame hospitiert. Ich nehme an, daß dort bis jetzt überhaupt keine Dame Vorlesungen besucht hat. Die Universitäten Jena, Gießen, Straßburg lassen überhaupt keine Hospitantinnen zu, was mir besonders bei der reichsständischen Universität Straßburg sehr verwunderlich erscheint. Sollte die Zulassung von Frauen zu der so stattlich dotierten Kaiser Wilhelms-Universität nicht auch als ein Verjöhnungsmittel, als eine „moralische Eroberung“ anzusehen sein?

Auf die Erleichterungen, die an verschiedenen Universitäten bereits eingetreten sind, habe ich oben namentlich hingewiesen; von Göttingen, Halle, Heidelberg und Leipzig ist noch zu bemerken, daß die Promotion zum doctor philosophiae auch ohne Reisezeugnis und regelrechte Immatriculation bei sonstiger Qualifikation auf Beschluß der Fakultät gewährt werden kann. Mir ist nicht bekannt, ob diese Konzession bereits in die Praxis übergegangen ist.

Wir werden uns nun denjenigen Veranstaltungen zuwenden haben, die durch gymnasiale Kurse in systemati-

cher Weise auf den Universitätsbesuch vorbereiten. Sie verdanken ihre Entstehung ganz direkt der Frauenbewegung, die es sich seit drei Jahrzehnten zur Aufgabe gemacht hat, das weibliche Geschlecht auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu heben und ihm einen erweiterten Wirkungsbereich zu sichern. Naturgemäß mußte besonders der Wunsch hervortreten, den Frauen zu den wissenschaftlichen Berufsarten Zutritt zu verschaffen, sie also vor allem als Frauenärztinnen und als akademisch gebildete Lehrerinnen thätig zu sehen. Da die Ausbildung hierzu nur auf Universitäten erworben werden kann, der Staat aber die Zulassung zum akademischen Studium an den Nachweis gymnasialer Vorbildung knüpft, so mußte es zunächst das Bestreben der Frauen sein, den Beweis für die Fähigkeit zu erbringen, sich diese Vorbildung auch tatsächlich anzueignen.

Solcher gymnasialen Vorbildungsstätten giebt es in Deutschland drei: in Karlsruhe, Berlin und Leipzig. Eine ähnliche Veranstaltung in Bremen kam wegen Mangels an Beteiligung nicht zu stande; geplant werden solche in Breslau, München, Köln, Königsberg. Für uns kommen also diese Städte einstweilen nicht in Betracht.

Ehe wir uns zu den genannten Mädchengymnasien wenden, werden wir noch einen Blick auf das unter der Leitung des Fräulein Mir von Cotta stehende Victoria-Lyceum in Berlin werfen müssen, das freilich nur allgemeine Bildungsziele verfolgt und die Vorbereitung auf das Universitätsstudium nicht ins Auge faßt, aber sich durch Einrichtung von Vortragskursen und Unterrichtsstunden ein sehr bedeutendes Verdienst um die Ausbildung des weiblichen Geschlechts, ganz besonders um die Fortbildung geprüfter Lehrerinnen, erworben hatte. Diese Fortbildungskurse für geprüfte Lehrerinnen bestanden schon seit dem 23. Mai 1888 und wurden 1892 von der preussischen Regierung formell anerkannt und genehmigt. In einem Ministerialerlaß vom 19. Oktober 1892 wurde als das Ziel derselben bezeichnet: „Der formalen Befähigung zum Unterrichten in sämtlichen Klassen der Volks-, Mittel- und höheren Mädchenschulen durch einen dreijährigen Studiengang diejenige wissenschaftliche Methode und stoffliche Beherrschung des Gegenstandes hinzuzufügen, die eine erhöhte Lehrbefähigung darzustellen geeignet ist.“

Oftern 1893 entstanden sodann auch in Göttingen wissenschaftliche Fortbildungskurse mit gleichen Zielen wie die Berliner; sie wurden ebenfalls von der preussischen Regierung anerkannt durch Entsendung eines Kommissars zu der nach zweijährigem Studium abzulegenden Prüfung.

Als nun durch Verfügung vom 31. Mai 1894 ein Oberlehrerinnenexamen für Preußen geschaffen worden war, handelte es sich für diese Kurse nun darum, sich den Prüfungsvorschriften anzupassen, um so mehr, als der preussische Kultusminister in einem Reskript vom 18. Juli 1894 die Berliner und Göttinger Fortbildungskurse als geeignete Anstalten zur Ausbildung von Oberlehrerinnen bezeichnet hatte. Wir bemerken hier nur ganz kurz, daß in dieser Oberlehrerinnenprüfung die Bewerberinnen den Nachweis zu führen haben, daß sie in zweien von ihnen selbst zu wählenden Unterrichtsgegenständen „umsichtig und gründlich gearbeitet und dasjenige wissenschaftliche Verständnis erworben haben, das sie befähigt, den Unterricht auf der Oberstufe der höheren Mädchenschule mit Erfolg zu erteilen“. Auf Grund der in beiden Gegenständen bestandenen Prüfung erhält die Bewerberin das Zeugnis, daß sie zur Uebernahme einer Stelle als Oberlehrerin und nach Ablegung der (praktischen) Schulpflegerinnenprüfung für die Leitung einer höheren Mädchenschule befähigt ist. Vor dieser Prüfung muß die Lehrerin fünf Jahre praktisch thätig gewesen sein. Es leuchtet ein, daß die Organisation der Berliner wie der Göttinger Kurse den Aspirantinnen zu dieser Oberlehrerinnenprüfung in sehr geeigneter Weise entgegenkam.



In Bezug auf das praktische Ziel der Kurse wurde keine Aenderung geboten; sie dienen nach wie vor dem Zwecke, seminaristisch gebildete Lehrerinnen durch wissenschaftliches Studium in den Stand zu setzen, den Unterricht in den Oberklassen der höheren Mädchenschulen zu übernehmen, wo bis dahin ausschließlich der akademisch gebildete Lehrer gewaltet hatte. Dagegen mußte am Viktoria-Lyceum, das einen dreijährigen Kursus gehabt hatte, in Beziehung auf den Lehrplan und die Verteilung des Stoffes eine Umgestaltung vorgenommen werden. Um solchen Lehrerinnen, die nicht im Stande sind, längere Jahre auf Proterwerb zu verzichten, doch die Möglichkeit einer Vorbildung für das Oberlehrerinnenexamen zu ermöglichen, wurde die Studienzeit auf zwei Jahre festgesetzt, eine Maßregel, die eine gründliche wissenschaftliche Durchbildung naturgemäß erschweren mußte, durch die praktischen Verhältnisse aber geboten erschien.

Die Unterrichtsfächer am Viktoria-Lyceum sind: Religion, Geschichte, Deutsch, Französisch, Englisch. Außer diesen Fächern sind aber für die Hospitantinnen noch besondere Gegenstände (Kunstgeschichte, Botanik, Physik, Philosophie, Pädagogik, Metaphisik) eingerichtet, die für die Aspirantinnen auf das Oberlehrerinnenexamen nicht in Betracht kommen. Es sei noch bemerkt, daß die Kurse für die Lehrerinnen im Viktoria-Lyceum in die Nachmittagsstunden von 4 bis 8 Uhr, die Hospitantenkurse in die Vormittagsstunden von 11 bis 1 Uhr fallen. Der gesamte Unterricht liegt in den Händen vorzüglicher Lehrkräfte. Die Direktorin des Viktoria-Lyceums, Fräulein A. von Gotta, wohnt in Berlin W., Potsdamerstraße 39, Gartenhaus.

Man darf sagen, daß diese Anstalt sich bedeutende Verdienste um die höhere geistige Bildung der Frauen erworben hat.

Wir kommen nun zu dem Mädchengymnasium in Karlsruhe, den Gymnasialkursen für Frauen in Berlin und Leipzig. Das Karlsruher Mädchengymnasium wurde zu Michaelis 1893 von dem Verein „Frauenbildungsreform“ begründet. Dieser Verein, dessen Sitz früher in Weimar war, jetzt aber nach Hannover verlegt worden ist, hat sich seit seinem Bestehen die Errichtung von Mädchengymnasien zur Hauptaufgabe gestellt und unterstützt auch jetzt noch die Karlsruher Schule. Sie wurde am 16. September 1893 eröffnet und zum Leiter der Professor Dr. Haag aus Bern berufen; seit Ostern 1894 steht sie unter der Leitung des Professors Dr. Friedrich Müller vom Realgymnasium in Karlsruhe. Die Anstalt will den Mädchen die Bildung des humanistischen Gymnasiums geben und nimmt Schülerinnen auf, welche die untersten sechs Klassen einer voll ausgestatteten zehnklassigen höheren Mädchenschule durchgemacht, also das Alter von zwölf Jahren erreicht haben. Mit Ausnahme des Latein würde also die unterste Klasse des Mädchengymnasiums etwa der Obertertia entsprechen. Diese Bezeichnung führt die Klasse indessen nicht, man sieht sie vielmehr als Uebergangsklasse an und fördert die Schülerinnen derselben thunlichst so weit, daß sie von Obertertia ab in allen Lehrfächern mit Ausnahme der alten Sprachen daselbe Penjum leisten wie die Gymnasialisten. In der Uebergangsklasse ist naturgemäß der häusliche Fleiß etwas angestrongter als auf den Gymnasien, was manchen Austritt zur Folge hatte; dafür ist aber die Zahl der Lehrstunden geringer als auf Obertertia. Im Sommer wurden 27, im Winter 25 Stunden wöchentlich erteilt. Der Lehrplan der Klassen Obertertia bis Oberprima ist derselbe wie auf den Gymnasien, mit Ausnahme des Lateinischen und Griechischen, in denen die Mädchen nur das Penjum von Obersekunda der Gymnasien erreichen. Der griechische Unterricht beginnt erst auf Obertertia. Von den 22 Schülerinnen, die im Jahre 1893 die erste Unterklasse bildeten (im Alter von 12 bis über 30 Jahre) sind

jetzt (März 1898) noch 4 vorhanden, die im Sommer 1899 fürs Maturum reif sein sollen. Die Uebergangsklasse ist seit 1896 wegen finanzieller Verhältnisse in Bedrängnis geraten; die Frequenz der andern Klassen beträgt im Augenblick: Obertertia 4, Untersekunda 5, Obersekunda 2, Unterprima 4, ist also eine recht schwache. Der Prozeß des erwünschten Ueberganges der Schule an die Stadt ist im Gange, aber noch keineswegs beendet. Jedenfalls wird die Schule künftig dem Verhältnis zu einem Verein entzogen sein, und dieser wird fortan nur einen Zuschuß von jährlich 5000 Mark an die Stadt übernehmen. Mit dieser Uebernahme der Schule auf die Stadt wird jedenfalls eine gründliche Reorganisation verbunden sein, und es wäre uniers Erachtens sehr zu wünschen, daß der Eintritt alsdann erst mit der absolvierten höheren Mädchenschule, das heißt nach dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre, stattzufinden hätte. Denn die Wahl des Berufes darf nur in ein Lebensalter fallen, in dem das Mädchen bereits die nötige Reife für einen solchen ernsten Entschluß hat. Der Eintritt ins Gymnasium muß aus eigenem innerem Antriebe erfolgen und darf kein von den Eltern veranlaßter Schritt sein.

Die Berliner Gymnasialkurse für Frauen stehen unter der Leitung des Fräulein Helene Lange, der bekannten klugen und thatkräftigen Führerin der Frauenbewegung. Die Kurse wurden am 10. Oktober 1889 im Beisein der Kaiserin Friedrich unter dem Namen „Realkurse für Frauen“ eröffnet, und die Leiterin legte bei dieser Gelegenheit dar, daß dieselben den Zweck verfolgen, „die sprachlich-ästhetische Bildung, welche die höhere Mädchenschule vermittelt, zu vertiefen und zu erweitern, den Frauen eine Erweiterung ihres Gesichtskreises zu geben und ihnen durch eine Realschulbildung die höheren gewerblichen und wissenschaftlichen Berufsarten zu erschließen.“ Die Unterrichtsgegenstände waren: Mathematik, Physik, Chemie, Grundzüge der Wirtschaftslehre, Deutsch, Französisch, Englisch. Diese Kurse sind nach vier Jahren erfolgreichen Bestehens mit dem am 12. Oktober 1893 eröffneten Berliner Gymnasialkursen verschmolzen worden und haben insofern ihren ursprünglichen Charakter verloren, als die jetzigen Gymnasialkurse programmäßig und thatsächlich die zur Maturitätsprüfung notwendige Vorbildung geben. Die Mädchen werden ebenso behandelt wie die Extraner der Gymnasien und legen an einem von der Regierung zu bestimmenden Gymnasium die Reifeprüfung ab. Man darf mit Zug annehmen, daß ihnen dabei nichts geschenkt wird. Zu Ostern 1896 (8. März) legte die städtische Zahl von sechs Abiturientinnen, sämtlich Schülerinnen der Gymnasialkurse, am königlichen Luisen-Gymnasium vor der Prüfungskommission unter Vorh. des königlichen Provinzialschulrats Bilger die Prüfung mit gutem Erfolge ab. Diese sechs waren nicht etwa die Uebriggebliebenen aus einer Reihe Nichtbestandener, sondern nur diese sechs hatten sich zur Prüfung gemeldet. Von jedem Gesichtspunkt aus muß dies Resultat als ein überaus erfreuliches bezeichnet werden, da es den Beweis lieferte, daß die geistige Begabung der Mädchen durchaus ausreichend ist zur Erreichung bestimmter wissenschaftlicher Ziele. Auch die späteren Prüfungen waren erfolgreich, und es darf als bezeichnend angesehen werden, daß alle Abiturientinnen der Gymnasialkurse auch Studentinnen geworden sind. Von diesen studieren 4 Medizin, 1 Mathematik, 1 Mathematik und Naturwissenschaften, 4 Philologie und zwar 3 in Halle, 1 in Göttingen, 5 in Berlin. Zu Ostern dieses Jahres gingen vier Aspirantinnen ins Maturitätsexamen und bestanden es glücklich. Was die Gesamtfrequenz dieser Kurse betrifft, so hat Klasse II gegenwärtig 6 Schülerinnen, Klasse III 13, Klasse IV 21 Vollschülerinnen, so daß mit Einrechnung einiger Schülerinnen, die fast alle Fächer mitnehmen, ohne das Examen machen zu wollen, gegen 50 Schülerinnen



vorhanden sind. Dies Ergebnis erscheint um so erfreulicher, je mehr man sich der Schranken erinnert, die vor den Hörsälen der Universitäten noch immer aufgerichtet sind. Das Minimal-Eintrittsalter ist das vollendete sechzehnte Lebensjahr; überdies ist Bedingung des Eintritts der durch eine Aufnahmeprüfung zu erbringende Nachweis, daß die Kenntnisse vorhanden sind, die programmäßig in einer vollausgestalteten zehnklassigen höheren Mädchenschule zu erwerben sind. Der Kursus dauert acht Semester, und der Lehrplan ist so eingerichtet, daß ohne Ueberanstrengung der Mädchen in dieser Zeit das vorgezeichnete, dem Gymnasium durchaus entsprechende Pensum geleistet werden kann. Die Mädchen lesen auf Prima ihren Horaz und Tacitus, ihren Sophokles und Thukydides ebenjogut wie die Herren Primaner. Daß die sechzehnjährigen geistesreifen Mädchen in den zwei ersten Semestern das Pensum der Sexta, Quinta und Quarta absolvieren, mag manchem Unkundigen erstaunlich scheinen; wer die Vorbildung der jetzigen höheren Mädchenschulen erster Klasse kennt, wird es durchaus begreiflich finden.

Das Honorar beträgt 125 Mark für das Semester. Die Kurse finden in der Charlottenschule, Berlin W., Steglitzerstraße 29, in den Nachmittagsstunden statt. Die Leiterin, Fräulein Helene Lange, wohnt Steglitzerstraße 48.

Endlich kommen wir zu den von Fräulein Dr. Käthe Windscheid geleiteten Gymnasialkursen in Leipzig. Wir dürfen dieselben nur ganz kurz besprechen, da sie genau so organisiert sind als die Berliner Kurse des Fräulein Lange und sich ebenfalls auf der absolvierten, vollausgestalteten höheren Mädchenschule aufbauen, die Mädchen also erst nach vollendetem sechzehnten Lebensjahre aufnehmen. Die Leipziger Kurse sind, wie die Karlsruher, vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein begründet und bestehen seit Ostern 1894. Der Lehrgang umfaßt acht bis neun Semester; die ersten Abiturientinnen werden sich Michaelis dieses Jahres zur Maturitätsprüfung melden, und äußere Schwierigkeiten dürften nicht zu erwarten sein, da die sächsische Regierung dem Unternehmen freundlich gegenübersteht. Die Zahl der Schülerinnen beträgt jetzt (März) 50, von denen 38 Vollschülerinnen sind und die Abgangsprüfung erstreben, 12 nehmen an einzelnen Stunden teil. Die Vollschülerinnen verteilen sich so: I hat 6, II 11, III 9, IV 12.

Wenn wir für unsre statistische Zusammenstellung einen etwas breiten Raum beansprucht haben, so geschah es einerseits deshalb, weil es bisher an einer solchen übersichtlichen Statistik über die der Frauenbildung und dem Frauenstudium dienenden Veranstaltungen ganz gefehlt hat; vorzugsweise aber aus dem Grunde, weil wir von der Wichtigkeit der Sache überzeugt sind und die feste, uns von langjähriger Beobachtung und Erfahrung eingegebene Hoffnung hegen, daß recht bald bessere Tage für die wissenschaftlichen Strebungen der Frauen kommen werden. Vor etwa einem Jahre hat Arthur Kirchhoff unter dem Titel „Die akademische Frau“ ein Buch veröffentlicht, dem wir eine gewisse Bedeutung beimessen, weil es eine große Anzahl (122) Gutachten von hervorragenden Universitätsprofessoren, Frauenlehrern und Schriftstellern über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium enthält. Die Frage nach dieser Befähigung wird in 73 Gutachten unbedingt bejaht, in 21 verneint. Etz der Gefragten erklären, ein sicheres Urteil nicht zu besitzen, und 17 bejahen die Befähigung unter Beschränkung auf bestimmte Zweige der Wissenschaft. Die Aussprüche dieser bedeutenden Persönlichkeiten, wenn sie auch nicht immer von vielseitiger Erfahrung Zeugnis geben, bieten doch ein vortreffliches Material zur Frage des Frauenstudiums. Kirchhoff schließt die Vorrede seines umfangreichen Buches mit den Worten: „Die gegenwärtige Bewegung, welche die Frauen veranlaßt, nach höherer Bildung zu streben, ist ein erfreuliches Zeichen

der Entwicklung der Menschheit, zu der die Frauen mitzurechnen wir uns doch endlich werden entschließen müssen.“

Und ganz ohne Ironie, aber scharf und überzeugend spricht sich Ernst von Wildenbruch in seinem Gutachten aus: „Bei der Behandlung der Frauenfrage begeht man durchgängig einen Fehler, durch den man sich die Schwierigkeit der Beantwortung selbst geschaffen hat. Man behandelt nämlich ‚die Frau‘ als einen individuell untercheidungslosen Gesamtbegriff und führt dadurch bei der Beurteilung beider Geschlechter einen Unterschied herbei, den es gar nicht giebt, und in dem ich das für das weibliche Geschlecht spezifisch Krankende erkenne. Jeder weiß, daß keineswegs alle Männer, also ‚der Mann‘, zum geistigen Beruf, zum akademischen Studium befähigt und damit berechtigt sind — jeder weiß, daß nur eine bestimmte Anzahl männlicher Individuen sich dazu eignen, während die andern eben die erforderlichen Fähigkeiten nicht besitzen. Spricht man deshalb ‚dem Manne‘ im allgemeinen Fähigkeit und Recht zum geistigen Berufe ab? Nicht daß ich wüßte. Warum also wenden wir diese höchst einfache Beobachtungsmethode nicht auch auf die andre Hälfte der Menschheit an? Im Augenblick, wo man sich dazu entschließt, die Frauen als menschliche Einzelwesen zu behandeln, wäre die Frage aus der oben Systematik erlöset und zu einer praktischen gemacht, und damit wäre sie, meines Erachtens, gelöst.“

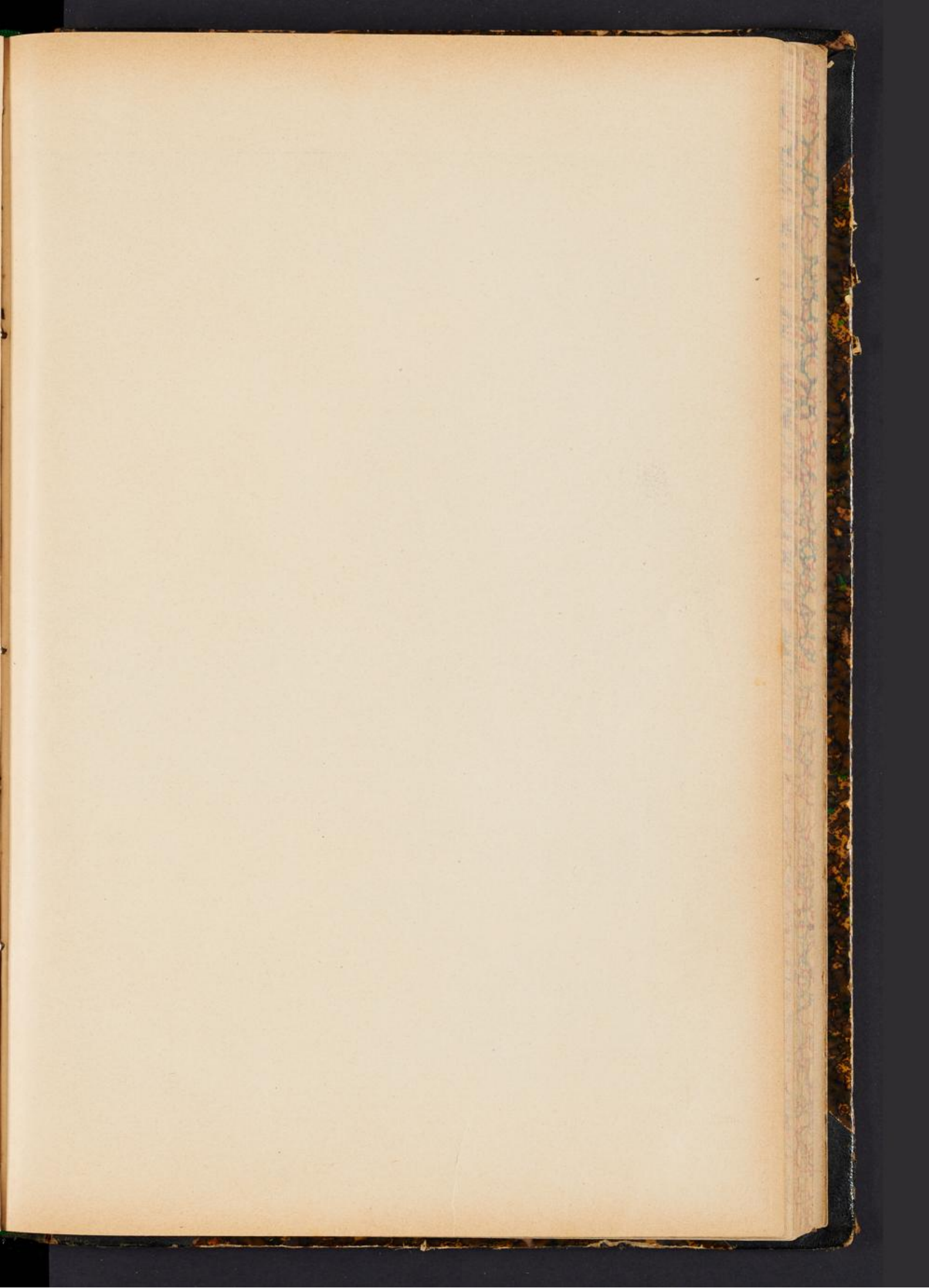
## Das Raimund-Denkmal in Wien.

(Siehe die Abbildung Seite 256 und 257.)

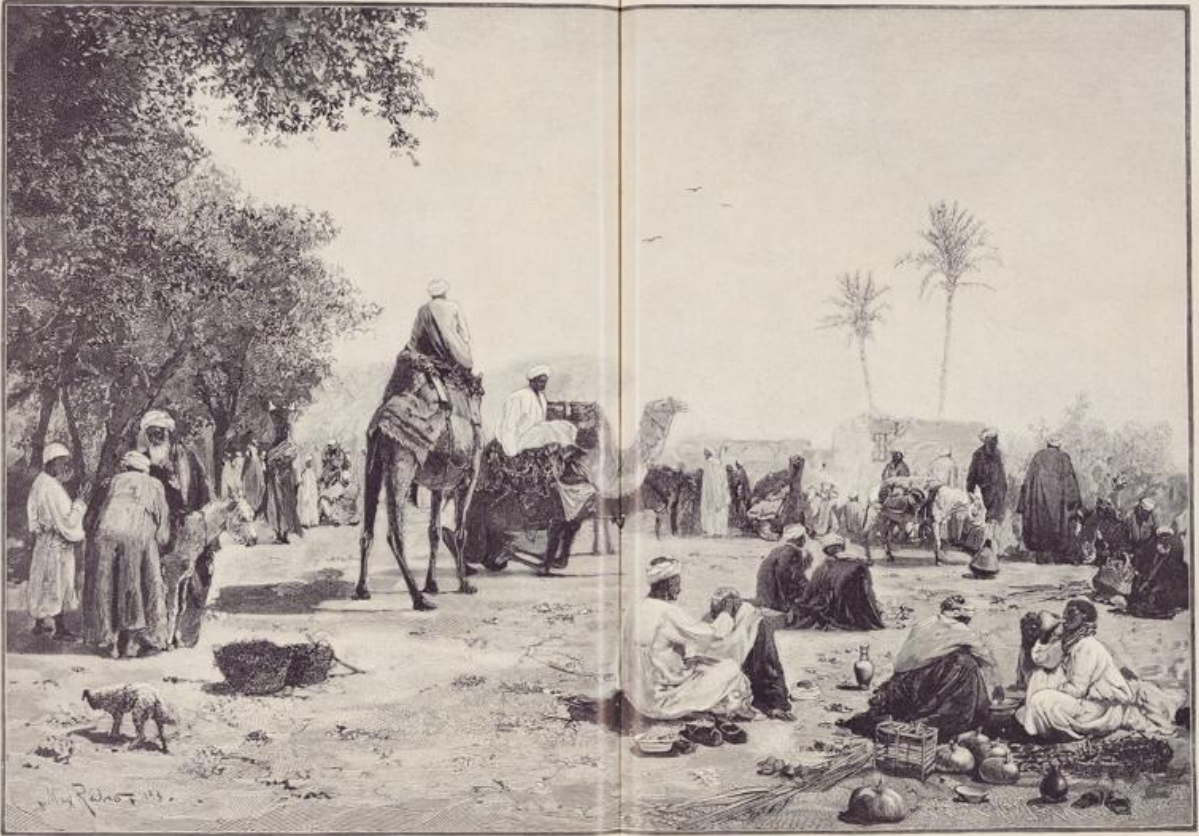
Am 1. Juni, dem hundertundachten Geburtstag des Volksdichters und Schauspielers Ferdinand Raimund, wurde in Wien dessen Denkmal enthüllt. Diese neue künstlerische Zierde der österreichischen Kaiserstadt — das erste monumentale Werk, das im Jubiläumsjahre des Kaisers Franz Joseph errichtet wird — ist einem Kreise von Kunstfreunden zu danken, an deren Spitze der Geheimrat Nikolaus Dumba steht. Von den zahlreichen Preisbewerbungen wurde der Entwurf des durch seine figurale und dekorative Ausschmückung vieler Theaterbauten (so in Prag, Zürich, Wiesbaden und Odezza) auch im Auslande sehr geschätzten Wiener Bildhauers Franz Vogel, einem Schüler Weyers und Hellmers, zur Ausführung bestimmt. Diese Wahl war um so glücklicher, als auch der schöne Bacchuszug im Siebelfeld der Fassade des Deutschen Volkstheaters, vor dem sich das Raimund-Denkmal erhebt, von demselben Meister stammt. Der Künstler dachte sich den Dichter des „Verdwenner“ in dem seiner pittoresken Felsbildungen und wüßigen Waldesluft wegen viel besuchten Gutensteiner Thale, wo auch Raimund so gern gewelt und am 5. September 1836 so tragisch geendet hat. Dem auf einer Bank Ruhenden naht sich die Volksmuse mit goldenem Zauberstab, um den sinnenden Poeten zu inspirieren. Der in der Tracht seiner Zeit dargestellte Dichter ist realistisch aufgefaßt; seine gutmütigen Züge sind noch frei von der Schwermut späterer Tage, während der Kopf der weiblichen Figur durchaus ideal empfunden und der Antike nachgebildet ist. Ein gutes porträtgetreues Bild Raimunds ist nicht vorhanden, und es standen dem Künstler nur die bekannte Zeichnung Kriehubers und eine Wüste aus jener Zeit zu Gebote. Die Hauptfigur und der Fels mit der Gestalt des Genius sind Laaser Marmor, je aus einem gewaltigen Block geformt, wie sie in solcher Größe bis dahin kaum noch gebrochen wurden. Die Stufen sind Sterzinger Stein, von dem sich das blendende Weiß der Figuren wirkungsvoll abhebt. Der Künstler hat seinen Raimund nicht auf ein hohes Piedestal gestellt, sondern an der Kreuzung belebter Straßenzüge mitten unter die Wiener, die sich immer von neuem an den Schöpfungen dieses volkstümlichen Dichters erfreuen.

Max Weinberg.



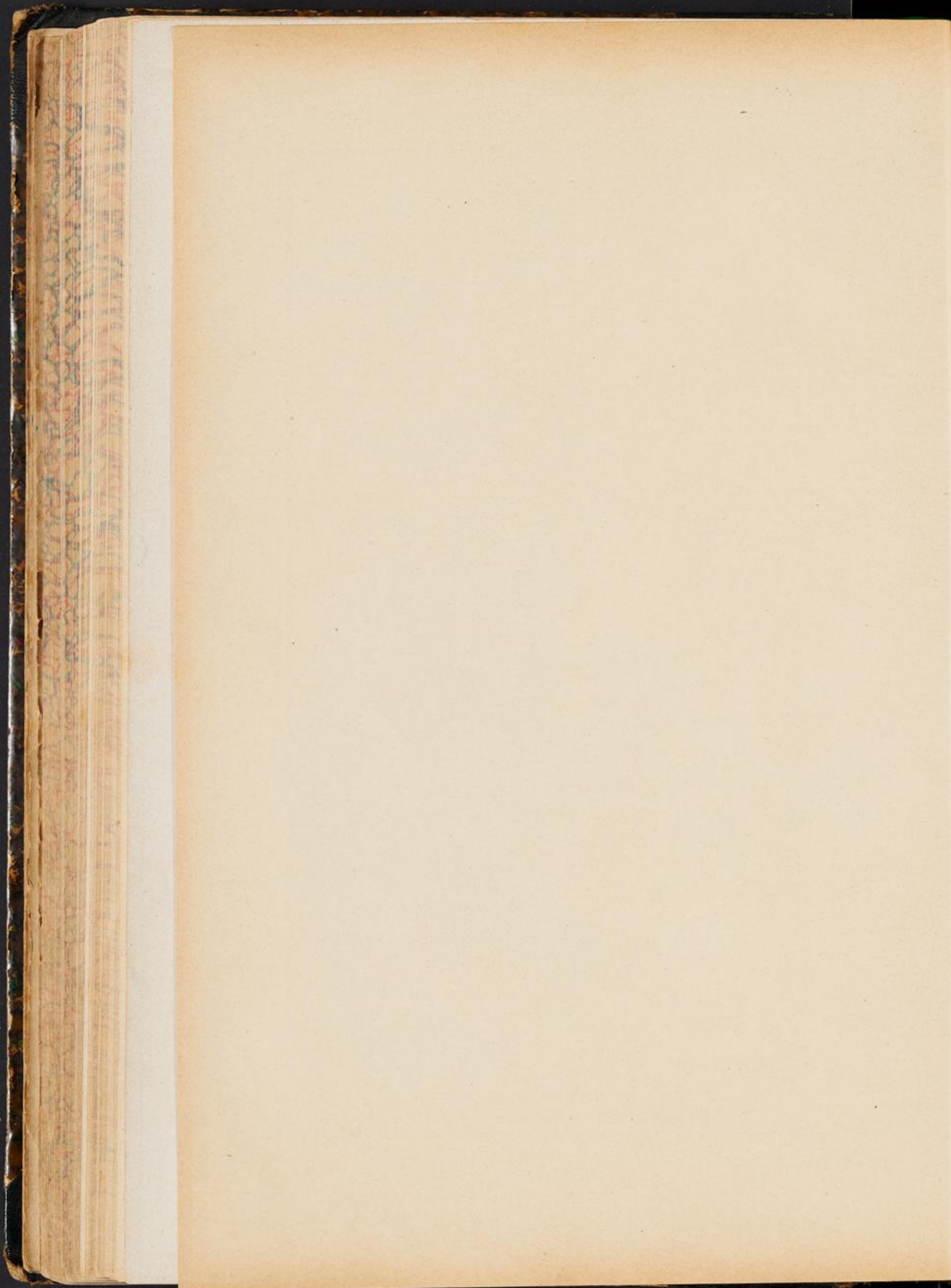






Arabischer Markt bei Balro. Nach dem Gemälde von Max Raben.







# Die Jungersteine.

Roman

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Schluß.)

Es ging nun schon in den Winter. Sie waren fast ein halbes Jahr verheiratet, und Charlotte hatte Gelegenheit gehabt, ihre Hausfrauentalente zu erproben.

Sie hatte sich schon als Braut davor gefürchtet, aber es nahm sie doch alles noch viel mehr in Anspruch, als sie sich je hatte vorstellen können.

Ach — und es war so anders — so, als wenn sie förmlich ganz von neuem angefangen hätte zu leben und nun dumm und kindisch herumtappte in einer ihr unbekanntem Welt.

Bisher hatte sie fast nur mit Gehirn und Nerven gearbeitet. Jetzt hieß es, vorzugsweise Muskeln und Gedächtnis anzuspannen. Sie konnte des Abends oft kaum mehr auf den Füßen stehen vor Müdigkeit. Die Augen fielen ihr zu. Der Kopf summt ihr, und sie war nicht im stande, die Gedanken festzuhalten.

Das vornehmste Gebot bei ihrem künstlerischen Schaffen war gewesen: sich sammeln, das ganze Wesen konzentrieren auf einen Punkt. Und wenn sie sich dann so recht hineingegraben hatte in ihre Aufgabe, so war eine weltabgeschiedene Feierstimmung über sie gekommen. Sie fühlte sich wachsen. Es dehnte sich etwas in ihr, rechte die Flügel — empor!

Und wenn sie endlich in jüher Abspannung sich auf ihrer Chaiselongue hinstreckte — ach, so wußte sie doch, warum sie sich heute gequält hatte. Es war doch etwas auf dem Papier, der Leinwand oder auch bloß in ihrem Kopf . . . ein Verfehltes vielleicht, das sie am nächsten Tag wieder umstoßen, besser machen würde. Aber der innere Gewinn, der kleine Fortschritt, das Bewußtsein, gerade an ihren Fehlern gelernt zu haben, das blieb.

Dann sah sie wohl müde dem „sterbenden Sklaven“ ins Gesicht. Und etwas von dem Erlösungsfrieden, von dem seligen Ausruhen nach schwerem Tagewerk — der tiefste Zauber dieses Jünglingskopfes — kam leise über sie.

Sie träumte dann weiter, still in die Zukunft hinein. Das Höchste sollte es sein. Nichts, was

dem Geschmack der Menge schmeichelt, Ruhm und Geld bringt.

Sie wunderte sich selbst wohl, daß ihr so jeder Ehrgeiz fehlte. Nur vor ihrem eignen künstlerischen Gewissen sollte es bestehen. Nur echt sollte es sein, nur tief, nur Natur. So echt und tief wie die Gedichte von Hubert Schwarz, an denen ihr eignes dunkles Streben ihr erst deutlich geworden war.

Sie hatte sich ihr Zimmer möglichst ähnlich dem in Dresden einrichten lassen. Das Sofa mit den weichen Atlaskissen, das Eisbärenfell, der kleine vernickelte Ofen, durch dessen Glasescheiben jetzt so gemüthlich die rote Glut schien, die Marmorbüste, ihre Lieblingsbilder — alles war da, in fast gleicher Aufstellung. Nur war das Zimmer höher, größer, dunkler und die Aussicht — auf einen eleganten Renaissancebau mit grünen Jalousien — nicht zu vergleichen mit dem freien Blick aus ihrem breiten, blumengeschmückten Erkerfenster.

In der Dämmerstunde überdachte sie jetzt auch oft ihr Tagewerk, das ihr bleischwer in den Gliedern lag. Dann war's ihr, als habe sie Wasser in einem Sieb geschöpft. Gearbeitet von früh bis spät — ohne Nutzen.

Sie wußte genau, woran das lag. Die Wohnung, mit ihren unendlich langen Korridoren nach Berliner Art, war weitläufig und unbequem. Um überall nach dem Nechten zu sehen, mußte sie von früh bis spät auf den Füßen sein. Und wie es staubte in dieser großen Stadt! Und Lotte hatte es niemals ausgehalten in einem Raum, der nicht blisjauber war bis zum letzten Winkel.

Dazu die Ansprüche der beiden stattlichen Mädchen, die die Vermieterin ihr als wahre Prachtereemplare angepriesen hatte, die à conto ihrer Vortrefflichkeit einen ungewöhnlich hohen Lohn bekamen und es mehr mit Putzen, Schwagen, Spazierengehen hielten als mit der Arbeit.

Und endlich — die Magenfrage! Die gleichgültigste, nebensächlichste, brutalste Notwendigkeit trat



jest, seit sie Frau war, mit der Präntion auf, die Hauptsache im Leben zu sein.

Allmählich erschien Lotten ihr Wirken wie ein ewiger, fruchtloser Kampf gegen Hunger, Staub, Schmutz, Rost und Motten. War der Hydra ein Kopf glücklich abgeschlagen, gleich wuchsen ihr zehn neue. Mit jedem Morgen ging alles von vorn an, das Zimmerreinigen, Staubwischen, das Besorgen des Frühstückstisches — und riß nicht ab bis spät abends.

Und beim Einschlafen dachte sie dann noch an allerlei, was morgen, auf die Gefahr peinlichster Verlegenheiten hin, nicht vergessen werden dürfe. Oder ein kleiner Aerger mit den Mädchen, die bei aller äußeren Manierlichkeit doch das bekannte Berliner „Mundwerk“ hatten, spuckte in ihr nach.

Sie hatte manchmal das Gefühl, als stecke sie in einem unsichtbar feinen, doch dichten und unzerreißbaren Netz. Als sei ihre schöne Freiheit, zu denken, zu thun, sich zu regen nach ihrem Gefallen, auf immer dahin.

Also das ist das vielgerühmte deutsche Frauenleben! dachte sie oft verwundert. Das ist das Ideal der Männer, die Sehnsucht der jungen Mädchen? Darin finden so viele Tausende von Frauen volle Befriedigung? Wo blieb denn in all diesem zersplitternden, winzigen, kleinlichen Thun die Zeit, ja die Möglichkeit, sich einmal zu erheben über sich selbst, über den ewigen Alltag, über das ewige Kleine hinaus?

Und wenn alle diese Dinge mit Schweiß, Sorgen, Angst geschafft waren — was war dann erreicht? Nur eben der Boden bestellt, aus dem das Leben herauswachsen, sich entfalten, blühen und Frucht tragen sollte! Und damit waren sie zufrieden! Weil sie's nicht anders kannten. Sie aber wußte, was Leben heißt.

Und doch hatte sie sich resigniert.

Aber das war eine lange Geschichte voll schwerer Kämpfe, voll heimlicher, bitterer Auflehnung, voll stillen Grolls — endlicher Ergebung.

Ganz harmlos unschuldig hatte sie im Anfang versucht, zu malen, wie sie's von Hause gewöhnt war. In einem neben dem Schlafzimmer gelegenen kleinen Raum, der eigentlich zum Schrank- oder Ankleidezimmer bestimmt war, hatte sie ihre Geräte aufgebaut und eine von der Reise mitgebrachte Skizze auszuführen begonnen. Sie war besonders zeitig aufgestanden, hatte die Morgenarbeit überwacht und es dann in köstlichem Künstlerleichtsinn darauf ankommen lassen, wie es gehen wollte.

Und sie hatte leidlich Glück gehabt. Das Mittagbrot war genießbar gewesen, Hubert hatte sich über ihren Eifer gefreut und sie ermuntert, fortzufahren. Zwar war das Mädchen alle Augenblicke zu ihr hereingeplagt mit Fragen und Meldungen, aber das wollte sie ihr schon abgewöhnen.

Allmählich aber waren doch die Dämonen über sie gekommen. Sie hatte strengen Befehl gegeben, sie auf keinen Fall zu stören. Und dann hatte sie nichts mehr gesehen als ihr Bild, hatte keine Ohren für alles, was sonst noch im Hause geschehen mochte.

Daß drüben im andern Seitenflügel ein junger Tagedieb aufgetaucht war und um jeden Preis die Aufmerksamkeit der jungen, hübschen Frau auf sich zu lenken suchte, daß manchmal seltsam brennliche Gerüche sich aus der Küche herüberstahlen, daß Scherben klirrten, die Fluglocke mehrfach ertönte und fremde Stimmen auf dem Korridor zu hören waren — was kümmerte sie das!

Hubert hatte noch immer leidlich gute Miene gemacht. Er sah, wie glücklich sie war, und gönnte ihr's mit liebevollem Verständnis.

Eines Tages aber war's doch zum Klappen gekommen.

Wie in halbem Traum hatte sie empfunden, daß es heut außerhalb ihrer Klausel besonders unruhig zugegangen sein mußte. Des Hausmädchens „Gnädige Frau, das Essen ist aufgetragen,“ hatte ihr auch anders als sonst geklungen.

Hubert sah schon, die Serviette auf den Knien, am Tisch, als sie, noch voll von ihren Ideen wie von süßem Wein, zu ihm eintrat. O weh! Da stand ein Gewitter über seinen dichtgefalteten Brauen. Und die Auguste hatte heiße Backen und trug die Miene einer beleidigten Königin zur Schau, als sie die Suppe auf den Tisch setzte.

Als sie hinaus war, strich Lotte Hubert über das dunkle Haar und küßte ihn auf die Stirn. „Du hast warten müssen, Schatz? Entschuldige nur! Ach Gott, war ich im Zuge! Und es wird, Schatz! Ich bin so froh!“

Sie that ihm auf und war in ihrer innerlichen Befriedigung so lebenswürdig, daß er sich die größte Mühe gab, ihr seine Verstimmung zu verbergen. Doch war's schon der höchste Grad von Selbstbeherrschung, daß er schwieg und mit der dünnen und versalzene Suppe zugleich den Tadel über dies mißratene Kochprodukt hinunterschluckte.

„Mein Gott!“ rief Lotte nach dem ersten Löffel erschrocken, „was ist denn da wieder passiert? Wie kommst du das hinunterbringen, Hubert?“

Er zuckte die Achseln. „Du weißt, über so geringfügige Dinge spreche ich prinzipiell nicht.“

„Du mußt ein Fell auf der Zunge haben, Schatz. Na, hoffentlich ist der nächste Gang besser. Und dann machst du wieder dein gutes Frägel, Schatz, nicht wahr?“

Sie legte ihm zierlich vor mit den weißen Händen, innerlich bedrückt durch seine Schweigsamkeit, aber voll Hoffnung, ihn durch ihr munteres Plaudern wieder heiter zu stimmen. Zu ihrem Schrecken schob er jedoch plötzlich den Teller von sich und legte die Serviette zusammen. Und jetzt sah sie erst, wie tief erregt, verärgert und blaß er war.

„Was hast du, Hubert? Bist du mir böse?“

Er versuchte zu lächeln. „Dir nicht, Kind. Aber noch einen solchen Vormittag halt' ich nicht aus.“

Er fuhr sich in heller Verzweiflung mit der Hand durchs Haar. Es war also, wie es manchmal geht, allerlei zusammengekommen. Störung auf Störung. Erst der Ofenreiniger, dann der Briefträger, dem etwas quitiert werden mußte. Darauf ein Weinreisender, der mit dickfelliger Zähigkeit



seine Ware angepriesen hatte und erst durch die unverblümtesten Grobheiten zum Rückzug bewegt werden konnte. Zum Schluß ein englischer Kollege, mit dem er sich nur schwer hatte verständigen können — schmerzlich hatte er Lotte dabei als Dolmetscher vermisst —, und nun sei er fertig, aus aller Stimmung heraus. Und der Tag, den er mit kühnen Plänen begonnen hätte, sei nun ein verlorener für ihn.

„Es geht nicht so weiter, Lotti. Ich muß absolute Ruhe haben. Meine Zukunft, deine eigne Zukunft hängt davon ab, daß ich ungestört arbeiten kann. Vergiß das nicht. Sorge dafür! Ich bitte dich!“

Und dabei ging er im Zimmer auf und ab, mit gekrenzten Armen, finsterner Stirn und vorwurfsvoller Miene. Als wenn sie allein die Schuld daran trüge, daß die Leute sich alle diesen Tag ausgefucht hatten mit ihren Anliegen!

Sie bedauerte ihn von Herzen. Aber sie konnte keine so arge Zerkürzung empfinden, wie er zu erwarten schien. Diese selbe Verzweiflung, dies Gefühl, als müßten die mißhandelten Nerven reißen, hatte sie oft genug durchgemacht. Aber sie hatte gedacht: es ist nicht anders. Das Leben hat gute und böse Tage. Und es fiel ihr nicht ein, einen Sündenbock für all die dummen Zufälle zu suchen.

Hubert merkte, was in ihr vorging, und in seiner Gereiztheit verdroß es ihn.

„Da hatt' ich's ja früher tausendmal besser in meiner armseligen Bude,“ sagte er scharf. „Da wurde doch peinlichste Sorge getragen, daß es mäusehinstill war um mich.“

Das war ihm so im Aerger über die Lippen geschlüpft, in dem Bedürfnis, sie zu strafen für ihre Gleichgültigkeit. Im selben Augenblick aber fühlte er, daß er eine Nothet begangen hatte.

Charlotte war totenblau geworden und starrte ihn aus großen, entsetzten Augen an. Ihr war's, als stände ihr Herz still vor Schreck.

Das Gespenst, das sie schon halb vergessen hatte in ihren Wirtschaftssorgen, da kam es plötzlich hervorgesprungen, mitten aus dem glücklichsten, friedlichsten Alltag heraus, und zeigte ihr sein grinsendes Gesicht.

Sie sah ganz still, den Kopf gesenkt, mit leise zitternden Händen. So angstvoll, so ratlos, so ganz und gar wehrlos sah sie da. Da war's ja, was sie schon früher als das Furchtbare, das Demüthigende ihrer Stellung empfunden hatte: er verglich die Gegenwart mit der Vergangenheit — sie, sein Weib, mit jener Frau! Und was sie nie für möglich gehalten hatte — der Vergleich war zu Gunsten jener ausgefallen!

Die Neue packte ihn bei ihrem Anblick. „Lotti!“ rief er, herzlich in ihre heißen, schmerzumsflogten Augen sehend, „ich hatt' das ja nicht sagen sollen! Ich hab's auch nicht schlimm gemeint! Aber du solltest mal in meiner Haut stecken! Jeder Nerv fliegt mir vor Erregung. . . Und alles wie weggeblasen. . . Der ganze Akt stand heut früh fertig vor mir. . . nun. . . nichts!“

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte ihre Augen, aus denen jetzt große, schwere Thränen quollen.

Ach, gerade eben, da er ihr weh gethan hatte und selber so unglücklich und gequält aussah und ihr doch weich und abbitteend ins Gesicht blickte, schwoll ihre Liebe in nie gefühlter Leidenschaft in ihr auf.

Mit schmerzlicher Wonne betrachtete sie seine männlichen, gestrichenen Züge. Es hilft nichts, dachte sie, ich bin ihm ganz und gar verfallen, meinem Einzigen, meinem Dichter, meinem Geliebten. Ihn verlieren — wäre der Tod.

„Hubert,“ sagte sie leise, „ich habe meine Kunst auch lieb.“

„Mein Lieb, und ich bin so stolz auf dich.“

„Es wird nicht allzuviel mehr damit werden.“

Er redete ihr's eifrig aus. Wenn sie erst ein bißchen mehr eingearbeitet wäre und bessere Mädchen hätte —

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn —!“ Und dann nach kurzem Kampf: „Aber sei ruhig! Ich will wie ein Cerberus vor deiner Thür Wache liegen. Und wehe dem, der sich erdreistet, dich zu stören!“

Und nun versuchte sie's von neuem, Kunst und Hauswirtschaft zu vereinigen, vor allem aber jedes Geräusch, jede Beschäftigung von Hubert fernzuhalten. Zu ihr mußte jeder kommen, der eine Frage, eine Mitteilung, eine Botschaft hatte.

Warum sollte es nicht gehn? Sie kannte ein paar glückliche Künstlerchen in Dresden. Freilich, die Leuten nahmen beide das Leben ein bißchen auf die leichte Achsel, waren aber doch tüchtig und strebsam in ihrer Kunst und teilten sich redlich in die unvermeidlichen kleinen Lasten und Unbequemlichkeiten, die nun mal zum Dasein gehören.

Nun begann Charlotte während der Arbeit zu lauschen auf alle Geräusche im Hause. Sie hörte in ihrem dicht neben dem Korridor gelegenen „Atelier“, wenn jemand die Treppe heraufkam. Und jedesmal dachte sie: ginge er doch vorüber! Und wenn die Klingel gezogen wurde, horchte sie voll Unruhe und war immer darauf gefaßt, abgerufen zu werden.

So kam sie zu keiner Sammlung. Ihr Bild, das sie so begeistert angefangen hatte, das zuerst so viel versprach, befriedigte sie immer weniger. Zuletzt stellte sie's gegen die Wand. „Es muß erst mal trocknen,“ redete sie sich vor. „Dann geh' ich noch einmal darüber.“ Aber sie dachte nicht gern daran. Es war ihr, als hätte sie eine Blamage erlitten.

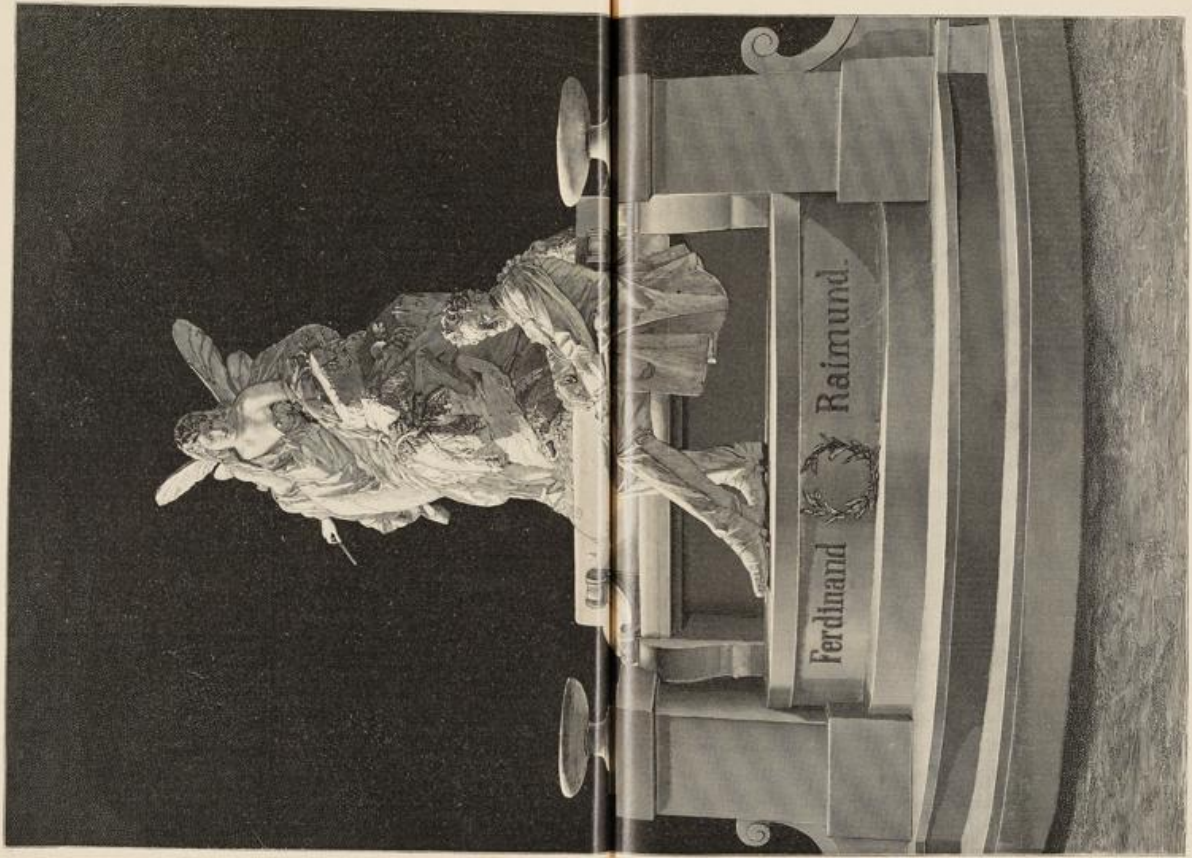
Auch gab's jetzt, da Weihnachten nicht mehr fern war, allerlei Besonderes zu thun. Berghauer und Kläre hatten sich angemeldet, und sie freute sich unbeschreiblich auf die beiden Menschen.

Sie war doch recht allein hier. Ein paar Besuche hatten sie zwar gemacht, aber es war zu keinem Verkehr gekommen, da Hubert ein Feind der Geselligkeit war und alle Einladungen abgelehnt hatte.

Nun, sie hatte ja ihren Mann. Aber wenn er arbeitete, war sie gar nicht auf der Welt für ihn. Sie that dann am besten, ihn nicht an sich zu erinnern.

Sie hatte sich wohl anfänglich mit einem Buch zu ihm gesetzt, um wenigstens in seiner Nähe zu sein. Aber das Umbblättern, das leichte Rauschen





Das Raimund-Ferdinand in Wien. Das von Gussner von Franz Dögl.



ihres Kleides, ja das bloße Bewußtsein ihrer Gegenwart, die Furcht, beobachtet zu werden, machten ihn nervös. Und so blieb sie zuletzt fort. Na, sie empfand es schließlich als eine Wohlthat, sich müde zu laufen in ihrer unbequemen Wohnung und ihr Gedächtnis anzufüllen mit allerlei praktischem Kleinram.

Nach der Arbeit, wenn er zufrieden war mit dem Geschehenen, war Hubert dann so gut und liebenswürdig, daß sie alles vergaß, was ihr den Tag über an legerischen Gedanken durch den Kopf gegangen sein mochte.

Es entspann sich meist ein lebhaftes Gespräch zwischen ihnen, das anregend und wohlthuend war, wenn ihre Meinungen übereinstimmten.

Aber das war nicht immer der Fall. Sie hatte gelernt, sich ihre eigne Anschauung von den Dingen zu bilden. Ihr Vater hatte viel auf ein selbständiges Urteil gegeben. Und so wußte sie ihre Ansicht klar zu begründen und tapfer und standhaft zu verteidigen.

Das vertrug er nicht. Sie sollte denken, was er dachte. Sie sollte schön und häßlich finden, was er schön und häßlich fand. Wie eine bittere Kränkung berührte es ihn, daß sie ihren Geschmack für sich hatte, wie sie ihr eignes Gesicht hatte. Mit leidenschaftlicher Beredsamkeit suchte er sie zu sich herüberzuziehen, sie zu seinen Ansichten zu bekehren. Seine Jüngerin sollte sie werden ganz und gar, sein Werk, wie Johanna es gewesen war. Seine Herrschsucht, seine Kraft duldeten keinen Willen neben sich, ohne den Versuch zu machen, ihn sich unterzuordnen. Und so kam's, daß die ganz harmlos und sachlich begonnenen Unterhaltungen nicht selten mit einer beiderseitigen Verstimmung endeten.

Sie mußte dann wohl an Karl Wedekinds Ausspruch denken: „Er ist ein Seelenraubtier“. Das hatte der gute Kerl gesagt, ehe noch die Möglichkeit vorlag, daß sie Hubert je persönlich kennen lernte. Und nun war sie seine Frau!

Es war die Zeit der kürzesten und dunkelsten Tage. Alles schien grauer und blasser unter dem immer grauen Himmel, dem endlose Regensfluten entströmten. Kein Wunder, daß auch Lotte schmal und blaß aussah. Sie ging selten aus. Allein machte es ihr keinen Spaß, und Hubert gönnte sich nicht oft die Zeit, sie zu begleiten.

Sie frühstückte gewöhnlich in Lottes wohlwärmtem Zimmer, dessen kleiner Ofen die Nacht hindurch gebrannt hatte.

Mitte November aber wurde es plötzlich kalt, und eines Morgens war alles weiß. Bis in die Tiefe des Zimmers hinein drang das grelle Licht. Die Bilder an den Wänden leuchteten klar und lebendig, als wären sie frisch gefirnigt. Alles Detail trat überraschend heraus.

Lotte ließ die Augen darüber hingehn. Dann blieben sie träumerisch an der „Venetianerin“ haften. Sie lächelte eigentümlich. „Weißt du noch?“ fragte sie.

Der Vormittag in der Galerie war ihm noch lebhaft im Gedächtnis. „Die Venus ist doch schöner,“ neckte er, ihren Widerspruch herausfordernd.

Aber merkwürdig — sie nickte. Und wieder ging

das seltsame Lächeln um ihren Mund. „Sie würde auch besser hierher passen.“

„Siehst du, Lotte, du hast dich schon bekehrt.“

„Es scheint so. Damals dachte ich: bloß für die Liebe leben . . . nein —, wenn ich nicht tüchtig meine Arbeit hätte!“

„Ich dachte, die hast du.“

Sie stützte das Kinn auf die gefalteten Hände und sah mit einem ernsten Blick hinauf in das klare, offene, energische Gesicht der Venetianerin. In diesem Blick lag die stumme, heimliche Resignation, die an ihr zehrte. Langsam schüttelte sie den Kopf.

Er wurde plötzlich aufmerksam. Zum erstenmal seit langer Zeit sah er ihr forschend ins Gesicht. Das grellweiße Schneelicht zeigte ihm deutlich, wie sie sich verändert hatte.

Das war nicht mehr seine lebensprägende, frische, thatkräftige Lotte. Etwas unendlich Kührendes war in ihre stillen Augen gekommen. Und nun fiel ihm ein, daß er sie lange nicht hatte lachen hören.

Sein Gewissen regte sich. War sie denn nicht glücklich, seine geliebte Frau? Was fehlte ihr? Hatte sein tiefer, schwerfälliger Lebensernst sie niedergedrückt, ihre schöne natürliche Heiterkeit vernichtet?

Er nahm ihre Hand und küßte sie, und sie sah ihn verwundert an. Solche Galanterien hatte er längst verlernt.

„Frauchen,“ sagte er, „ist's denn gar so schwer, dem Mann zuliebe etwas aufzugeben?“

Sie regte sich nicht, sah nur immer zu dem Bilde empor. Sie wollte nicht lügen und ihn doch auch nicht kränken.

Er wartete eine Weile, dann senkte er tief auf und machte Miene, sich zu erheben.

Da schlang sie plötzlich die Arme um seinen Nacken und hielt ihn fest. „Nein, bleibe noch! Laß mich nicht so allein!“

Und er sah: da war viel mehr, als er gedacht hatte. Eine solche Unruhe und Angst und Traurigkeit sprach aus ihrem Gesicht, ihrer Bewegung. Ihm dämmerte es auf einmal: „Lotti,“ sagte er weich, „ist es — Johanna?“

Sie ließ ihn los und lehnte sich zurück. Ihre blaffen Lippen formten ein lautloses „Ja“.

Er war sehr ernst, aber nicht zornig. „Kind,“ sagte er, „so laß doch das ruhen!“

„Du bekommst Briefe von ihr, Hubert. Sehr oft. Ich weiß es. Und dann bist du den ganzen Tag verstimmt.“

„Das wohl, Kind. Aber zur Eifersucht hast du wahrlich keinen Grund. Diese Briefe, meist geschäftlichen Inhalts — und in einem Ton gehalten — das Blut schoß ihm in die Stirn — „kurz und gut,“ schloß er, „wenn ich jemals Sympathien hatte für Johanna . . . diese Briefe, diese Stellungnahme gegen dich —“

„Gegen mich?“

„Es ist ja erklärlich. Man darf da nicht hart sein . . . Trotzdem . . .“ Er stand auf. „Ich will mir nicht den Tag verderben. Na, ein andermal. Wir müssen das ja mal besprechen. Uebrigens“ — er deutete auf einen Kasten seines Schreibtisches —



„dort liegt die ‚Affaire Johanna‘ attemmäßig beisammen. Es ist vielleicht besser, du liest dich langsam hindurch. Ich habe ja kein Geheimnis vor dir.“

Er nestelte einen kleinen Schlüssel von seinem Schlüsselbunde und gab ihn ihr. Aber sie zögerte, ihn zu nehmen.

„Alein sollte sie sich da hindurchfinden? Nein, um Gottes willen! Sie hielt seine Hand fest. „Hubert, sag mir's lieber! Jetzt, jetzt gleich!“

Er warf einen Blick auf die Uhr.

„Hubert, ich bin nun mal entschlossen. Ich hab' mich davor gefürchtet wie vor einer Operation auf Leben und Tod! Du weißt ja nicht, wie es mich gequält hat!“

„Gut,“ sagte er und setzte sich zu ihr nieder. Er sah ein, es war die höchste Zeit, daß er ihre übertriebenen, unklaren Vorstellungen zerstreute. Und so erzählte er denn in großen Zügen, wie alles gekommen war. Er beschönigte nichts, sondern ließ die Thatsachen sprechen — aber die Thatsachen, wie sie ihm erschienen.

Wie die Triebräder einer kunstvollen Maschine sah sie es ineinander greifen, Schicksal und Charakter. Eins unterstützte das andre, schob und stieß es vorwärts — alles surrte und summtte durcheinander.

So schürzte sich vor ihren Augen das Gewebe eines Menschenlebens, in dem viel Dunkles, Trübes, Schuld und Härte, aber noch viel mehr Großes, Reiches und Edles nebeneinander lagen.

Sie liebte ihn. Darum vergab sie ihm. Sie hätte ihm noch viel mehr vergeben. Er erschien ihr wie ein Held in seinem unermüdblichen Kampf mit den Widrigkeiten seines Schicksals, in seinem alles besiegenden Glauben an sich selbst.

Auch von Johanna erhielt sie ein ganz neues Bild. Trotz seines augenblicklichen Zornes auf sie ließ Hubert ihr doch Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte ihre Güte, ihre Opferwilligkeit, ihre sanfte, alles vergessende Hingebung, ihre häuslichen Tugenden. Die verachtete Nebenbuhlerin verwandelte sich vor Lottes Augen in eine Frau, die gefehlt hatte — ja, die sie aber nicht mehr wegwerfend abzuthun wagte.

Sie ließ sich Johannas Neuhäres beschreiben. Ihr blieb kein Zweifel: es war die Frau in Schwarz. Nein, die sah wahrlich nicht nach einer Verlorenen aus. Und ihr Haß, ihre Eifersucht schmolzen hin in Mitleid.

Wie unbeschreiblich sie Hubert auch liebte, sie mußte ihr, doch manchmal verwundert betrachten. So hart konnte er sein? Und zu gleicher Zeit so gütig, so zart und feinfühlig? Welche Widersprüche! Welche Dunkelheiten!

So willig sie ihn entschuldigte, die Frau regte sich doch leise in ihr und ließ sie heimlich Partei ergreifen für die verlassene Mitschwester.

Hubert hatte die Aussprache als eine Wohlthat empfunden. Unbefangen erwähnte er jetzt öfter der früheren Zeiten. Der Name Johanna wurde ihm wieder geläufig. Lotte merkte, wie fest er damit verwachsen sei, und daß diese Frau so gut wie sie selber zu seinem Leben gehöre.

Weihnachten rückte immer näher heran, und Lotte hatte den Kopf voll von Ueberraschungen für ihren Mann und die Dresdener. Keiner durfte vergessen werden. Am wenigsten die Anspruchsvollen und Empfindlichen, Tante Sophie und Tapperts. Die sahen jedem „geschenkten Gaul“ nicht bloß ins Maul, sondern bis auf Herz und Nieren. In die harmloseste Gabe geheimnisten sie allerlei Beziehungen, Anspielungen, Absichten hinein. Sie witterten immer Zurücksetzung, Verkennung und andre Dinge, die den Bergbauers gänzlich fern lagen.

Daß ihr Vater und Kläre kommen sollten, war Lotte beinahe unglaublich. Wie sie diese Menschen vermist, wie sie sich nach ihnen gesehnt hatte, kam ihr erst an der zitternden, bangen Freude zum Bewußtsein, mit der sie sie erwartete.

Ein paar Tage vor dem Fest, als die Wohnung in Sauberkeit strahlte und alles zum Aufbau beisammen war, fuhren Hubert und Lotte nach dem Bahnhof, um sie abzuholen.

Es war Abend. Die Halle strahlte im elektrischen Licht. Ein Hasten und Treiben um sie her, und von nah und fern kamen die Züge angebraust und donnerten an ihnen vorüber.

Lotte schmiegte sich, mit leichtem Schwindel kämpfend, fest an ihren Mann. Sie war den Trübel gar nicht mehr gewöhnt, und die Erwartung beklemmte ihr das Herz. Sie atmete kurz und schnell, und in ihren Augen, die sie hinaus schickte in die Dunkelheit, lag ihre ganze sehnsüchtige Seele.

Endlich!

Wieder fauchte, toste und donnerte es, daß die Erde erbebte. Ein kurzer Aufenthalt der langen Wagentette, Thüren sprangen auf, Menschenfluten ergossen sich über den Perron — Lotte lag an der Brust ihres Vaters.

Und dann wieder hielt Kläre sie umschlungen, und die junge Germaniagestalt erbebte in Lachen und Schluchzen.

„Lotte!“ — „Kläre!“

Bergbauer hatte Hubert kräftig die Hand geschüttelt. Jetzt sah er Lotten prüfend ins Gesicht. Seine lustigen Augen, seine vollen, strahlenden Züge wurden auf einmal ernst.

„Bist du krank gewesen, Mädel?“

„Nein, Papa!“ Lotte lachte so selig, als wär' ihr das Christkind eben über den Weg gelaufen.

Und nun mußte sie auch Kläres forschende Blicke aushalten. Dabei lief ein leises Rot über ihre schmal gewordenen Wangen.

„Nicht wiederzuerkennen!“ rief Kläre. „Hast du eine andre Frisur? Oder was ist sonst?“

Lotte schüttelte den Kopf. „Es ist die lange Zeit. Denkt einmal! Ein halbes Jahr! Warum seid ihr nicht früher gekommen?“ Es klang wie ein leiser, schmerzlicher Vorwurf.

„Papa meint, junge Leute müßten sich erst miteinander eingewöhnen.“

„Ja, das Prinzip habe ich allerdings. Aber“ — und Bergbauer sah nachdenklich drein — „es scheint nicht auf alle Fälle zu passen.“

Seine klugen Augen richteten sich dabei durch-



dringend auf seinen Schwiegerjohn, der, ruhig und heiter, das gute Gewissen in Person, sich mit seiner jungen, hübschen Schwägerin neckte.

Es schien ja äußerlich alles in bester Ordnung zwischen den beiden jungen Eheleuten. Aber er kannte seine Lotte zu genau. Es sitzt also tiefer, sagte er sich. Nun, es war ihm lieb, daß er da war, im Fall die Sache eines sanften Druckes bedurfte, um wieder ins rechte Geleise zu kommen.

Eine halbe Stunde später saßen sie vergnügt in Lottes sanft durchwärmtem Zimmer, wo das Abendbrot aufgetragen war. Von den Wänden sahen Lottes Bilder warmleuchtend herab; die wohlbekannten Möbel aus dem Erkerzimmer heimelten die Gäste behaglich an.

Zip, der erst sein Schälchen Milch geschlürft hatte, kuschelte sich gemütlich in der Sofa-Ecke ein, seufzte manchmal tief auf, klopfte, wenn man ihn ansah oder von ihm sprach, mit der Seidenpuschel seines Schwänzchens auf das Polster und dämmerte so sacht ein.

Es ist Lotten noch immer wie ein Traum, schön und unwahrscheinlich. Sie denkt jeden Augenblick: nun muß sie aufwachen, und alles ist wie sonst.

Neben Hubert sitzt ihr Vater. Und da ist Kläres frisches, offenes Gesicht — noch hübscher geworden, seit sie sie nicht gesehen hat, und bei aller Lustigkeit doch reifer.

Aber immer wieder gehen ihre Augen zu ihrem Mann. Jede Situation scheint nur dazu zu dienen, ihn ihr liebenswerter zu zeigen. Jetzt, so heiter, so zuvorkommend, mit der hellen Stirn und dem Lächeln, bei dem seine regelmässigen Zähne zwischen den feingeschnittenen Lippen sichtbar werden, ist er ihr ein anderer. Die selbstbewusste Würde des Hausherrn, die er zur Schau trägt, imponiert ihr. Sie ist stolz auf ihren Mann.

Auf Kläre machte Lottes sichere Ruhe besonderen Eindruck. „Sie hat eine Majestät bekommen!“ rief sie ein übers andre Mal. „Und wie alles klappt! Hubert, du bist ein beneidenswerter Mann!“

Hubert lächelte stolz, nahm galant die Hand seiner Frau und küßte ihre Fingerspitzen. „Sie ist in jeder Hinsicht das Muster einer Frau geworden.“

Lotte errötete glücklich und sah mit dankbarer Hingebung zu ihm empor.

Berghauer fiel ein Stein vom Herzen. Das sind ja die reinen Turteltauben, dachte er. Doch war's ihm nicht ganz recht, daß seine Tochter sich zur Hausfrau par excellence entwickelt hatte. Es war ihm schon immer verdächtig gewesen, daß sie so wenig von ihrer Malerei geschrieben hatte. Ueber den Punkt mußte er ihr noch auf den Zahn fühlen.

Weihnachten kam und verfloß allen in ungetrübter Heiterkeit. Berghauers hatten in einem Privathotel ganz in der Nähe ein Unterkommen gefunden. Man war so viel als möglich beisammen, machte gemeinsame Spazierfahrten und frischte alle Erinnerungen des Vorjahres auf. Damals war's freilich Frühling gewesen, und alles hatte im ersten Grün und in vollem Blütenflor gestanden. Und jetzt lag Schnee, und die Bäume waren kahl. Aber es war klares

Wetter. Und wenn die blasse Winterfonne über die weißen Bodenflächen des Charlottenburger Parks oder des Tiergartens schien und alles rosig überhauchte und die klarblauen Schatten so sauber gezeichnet daneben standen, so wußte man kaum, was schöner war, Frühling oder Winter.

Der Aufbau hatte sehr kostbare und gediegene Sachen gebracht. Berghauer that's einmal nicht anders.

„Aber was soll ich damit?“ rief Lotte, die Perlenschnur von dem blauen Sammet des Etuis emporhebend. „Soll ich die Sonntag nachmittags umbinden, bloß für Huberts Augen?“

„Du wirst doch mal in Gesellschaft gehen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ach nein, wir sind immer zu Hause.“

Berghauer machte ein unzufriedenes Gesicht. „Du bist doch sonst so gern ausgegangen. Du, mit deinem Temperament, und als Künstlerin brauchst doch Anregung, mußt was sehn . . . Wirst mir doch nicht etwa eine Hausglucke werden wollen?“

Sie legte die Perlen auf ihren Platz zurück. Ein Seufzer stieg in ihrer Brust auf. Wahrhaftig, wenn sie dachte, wie sich ihr Leben verändert hatte!

Früher in Paris, in Madrid die großen Mouts bei den Gesandten, in litterarischen und Künstlerkreisen, auf denen sie sich so leicht und sicher bewegt hatte und die interessantesten Menschen ihr vorgestellt waren . . . und jetzt! Wo schon der Besuch von Vater und Schwester eine großartige Abwechslung, ein Ereignis war!

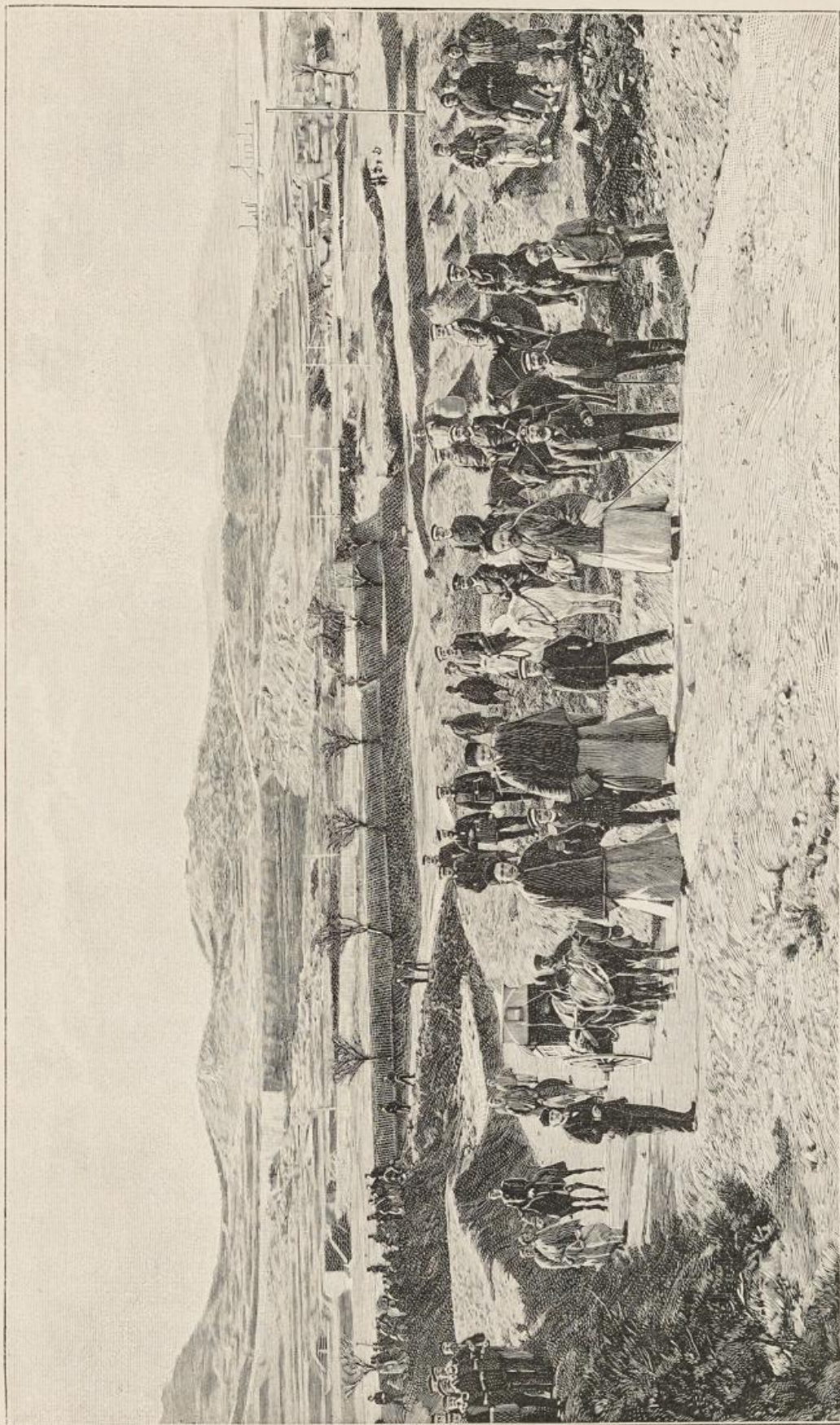
Ihre Augen streiften zufällig die ihres Vaters. Er hatte sie halb mitleidig, halb unzufrieden angesehen. Sie kam sich plötzlich deplaciert vor, heruntergekommen. Was würde ihr Vater erst sagen, wenn er alles wüßte! Was war sie denn? Ein Nichts! Eine „Hausfrau“ — eine von vielen; nicht mehr die stolze Charlotte Berghauer, die Künstlerin, die Persönlichkeit. Und so schnell als möglich lenkte sie das Gespräch auf ein harmloseres Gebiet.

Hubert hatte sich bis Neujahr den Gästen willig zur Verfügung gestellt. Dann aber erklärte er, nicht länger faulenz zu dürfen. Lotte allein sollte sich den Verwandten widmen und so viel als möglich dafür Sorge tragen, daß er bei der Arbeit nicht gestört werde.

Das war nun keine leichte Aufgabe. Berghauer in seiner lauten, lebhaften Weise dachte gar nicht daran, sich zu genieren, wenn er seine Tochter besuchte. Und Kläre lachte und trällerte; sie jagte sich mit Zip, und Zip kläffte mit seiner kleinen, blechernen Stimme. Oder sie setzte sich an den Flügel und spielte Chopin, so tief und zart, daß Lotte nur immer hätte zuhören mögen. Aber sie sah wie auf Kofeln, wenn sie dachte, daß alle diese harmlosen, frischen Lebensäußerungen ihrer beiden liebsten Menschen für Hubert eine grausame Tortur waren.

Und dabei fühlte sie, wie ihr Vater sie beobachtete, oft ganz verwundert, oft mit unterdrücktem Zorn. Lieber Gott, sie selber hatte sich ja daran gewöhnt, bloß für Huberts Bequemlichkeit da zu sein, zu flüstern, auf den Zehenspitzen zu gehen, wenn





Spilleute.

Dr. Schramm.

Provisantwagen.

Missionar Wessel.

Missionar Freimadonet.

Korvettenkapitän Euppel.

Missionar Erdemann.

Die deutschen Kriegsschiffe.

Gäuler von Fingtan.

Bilder aus Deutsch-China: Abschied der Missionare von den Offizieren der deutschen Besatzungstruppen in Kiautschou.



sie ihn bei der Arbeit wußte. Aber ihrem Vater mußte das sonderbar genug vorkommen.

Er hatte ein paarmal gemerkt, wie sie bei einem lauten Wort zusammengezuckt war und ängstlich nach Huberts festverschlossener Thür gesehen hatte. Und wenn sie bei seinem Ruf hastig davongelaufen war, um zu fragen, was er wünsche, so hatte Berghauer ihr mit einem Blick nachgeschaut, vor dem ihr bange geworden war.

Doch hatte er noch immer geschwiegen und war gütig und schonungsvoll gewesen, wenn auch ernster, als sie ihn kannte.

Eines Tages aber fing er doch, scheinbar ganz harmlos, von ihren Bildern an. „Ich habe immer darauf gewartet, Lolo, daß du mich in dein Atelier führen würdest. Es soll gewiß eine Ueberraschung werden, nicht wahr?“

„Jawohl, Papa, eine Ueberraschung,“ nickte sie mit seltsamem Lächeln. Nun kam es also. Nun mußte sie beichten.

Sie führte ihn in die kleine Schrankstube, wo das verstaubte Malgerät stand, nahm das einzige Bild, das wie verloren gegen die Wand lehnte, empor und stellte es auf die Staffelei.

Sie hatte es nicht wieder ansehen mögen. Und als sie jetzt einen Blick darauf warf, stieg ihr die Schamröthe ins Gesicht. Das hatte sie gemalt? Diese dilettantische Subelei ohne Saft und Kraft, ohne Geist und Wahrheit?

Ihr war's, als müßte sie sich vertriehen vor dem strengen Blick ihres Vaters. Berghauer sagte kein Wort. Es war, als traue er seinen Augen nicht, als suche er immer noch nach verborgenen Vorzügen, die ihm bisher entgangen sein könnten. Und als er gar nichts fand, seufzte er schwer auf und wandte sich langsam zu seiner Tochter.

Er schüttelte den Kopf. „Lotte, das ist nichts. Hast du das wirklich gemacht?“

Sie nickte, unfähig, einen Laut über die Lippen zu bringen. Mit ihren beiden Händen umfaßte sie die Lehne des einzigen Stuhles in dem armseligen Raum. Ihre Füße zitterten unter ihr.

Berghauer maß das enge Stübchen wie ein Raubtier seinen Käfig. Er ging immer an ihr vorüber, so nahe, daß er ihre Kleider streifte. Aber er sah sie nicht an. Sein Blick blieb am Boden.

Endlich stand er vor ihr still und drängte seine Augen in die ihren. „Ich will dir ja keine Vorwürfe machen, Kind. Aber — sag mir nur, wie ist das möglich? Was ist mit dir geschehen?“

Sie hob leise die Schultern. Wie es gekommen war, allmählich und doch unaufhaltjam, wußte sie ja selbst nicht. Oder ja. Aber den tiefsten, innersten Grund konnte sie ihrem Vater doch nicht gestehen.

„Liegt es an dir — oder — an deinem Mann?“ fragte er plötzlich. Und sie sah, wie die Adern ihm aufschwellen bei dem Gedanken, daß seinem Kinde unrecht geschehen sein könne.

„Im Gottes willen, Vater!“ rief sie erbleichend. „Wie kannst du denken . . . nein, Hubert hat es gerade immer gewünscht . . .“ Sie ergriff seine Hand

wie beschwörend. „An mir liegt's allein! An mir. Sage kein Wort gegen Hubert, Vater!“

„Na, na, nur ruhig,“ brummte er beschwichtigend. „Ist dir also über den Kopf gewachsen, das Hausfrau spielen. Und dabei ist die ganze Kunst zum Teufel gegangen. Schade! Schade! Und von dir . . . Kind . . .“

Sie sah, wie er an sich hielt, wie die Enttäuschung an ihm nagte. Sein frisches Gesicht war ganz gelb geworden. Er schien ihr wie plötzlich gealtert, so müde, so in seiner besten Hoffnung betrogen.

Und sie konnte ihm keinen Trost sagen. Sie hätte es ja selber nicht für möglich gehalten, daß sie jemals ihrer Kunst so völlig untreu werden, sich verlieren könne in kleinen Wirtschaftssorgen.

Aber während Berghauer fortredete, wie er sie gutmütig zu entschuldigen suchte und doch immer wieder seine grenzenlose Verwunderung zum Vorschein kam, wurde es ihr selber immer klarer, was ganz allein die Schuld trug. Und es drängte sie, sich zu rechtfertigen.

„Vater,“ sagte sie leise und zitternd, „begreift du denn nicht, wie ich dazu gekommen bin? Wie ich so erbärmlich werden mußte?“

Er stutzte. Und auf einmal schien ihm eine Ahnung aufzugehen. Dinge, die er längst vergessen oder in seiner leichtlebigen Auffassung für unerheblich gehalten hatte, die wuchsen unerwartet, breiteten sich aus, wurden plötzlich zu einer unheimlichen Macht!

„Was meinst du, Kind?“ fragte er unruhig. „Ich will doch nicht hoffen . . .“

Sie nickte mit einem tiefen Blick. „Die alte Geschichte lebt ja, Vater! Sie taucht ja alle Augenblicke auf. Die Frau sieht mir ja fortwährend über die Schulter.“

„Kind!“ rief Berghauer. Wie ein Schauer des Entsetzens lief es durch den mächtigen Mann — ein Verdacht, ein Durcheinander von Vorstellungen . . . eine immer verrückter als die andre . . .

„Siehst du, Papa,“ sagte Lotte jetzt ruhiger, „das kannst du dir gar nicht so vorstellen. Bei allem, was ich thue, denke ich immer: ob das die andre nicht besser gemacht hat? Sie war ja so ein Muster in all den Dingen, von denen ich nichts verstand, als ich heiratete. Und wenn er einmal unzufrieden ist und ich soll mir vorstellen, daß er sich sagt: Johanna war doch die Bessere —“

„Das ist ja dummes Zeug!“ rief Berghauer. Aber als er das mißratene Bild sah und die blasse junge Frau, dachte er doch: Wer kennt denn die Weiber? Wer weiß denn, was alles hinter so einer glatten Stirn vorgeht? Warum soll sie nicht recht haben? Sie muß es ja doch am besten wissen.

„Lotti,“ sagte er nach einem nachdenklichen Schweigen, „es ist die allerhöchste Zeit, daß du mit der Geschichte aufräumst, aber gründlich. Du bist auf einem bedenklichen Wege. Der führt geradezu — ins Narrenhaus oder zu sonst einem Unglück. Also — komm mit! Nach Hause! Oder hinaus in die Welt! Du bist mir verschimmelt in deinen vier Wänden, mußt frische Luft haben!“



Und so redete er herzlich und eindringlich, während sie mit einem süßträumerischen Lächeln zuhörte. Aber als er sagte: „Ich mach's gleich mit dem Hubert ab,“ hielt sie ihn fest. „Papa,“ sagte sie, „es giebt noch ein andres Mittel. Und das —“

„Keine Ansreden! Du mußt mit!“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Es wird schon alles gut werden, auch wenn ich hier bleibe,“ flüsterte sie mit leichtem Erröten.

Jetzt wollte eine ernste Freude, eine halbe Hoffnung in ihm aufwachen. „Lotte,“ fragte er, „versteht' ich dich recht?“

„Ja, Papa,“ sagte sie mit stolzer Würde. „Ich hoffe. Und dann — siehst du, Papa — dann werde ich's aufnehmen mit allem Spuk und allem Tod und Teufel seiner Vergangenheit!“

Nach dieser Unterredung war Berghauer beruhigt und fortgesetzt guter Laune. Einmal, als er Hubert allein im Zimmer traf, beglückwünschte er ihn fast gerührt.

„Ich muß dir sagen, Hubert, zuerst hatt' ich doch meine Sorgen um sie. Du merkst das ja nicht so. Aber ich — von ihrer Geburt an —“

„Aber sie hat nie geklagt —“

„Klagen? — Die? — Aber, wie gesagt, bei ihresgleichen, da hängt Glück und Unglück an einem Haar. Le feu sacré, weißt du, das ist ihr Lebenslicht. Wenn ihr das ausgeblasen wird, da geht das übrige bißchen Plunder mit zum Teufel.“

Hubert wollte ihn unterbrechen.

„Es hat gehörig geflactert,“ fuhr Berghauer fort, „aber Gott sei Dank, es ist alles in gutem Wege.“

„Die Kunst, fürcht' ich, fährt dabei schlecht, Papa. Kindergeschrei und Bildermalen . . .“

„Verträgt sich allerdings nicht. Aber laß ruhig ein paar Jahre ins Land gehen. Laß sie Mutter sein, so voll, so mit ganzer Seele, wie nur ein so ganzes, ernstes, pflichtbewusstes Weib es sein kann. Und wenn sie endlich ihren Kram wieder vorsucht, so hat sie doch gelernt, ohne einen Pinselstrich. Denn der Künstler, das weißt du ja selber, der sitzt nicht in der Hand. Der sitzt im Herzen, in der Seele. Und was uns als Menschen reifer macht, das kommt auch dem Künstler zugute.“

Bis Mitte Februar dehnten die Berghauers ihren Besuch in der Reichshauptstadt aus. Es war für Lotte eine schöne, helle Zeit.

Ihres Vaters gesunde Lebensfreude gewann wieder die alte Macht über sie. Wie heiter war das Dasein, wenn es nicht nur aus schweren, erdrückenden Pflichten, sondern auch aus frohen Genüssen bestand.

Die eiserne Pünktlichkeit der Haushaltsmaschine, die strenge Ordnung, das ging wohl manchmal etwas in die Brüche. Dafür aber that sie alles so viel leichter und freundiger. Es erschien ihr wie ein Spiel, weil es nicht mehr die Hauptsache sein sollte.

Sie speisten öfters auswärts, was eine große Vereinfachung der Tagesarbeit war. Selbst Hubert ließ sich ein wenig von Berghauers Leichtlebigkeit

anstecken und nahm nicht selten teil an den Partien, dem Theater, dem Besuch der Sehenswürdigkeiten.

Charlotte war's, als wenn das unsichtbare Netz, das sie umspannt hatte, lockerer geworden wäre. Sie reckte manchmal die Arme, wie ein Vogel, der lange im Nest gefressen hat, die Flügel probiert. Je vollere Freiheit Hubert ihr ließ, desto inniger, desto besser liebte sie ihn.

Die Tage der Trennung rückten immer näher. Kläre konnte nicht ohne laute Klage an den Abschied denken. Sie hatte sich wieder so fest an ihre Schwester angeschlossen. Wie es um diese stand, war ihr nicht verborgen geblieben. Und seitdem war das lustige Kind von einer rührend zarten und scheuen Mühsicht.

Eines Tages in der Dämmerstunde, als beide zusammen auf Lottes kleinem Sofa hockten und allerlei Intimstes und Wärmstes zur Aussprache drängte, fiel Kläre der jungen Frau plötzlich um den Hals, und das zarte Thema wurde flüsternd berührt.

„Siehst du,“ sagte Lotte, „mir ist's, als finge ich ein ganz neues, reineres, besseres Leben an — mit meinem Kinde.“

Kläre schwieg. „Weißt du, Lotte,“ sagte sie endlich, „und früher fandst du's schrecklich, daß man die Babies nicht einfach von den Bäumen schütteln kann.“

„Ach, als Mädchen, was weiß man da? Da ist man ein Neutrum, nicht Fisch, nicht Fleisch. Aber du glaubst nicht, Kläre, wie man sich ändert, wenn man . . . wenn das so vor einem liegt!“

„Und jetzt findest du gar nichts mehr dabei? Zum Beispiel auch, wenn einem — Mädchen so was passiert?“

„Es kann schlecht sein, wenn es im Leichtsinne geschieht. Aber wenn die rechte, echte Liebe dabei ist, ist's immer etwas Heiliges.“

„Aber Lotte!“ Kläre schlug die Hände zusammen.

„Ich weiß das jetzt, Kläre. Ach, wenn man alles, über das man schilt, selber erlebt hätte, man würde milder urteilen. Und deshalb wird kein Mann begreifen, wie hoch eine ‚Mutter‘ steht.“

„Es giebt auch schlechte, verworfene, Lotte.“

„Ich glaube, Kläre, die meisten werden erst schlecht durch unsre Verachtung. Ist's denn gerecht, ist's denn menschlich, sie so zu strafen für etwas, das an sich keine Sünde ist, ja bei andern als höchste Ehre, Stolz und Glück gilt?“

„Gott, Lotte, wie du jetzt redest! Und früher . . . ich weiß noch, wie schwer dir's geworden ist, dich darüber wegzusetzen.“

„Kind,“ sagte Lotte mit tiefem, eindringlichem Ernst, „vergiß nicht: ich bin eine Frau geworden. Mir ist ein Herz gewachsen für mein Geschlecht. Und darum kann ich nicht einmal die Frau, um die ich so viel gelitten habe, hassen und verachten. Ja“ — und Lotte beugte sich dicht an Kläres Ohr — „manchmal ist mir's, als hätt' ich ihr abzubitten.“

„Lotte!“ rief Kläre. Ihr war's, als habe sie einen heißen Tropfen auf ihrer blühenden Wange



geföhlt. Aber es war schon zu dunkel, als daß sie Lottes Züge noch hätte unterscheiden können.

„Nebrigens,“ meinte sie dann nachdenklich, „muß sie wirklich eine ganz brave Person sein. Der — Wedekind hat mit Papa öfter über sie gesprochen. Und da hab' ich manchmal was aufgeschnappt.“

Der Name Wedekind kam etwas zaghaft von ihren Lippen. Aber sie hatte es gewagt. Lotte konnte ja nicht sehen, wie ihr das Blut dabei ins Gesicht schoß.

Die junge Frau blieb ein Weilchen still. Dann nahm sie Kläres Hand. „Wie steht es denn, Kläre?“

„Was denn?“

„Kommt er noch oft? In Huberts Gegenwart wollte ich nicht fragen. Ich glaube, sie sind ganz auseinander.“

„O ja, er kommt sehr oft. In letzter Zeit fast täglich.“

„Nun,“ sagte Lotte lachend, „dann wird er's Hubert ja auch nicht länger nachtragen.“

„Was denn, Lotte? Ich verstehe dich nicht.“

„Liebling, daß der Hubert mich gekapert hat.“

„Mein Gott, Lotte, das ist's ja nicht.“ In Kläres Stimme drückte sich großes Befremden aus.

„Aber was denn?“

Kläre erschraf nachträglich, daß sie im Begriff war, etwas auszulaudern, was Lotte vielleicht besser nicht wußte. Aber sie war eine zu ehrliche Natur, keiner Verstellung oder Ausflüchte fähig. Deshalb bekannte sie kleinlaut: „Ach Gott, er trägt's ihm nach, daß Hubert — die Frau im Stich gelassen hat.“

Es trat eine kleine Stille ein, die in der Dunkelheit beklemmend wirkte. Etwas hastig fuhr Kläre darum fort: „Er ist nämlich schon früher ihr guter Freund gewesen, der Doktor. Ich glaube, er unterstützt sie. Denn es geht ihr recht jämmerlich. Sie fränkelt auch. Und von Hubert nimmt sie nicht einen Pfennig mehr an, als sie ihm vorgeschossen hat.“

„Mein Gott,“ murmelte Lotte, „Papa hatte mir doch versprochen . . .“

„Da kennst du sie schlecht. Auf alle Weise hat er's versucht. Aber sie verhungert lieber, als daß sie etwas von uns annimmt. Es ist gar nichts mit ihr zu machen.“

In Lottes Kopf ging es drunter und drüber. Das war ja etwas ganz Unerwartetes. Es ging Johanna schlecht! Und sie, die so große Vorsätze gehabt, hatte sich gar nicht darum gekümmert. Aus dummer, alberner Angst, aus Feigheit!

Da mußte so bald als möglich etwas Durchgreifendes geschehen, schon des Kindes wegen.

Das „Kind“ war auf einmal für sie das Höchste auf der Welt, das Süßeste, Geheimnisvollste, ein unbegreifliches, unausdenkbares Wunder. Auf der Strafe konnte sie stillstehn und fremden Kindern ganz versunken in die unschuldigen Augen sehn, ihr drolliges Plaudern mit anhören, die süßen Stammellaute, mit denen sie sich doch so gut verständlich machen können. Bei einem armen, blassen, vernachlässigten Geschöpfchen konnte sie niederknien, es trösten, beschenken. Und wenn es dann erstaut und scheu vor ihren Liebkosungen flüchten wollte, so fühlte sie

ein herzbeleckendes Mitleid. Sie hatte dann immer an Huberts Kind denken müssen. Wie mochte es aussehen? Wie alt war es wohl? Ob es auch so well und ungepflegt und verkommen ausah, wie so viele?

Am letzten Abend legte Kläre ihrer Schwester noch eine Generalbeichte ab.

„Sieh mal, sie haben mich ja den letzten Winter gräßlich verwöhnt, die Herren. Der Rittmeister und der Landrat und der Baron, der dir schon immer den Hof gemacht hat. Aber der Rittmeister kriegt schon etwas Glaze und hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf. Von dem Landrat, der so weit ein ganz gutes Kerlchen ist, will Papa nichts wissen. Er schielt ihm zu sehr nach oben. Und der Maler-Baron — na, das weißt du ja noch — der ist mir denn doch zu geschmeigelt. Und da bleibt also eigentlich bloß der kleine Wedekind. Aber das wäre doch beinah' — eine Mesalliance.“

„Aber wieso denn, Kläre?“

„Gott, Lotte, nicht einmal im Cylinder ist er so groß wie ich. Wir wären ein komisches Paar. Alle meine Freundinnen lachten mich aus . . .“ Sie sah ganz unglücklich vor sich nieder.

„Glaubst du nicht, daß du dich darüber wegsetzen könntest?“

Kläre zuckte die Achseln. „Ein Auge müßt' ich ja immer zubrüden. Beim Rittmeister, daß er Schulden hat wie ein Major. Beim Landrat die Streberei, die mir ebenso zuwider ist wie dem Papa. Und beim Baron“ — sie lachte — „na, da ist ja gar nicht dran zu denken. Eine Modepuppe mit gebrannten Haaren! Siehst du, Lotte, da ist der ‚kleine‘ Wedekind am Ende doch das kleinste Uebel.“

„Bist du ihm denn gut?“

„Das ist's ja eben,“ murmelte Kläre, rot wie eine Centifolie, „schauderhaft!“

„Dann laß ihn nicht lange zappeln, Kläre,“ sagte Lotte, sie herzlich küssend. „Und wenn er ein Niese wär', dein Karl — ein größeres Herz könnt' er nicht haben. Und das, Kläre — ich spreche aus Erfahrung —, das ist doch das Beste.“

\*

Nun war Lotte wieder allein.

In den ersten Tagen, als es so still um sie war, trieb eine fieberhafte Unruhe sie durch alle Zimmer, als suche sie etwas. An allen Ecken und Enden fehlte ihr Kläres frisches Lachen, ihres Vaters laute, lebensvolle Stimme. Der Flügel stand wieder als bloßes Dekorationsstück im Salon — die Chopinschen Nottornos und Walzer waren verstummt.

Wie hatten die beiden Menschen Lotte verhätschelt, gepflegt, geschont! Ihnen war sie eine Kostbarkeit, das Beste auf der Welt; alle ihre Gedanken beschäftigten sich mit ihr. Sie lebten mit ihr.

Und das, dachte sie — sie hatte sich's angewöhnt, zu monologisieren —, so zu stehn mit seinen Nächsten, so friedlich, ruhig, sicher in jedem Augenblick, das ist eigentlich das höchste Glück. Aber man weiß es nicht zu schätzen, wenn man's hat, und nachher entbehrt man's desto schmerzlicher.

Wenn Hubert des Abends bei ihr am Tisch saß



und sich Mühe gab, liebenswürdig und gesprächig zu sein, so merkte sie doch, daß seine halbe Seele noch bei seiner Arbeit war. Er hatte nun mal kein Talent für ein zärtliches Miteinanderleben. Im Grunde war er eine einsame Natur. Er brauchte zwar Menschen, aber verbrauchte sie; er nahm ihr Leben in sich auf, aber er gab nichts dafür.

Deshalb blieb ihre Liebe zu ihrem Mann immer unruhig und wechselnd wie Brautliebe. Bald jauchzendes Glück, bald Entbehren, Stummer, heimliche Eifersucht.

Während des Besuchs war es im Haushalt nun doch ein bißchen drunter und drüber geraten. Lotte ordnete ein großes Reinmachen an und griff selber tapfer mit zu. Das half ihr am ersten über die Leere drinnen und draußen weg.

Aber nach einigen Tagen schon mußte sie alles stehen und liegen lassen. Sie hatte sich zu viel gethan, und der Arzt diktierte ihr ein paar Wochen Sofarube.

Etwas Schlimmeres hätte ihr jetzt gar nicht passieren können. Auf Huberts Gesellschaft war nicht viel zu rechnen, denn die Proben zu seinem Lustspiel nahmen ihn in Anspruch. Und sie merkte ihn trotz aller Selbstbeherrschung an, welche tiefe Erregung an ihm zehrte. Es war eine Lebensfrage für ihn, daß das Stück die hochgespannten Erwartungen erfüllte, die der glänzende Erfolg des ersten geweckt hatte. Denn ein ganzes Heer von Neidern und Feinden lag schon auf der Lauer, bereit, einen neuen Erfolg nach Kräften zu verkleinern, bei einem Mißerfolg aber die Eintagsgröße hohnlachend beiseite zu stoßen.

Er kam oft empört und verstimmt nach Hause. Die Schauspieler behandelten die Sache wie eine Bagatelle. Sie verzehrten ihm die besten Stellen und brachten ihn durch Launen und Gleichgültigkeit fast zur Verzweiflung.

Wenn Lotte ihm da mit Klagen gekommen wäre über Einsamkeit und Langeweile, so würde er sie verwundert angesehen haben. Sie suchte ihm also ein heiteres Gesicht zu zeigen. Aber all das Ungefragte, das in langen, langen Stunden des Nachdenkens sich in ihr anspeicherte, wuchs wie eine Mauer zwischen ihnen, höher und höher.

Das Leben, das sie immer ernst genommen hatte, eröffnete ihr jetzt ganz neue Ausblicke. Es wurde reicher, schwerer. Mit den Hoffnungen wuchs erdrückend das Gefühl der Verantwortlichkeit.

„Es ist gerade so tief, wie wir selber sind,“ sagte sie sich. Manchem reicht es bloß bis an die Schuhsohlen. Ihr aber war's bei ihren Grübeleien, als könne sie in seinen Abgründen versinken.

Wie ein verhängnisvoller Zwang war's und doch ganz natürlich, daß sie immer wieder an Johanna denken mußte. Kläres Worte: es geht ihr jämmerlich, und sie kränkelt, wollten ihr gar nicht mehr aus dem Sinn.

So wie sie selber jetzt, hatte die arme Verlassene auch einmal der großen Menschheitsmission, dem großen Leiden des Weibes entgegengeharrt. Und auch einsam — ja, viel einsamer als sie, — und — die Schande vor Augen!

Dann konnte sie manchmal ein leises Schauern nicht unterdrücken. Er ist doch aus anderm Stoff gemacht wie ich, dachte sie. Die Mutter seiner Kinder! Wie kann ein Mensch das heiligste Band der Natur mißachten!

Nun, ihre Pflicht, ihr innigstes Bedürfnis war's, gutzumachen, was gutzumachen war. Eher wäre sie sich der hohen Würde, die ihrer wartete, nicht wert erschienen.

Wäre sie jetzt nur nicht gerade — und auf un-absehbare Zeit hinaus — ans Haus gefesselt gewesen! Hätte sie Johanna gegenüberstehn und ihr alles sagen dürfen, was sie dachte. Es wäre ihr sicher geglückt, den Vettelstolz der Armen zu besiegen. Und ihres Kindes wegen hätte sie die Erleichterung ihrer Lage, die Lotte plante, auch angenommen.

Nun mußte sie schreiben. Und das war so viel schwerer. Vor jeder Wendung stockte sie. Es ist eine heikle Aufgabe, an einen Menschen zu schreiben, den man so wenig kennt, und der sich in Erbitterung und Feindseligkeit verrannt hat. Ein Wort, nicht vorsichtig genug gewählt, konnte die Frau kopfscheu machen und jede Annäherung von vornherein vereiteln.

Aber ich habe ja ihre Briefe, fiel ihr eines Tages ein. Aus denen kann ich sie ja ganz genau kennen lernen. Und Hubert hat gewünscht, daß ich einmal Einblick nehme in die „Affaire Johanna“. Den Schlüssel habe ich ja noch.

Sie legte den Schlüssel, den Hubert ihr übergeben hatte, vor sich auf den Tisch. Ein leises Bangen überkam sie doch. Wenn es mich erregte! dachte sie. Sie wollte es doch lieber lassen. Es ginge vielleicht auch so. Und sie begann von neuem zu schreiben, im Liegen, mit Bleistift.

Aber sie war zerstreut, und es glückte jetzt weniger als zuvor. Der kleine, blanke Schlüssel auf der Tischplatte zog ihre Augen immer wieder an. Die Zeit ging so langsam hin. Hubert würde wohl noch ein paar Stunden ausbleiben. Ach! Und diese Stille um sie her! Die Uhr tickte so schwerfällig, so eintönig. Manchmal nur das Klingeln der Pferdebahn auf der Straße, ein Lachen, ein froher Lärm, der ihr die Einsamkeit nur fühlbarer machte.

Sie nahm ein Buch vor, ließ es aber bald wieder sinken. Hatte sie nichts Wichtigeres zu thun, als sich mit den erfundenen Leiden einer Romanheldin zu beschäftigen? „Es geht ihr jämmerlich“ — Und vielleicht, vielleicht darbt das Kind!

Nein! Dieser Kampf zwischen Wollen und Nichtwollen regte sie mehr auf, als sie gedacht hatte. Wie eine Erlösung von quälenden Zweifeln kam ihr der Entschluß: ich will!

Sie wußte ja alles. Neues konnten ihr die Briefe auch nicht enthüllen. Es wäre ja längst ihre Pflicht gewesen, der Sache auf den Grund zu gehn.

Sie schloß den Kasten auf und zog ihn ganz heraus. Er war nicht leicht, und mühsam trug sie ihn zu ihrem Platz und stellte ihn auf den Tisch, um in Ruhe ihre Nachforschungen vorzunehmen.

Viele Stöße von Briefen lagen wohlgeordnet nebeneinander. Eine zierliche, echt weibliche Handschrift auf den Umschlägen. Dazwischen einige Konzepte mit Huberts großen, kraftvollen Schriftzügen.



Aufs Geratewohl zog sie einen Brief aus der Mitte der Sammlung heraus und begann zu lesen: „Mein geliebter Mann!“

Sie stockte. Der Atem ging ihr aus. Ein Nebel legte sich mit dumpfem Druck über ihr Gehirn, als habe sie einen schmerzenden Schlag erhalten. Endlich fand sie den Mut, weiterzulesen.

„Es ist also keine Täuschung, wir sollen Erbsas haben für unsern Felix, ach Hubert — mir ist zu Mute... In den Augen der Leute bin ich ja nun eine doppelt Verworfene, aber diese tiefe Seligkeit im Herzen über die Gnade, der ich teilhaftig werden soll! Mein Leben war mir, seit der Kleine tot ist und Du fort bist, auch nicht einen Pfifferling wert, jetzt wird es mir wieder kostbar, ich sehe ein, daß ich unrecht that, meinen kleinen Kram zu vernachlässigen. Ich muß Dir gestehen, geliebter Mann, es geht geschäftlich recht abwärts, und ich erfahre viel Unfreundlichkeit. Es ist keine Kleinigkeit, so zu leben wie ich, ich wäre auch bald drunter zusammengebrochen, aber jetzt habe ich wieder Mut. Mögen sie mich über die Achsel ansehen, ich bin ja Deine Frau, immer und in jedem Augenblick fühle ich es. Ich weiß ja, sobald Du Dein Ziel erreicht hast, hört alle Demütigung auf, dann werde ich vor der Welt Dein Weib sein, und unser Kind wird Deinen Namen tragen —“

So ging es weiter, vier eng beschriebene Seiten lang. Tiefstes, unerschütterliches Vertrauen, Stolz und demütige Freude, ein stiller Märtyrermut, passive Größe, alles so schlicht, so echt... Und am Schluß: „Deine Dich liebende Frau.“

Lottes Hand sank schwer herab. Der Brief flatterte auf den Teppich. Ihre Gedanken wirbelten eine Weile so wild durcheinander, daß sie die Hände an die Schläfen preßte. War denn das nicht, um den Verstand zu verlieren? War denn das auszudenken? Hubert hatte ja schon ein Weib gehabt, als er sie heiratete!

Barmherziger Gott! Ein rechtmäßiges Weib vor allen höchsten Gewalten des Lebens: von Gewissens und Natur wegen, vor dem Forum des Herzens und seiner Menschenpflicht. Weib und Kind! Wenn auch die kalte Staatsraison ihm aus Nützlichkeitsgründen das Recht zugestand, zu heiraten — er hätte es nicht gedurft. Nein, und tausendmal nein!

Und sie, Charlotte Berghauer, die wissenschaftlich keinem Menschen eine Stecknadel genommen hätte — sie hatte das arme Weib verdrängt und sich ruhig an ihren Platz gesetzt.

Wie war denn das nur möglich? War sie denn gar so dumm und kurzsichtig gewesen? Ach nein, sie hatten ihr alle gesagt: du darfst es! Selbst ihr Vater, der so klug und edel war, hatte ihr zugeredet: du thust ein gutes Werk, wenn du den Hubert emporhebst aus seiner Vergangenheit... O, wenn ihr Vater diesen Brief gelesen hätte! Wenn er nicht wie alle, alle in gutem Glauben gemeint hätte, ein Weib wie Johanna müsse eine Verworfene sein! Als wenn die Mutterschaft, die die verheiratete Frau veredelt, die unvermählte hinabziehen müsse in den Schmutz! Als ob sie nicht gerade in ihr, der Ver-

lassenen, alle heiligen Instinkte der Natur, die Liebe für das Kind, die Sorge für seine Bedürfnisse, den Mut, es zu verteidigen gegen seine Feinde — und alle, alle mit ihren verbrieften Rechten sind ja seine Feinde! — doppelt mächtig entfaltete!

Es fiel ihr ein, was sie kläre neulich gesagt hatte: wir machen sie erst schlecht durch unsre Verachtung.

Und wie, wenn Johanna, der ihre Treue so bitter gelohnt wurde, der überall Mißtrauen, Hohn und Haß entgegenstarre, der keine Aussicht blieb, jemals wieder aus ihrer Niedrigkeit emporzukommen — wie, wenn sie endlich hinginge und sich wegwürfe...

Es war Charlotten, als müsse sie ersticken im Liegen. Sie stand auf und ging auf schweren Füßen durchs Zimmer bis ans Fenster, das sie öffnete. Dann, an den Kiegel sich anklammernd, atmete sie die frische Märzlust in gierigen Zügen ein, bis das wallende Blut, das ihr die Besinnung rauben wollte, sich ein wenig beruhigt hatte. Dann legte sie sich wieder nieder. Aber es war ein Chaos in ihr, eine Rat- und Hilflosigkeit, eine Angst!

Sie war ja doch zu viel! Ein Eindringling in die älteren Rechte einer andern.

„Hubert!“ rief sie vor sich hin, „Hubert, hilf mir!“

Das Alleinsein, mit dieser Last auf dem Herzen, mit diesen fürchterlichen Gedanken wurde ihr zur unerträglichen Qual.

Sie sah nach der Uhr. Es konnte noch Stunden dauern, bis er zurückkam. Und dann? Ihm all das sagen, was sie beinah' um den Verstand brachte? Nein, nein! Er sah ja doch die Sache so ruhig an.

Sie hatte auch den Mut nicht. Und kein Vertrauen. Einen Mann, der so kaltblütig hinwegschreiten konnte über einen andern Menschen, den verstand sie nicht. Vor dem — graute ihr.

Langsam rückte der Zeiger weiter. Ihr war's, als durchlebe sie Jahre in Minuten. So viel stürmte in ihr auf und nieder. So viel wahnwitzige Pläne: fortgehen, zurück zu ihrem Vater! Einen Platz verlassen, der ihr nicht zukam, auf dem sie nie wieder ruhig und glücklich sein konnte!...

Dann aber kam es doch wieder wie ein Zureden, wie eine Hoffnung: lies doch weiter! Vielleicht ist's nicht so schlimm, wie dir's im ersten Schreck schien.

Und sie begann in dem Kasten zu kramen und stöberte allerlei auf, das am Boden unter dem Papier verborgen lag: ein paar winzige Schühchen, eine goldfarbene, seidenweiche Locke, zuletzt das Bild eines etwa eineinhalbjährigen Knaben, ein wahrer Engelskopf mit Huberts ernstem, tief sinnigem Blick. So in jedem Zuge sein Kind, daß Lotte glühende Thränen in die Augen traten. Nicht ihr Kind! Das Kind einer fremden Frau!

Und wieder riß sie die Bogen auseinander, gierig nach Trost, nach etwas, das ihn entschuldigen, die Härte seiner Handlungsweise in milderem Licht erscheinen lassen könne. Sie las nur immer Bruchstücke, wie gehetzt, mit klopfenden Schläfen, zitternden Händen:

„Du bist nun auf einmal ein berühmter Mann.



Und weißt Du noch, wie Du früher oft verzweifelt warst, wenn sie Dir Deine Sachen zurückschickten? Und jetzt reißt sie sich drum. Aber unser stilles Glück kannst Du nie vergessen. Unsr kleine Marie ist nun schon ein Vierteljahr, und wir müssen bald an die Taufe denken. Ach, wenn sie den Namen ihres Vaters tragen dürfte!" —

"Liebster Mann, ich danke Dir herzlich für das Geld. Es würde schon laugen für die Reise. Sag nur ein Wort, und ich komme mit dem Kinde. Daß es nur seinen ehrlichen Namen hat! Du sagtest schon immer, ich äße wie ein Sperling, und jetzt, du lieber Gott, lebe ich beinahe von der Luft. Du solltest keinen Pfennig mehr ausgeben wie als einzelner Mann."

Ein Brief aus der Zeit kurz nach ihrer Verlobung kam Lotten in die Hände.

Eine dumpfe, kalte Neugier ergriff sie. Noch den einen, dachte sie, dann ist's genug.

"... Ich habe Deinen Brief von gestern wohl hundertmal gelesen und kann es noch immer nicht glauben. Aber der Doktor Webekind sagte mir, es wäre geseglich erlaubt. Er muß es wissen. Mir scheint es das furchtbarste Verbrechen. Um Gottes Barmherzigkeit willen, Hubert, lade diese Todsünde nicht auf Dich! Als wenn ich gar nicht auf der Welt wäre und zu Dir gehalten hätte, als Du ganz verlassen warst. Und das Mariechen, das schon Dein Bild kennt und lacht, wenn ich es ihm zeige, und Papa sagt, Ich müßte ja allen Glauben an die Menschheit verlieren und an Gottes Gerechtigkeit."

"Du schreibst, Deine Braut wäre edel und liebte Dich, und aus Liebe zu Dir wollte sie sich über Deine Vergangenheit wegsetzen. Was ist denn das für eine, die den traurigen Mut hat, der Ärmsten der Armen ihr einziges Glück zu stehlen?"

Als Hubert nach Hause kam, diesmal in besserer Laune, denn die Probe war wider Erwarten gut verlaufen, fand er seine junge Frau auf dem Teppich liegen. Sie war ganz erstarrt und blaß wie eine Tote.

In der Nacht trat die Katastrophe ein. Der nächste Morgen fand zerstörte Hoffnungen und eine junge Mutter, in der das Leben noch leise pulsierte, aber im nächsten Augenblick zu verwehen drohte wie ein Hauch.

In den Qualen dieser Nacht hatte Lotte verzweifelt nach Vater und Schwester gerufen. Hubert hatte sofort telegraphiert und saß nun und wartete auf die beiden, als brächten sie Kraft, Gesundheit und Leben mit.

\*

Alles schlich auf den Zehen und flüsterte. Die Glocke war abgestellt, die laut tickende Uhr angehalten. Schweigen, Schweigen... die Zeit stand still.

Hubert saß am Bett seiner Frau. Ihr Atem ging unhörbar ein und aus. Nur am langsamen Klopfen der Schlagader an ihrem Halse, der weiß wie Marmor aus den Spitzen des Nachthemdes hervordrückte, sah er, daß sie noch lebte.

Sie lag schon viele Stunden so. Schließ sie? Grübelte sie? Er hatte die umhergestreuten Briefe gefunden und wußte, was sie so in Seelennot und

Verzweiflung gestürzt hatte, daß sie zusammengebrochen war.

Er war wie ein Gerichteter.

Was hatte es ihm genügt, daß er sein Glück an sich zu fetten gemeint hatte mit allen irdischen Gewalten? Aus seiner Vergangenheit war es heraufgestiegen und hatte unerbittliche Hände ausgestreckt. Und, stärker als Menschenmacht, ließ es die Beute nicht wieder los und kümmerte sich nicht um den Mann, der sie halten wollte.

Er war auf einmal zum Bewußtsein gekommen, wie herabgestürzt aus seiner Phantasiwelt in die wirkliche mit ihren wirklichen Schmerzen und Leiden. Und da sah er, wie viel Sorge und stille Angst und Mitleidigkeit neben ihm hingelegt hatte, ohne viel Worte zu machen.

Jetzt saß er, den Kopf in die Hand gestützt, und ließ alles an sich vorüberziehen. Schmerz und Reue hatten ihn gepackt und gruben in ihm, eifrig wie Totengräber, das Grab seines jungen, kurzen Glücks.

Nein, dachte er, eine Hölle jenseits des Lebens ist überflüssig. Was wir diesseits tragen müssen, ist gerade genug. Und „Selbstverschuldung“, — das ist die Flamme, die am heißesten brennt.

Auf einmal fühlte er, daß sie ihn ansah mit ganz großen Augen. Er beugte sich zu ihr nieder. „Lotti,“ flüsterte er weich und sanft, „ist dir besser?“

„Ja, ganz gut. Leicht und frei.“ Sie sprach ruhig, mit leiser Stimme. Nur ihre Blicke schienen ihm verändert. Sie waren tief und milde und zufriedener, wie die eines Menschen, der nach einem bösen Tage schmerzfrei ist und müde dabei, schlafmüde.

Er rößte ihr von dem Stärkungsmittel ein, das schon bereit stand. Es schien ihr neue Kraft zu geben. Ihre Stimme hatte mehr Klang. Sie suchte seine Hand und drückte sie leise. „Es ist gut so, Hubert. Ich gehe fort... es ist aus...“

Ihm war's, als führe ein Schwert ihm mitten durch die Brust. Sein Herz hörte fast auf zu schlagen. „Du darfst nicht!“ sagte er heiser.

Sie lächelte ein wenig, still und erhaben, als stände sie schon über dem Leben, und schüttelte langsam den Kopf. „Nein, Hubert... Das ist nur für die ganz Starken... Liebe und Kunst... Für mich war's zu schwer...“

„Lotti!“ rief er, von Selbstvorwürfen bis auf den Grund der Seele aufgerüttelt, „wenn ich zu viel... Gott! Strafe mich nicht so furchtbar! Lebe, lebe für deine Kunst! Ich will ja nichts als dein süßes Dasein, dein Lächeln, deine Nähe! Lebe dich aus! Sei du! Bleib bei mir, mein Weib, mein Alles! Und ich will meine Hände unter deine Füße legen! Ich will dich emporheben, dich tragen — bleib!“

Er war vor dem Bett in die Kniee gestürzt und hatte ihre leichte Gestalt umschlungen und gepackt, als wolle er sie dem Tode selbst entreißen. Er preßte seine Lippen auf ihre Hände und fühlte mit Entsetzen, daß die zarten Fingerspitzen kühl wurden. Da trat der Schmerz, den er so lange mit zusammengebissenen Zähnen bezwungen hatte, in einem dumpfen Stöhnen über seine Lippen.



„Hubert,“ flüsterte sie mit tröstenden, süß-schmeichelnden Lauten, „du brauchst mich ja nicht... Das bißchen Liebe, an dem wir andern uns wärmen, hast du nicht nötig. Du bist ein Vollmensch... ein Einsamer... ein Höhenmensch... Die müssen allein sein.“

Allein sein! dachte er und sah auf den weißen Hals, in dem es schwach und schwächer zuckte und klopfte.

Ja, allein! Sie ging — und er blieb, in voller, blühender Kraft. Lange Jahre lagen noch vor ihn, todöde, einsam... und immer einsamer, bis er auch einmal so weit war...

Da tastete sie leise und müde nach seiner Hand und richtete ihre verklärt leuchtenden Augen noch einmal tief und innig auf ihn.

„Es ist ja das Beste... das Einzige, Hubert! Gönn mir's doch!... Diese Nacht... und gestern... Siehst du, nie hätt' ich's überwunden... Nun ist alles... gut...“

Sie lag dann wieder still und blickte vor sich hin. Und er merkte, wie das bißchen Leben immer mehr und mehr unter ihr zusammenschrumpfte und verging, wie ein Wölkchen am Abendhimmel, das sich leicht auflöst.

Nach einer Weile kam noch einmal eine Unruhe über sie. Sie fragte nach ihrem Vater und nach Klären, sie horchte auf jeden vorüberfahrenden Wagen. Sie wollte aufstehn, in ihr Zimmer gehn, ihre Bilder sehn, die Büste. Da fiel ihm ein, daß sie einmal, auf ihren Lieblingskopf deutend, gesagt hatte: „Den vor Augen muh sich's leicht sterben.“ Und er trug die Büste ins Schlafzimmer und stellte sie so, daß Lottes Augen auf ihr ruhen konnten.

Sie blickte voll unfäglicher Sehnsucht auf den sterbenden Sklaven. Manchmal machte ihre rechte Hand eine Bewegung, als wenn sie zeichnete. Sie lächelte und flüsterte vor sich hin. Ihres Mannes Gegenwart vergaß sie mehr und mehr, und die schwebende Seele war ganz erfüllt von dem Bilde des Erlösten, Freigewordenen.

Als Berghauer und Kläre ankamen, war sie eben sanft hinübergeschlummert.

In ihrer Todesblässe glich sie ganz dem Marmorkopf in dem unbeschreiblich verklärten Frieden, der über ihre Züge ausgegossen war.

\*

Im Herbst des nächstfolgenden Jahres berührte Berghauer wieder Berlin. Er kam von Kimberley, wo er seinen ältesten Sohn besucht hatte, über Dresden, und wollte jetzt mit dem Jüngsten in Eng-land zusammentreffen. Für die Reichshauptstadt hatte er gerade nur einen Abend, den er mit seinem Schwiegerjohn im Schauspielhause zubrachte.

Sie gingen nach dem Schluß der Vorstellung durch die tageshell erleuchtete Friedrichstraße. Es war noch so belebt, daß sie nur schrittweis vorwärts kamen. Manchmal fingen sie einen Teil der Unterhaltungen auf, die um sie herjähwirten. Der Name Hubert Schwarz und sein neues Stück „Die Hungersteine“ wurden oft genannt.

Unter den Linden, wo sie ein bißchen mehr Luft

hatten, äußerte Berghauer das erste Wort. Er war fast ganz weiß geworden und hatte viel von seiner alten Frische und Lebensfreudigkeit eingebüßt.

„Sind ja wie ein Meteor hineingeplatzt in die verblüffte Gesellschaft, deine ‚Hungersteine‘. Wie aus 'ner andern Welt! 's weht ihnen da was um die Nase — sie wissen selbst nicht, was. Aber 's hat doch mal den Alltagsstaub gründlich aufgewirbelt.“

Hubert nickte nur. Das Wortemachen hatte er sich ganz abgewöhnt in seiner Einsamkeit.

„Bist doch ein gehörig Stück vorwärts gekommen seit der ‚Buße‘. Vom Künstlerischen red' ich nicht. Aber so das Menschliche —“

„Ja, ein Stückchen,“ murmelte Hubert.

„Damals — der wilde Protest gegen alles und alle. Jetzt — dein stilles An-die-Brust-schlagen: Hier, hierdrin steckt's, unser Schicksal. Und eh' wir nicht so weit sind —“

„Ja, Vater. Das mußte erst mal herunter. Darum schrieb ich ‚Die Hungersteine‘. Nun geht's wieder.“

Eine Weile verarbeiteten beide schweigend die durch das Wiedersehen und durch Huberts Tragödie aufgestörten Erinnerungen. Berghauer konnte sich's nicht verzeihen, daß er damals die Dinge so leicht genommen hatte, die den Anstoß gaben zu Lottes frühem Ende. „Ich hab' ihr zugeredet —.“ Der Gedanke hatte ihn wieder zum ruhelosen Weltwanderer gemacht. Auch Hubert hatte er's im stillen nachgetragen, daß das junge Weib so früh hatte zu Grunde gehen müssen... aber seit heute war aller Groll vergessen.

„Ich weiß ja, du hast auch dein Teil,“ jagte er endlich. „Und — vielleicht ist sie besser dran in ihrem Frieden.“

„Vater,“ murmelte Hubert, „es ist ja nicht gerade männlich, aber 's ist doch menschlich: ich habe sie oft beneidet.“

Berghauers mächtige Brust hob ein tiefer Atemzug. „Na,“ sagte er dann ermunternd, „bist ja nun glücklich über den Berg. Brauchst die ‚Hungersteine‘ nicht mehr zu fürchten. Hast deinen Frieden gemacht mit dir und der Welt, mit dem Weibkind und der Johanna —“

„Ja, Vater. Ich weiß jetzt meinen Weg. Und glaube an mich... Einsam — einsam, ja! Aber keine Klippen, keine Härten, keine Dürre mehr. Fülle und Kraft und breites Strömen nach dem unendlichen Meer, in das alles Lebendige einmal mündet. Und manchmal, Vater — ich bin ja noch jung, aber das Leben verbraucht unsereinen schnell —, ist mir's schon, als hörte ich in der Ferne sein Rauschen.“

### Ihr Paradies.

Ein schlichtes Gärtchen, fern dem Straßenstaube,  
Fruchtlosem Acker fleißig abgewonnen;  
Gemüsebeete, eine winz'ge Laube,  
Von üppig blühndem Geißblatt übersponnen;  
Am Wasserröschchen nippt die zahme Taube.  
In Blumen liegt das Kästchen, sich zu sonnen:  
Die Alte drüben in der weißen Haube  
Tauscht diesen Winkel nicht für Edens Women!

Alice Freita von Gaudy.



## Darjeeling, eine ostindische Gesundheitsstation.

Von

Dr. Kurt Boeck-Dresden.

Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

In dichtem Urwaldschatten der Vorhügel des östlichen Himalaja lag bis in die dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts ein Buddhistenkloster versteckt, in tibetanischer Zunge „Dardchiling“ geheissen, zu deutsch etwa „Ort des Faulenzens“. Am Horizonte glänzte aus 80 Kilometer Ferne die Schneefette des im Rangunjunga 7324 Meter hohen Sikkim-Himalaja zu diesem weltfernen Aufenthalt roträdiger Lamas hernieder. Wilde Orkane umbrausten die Tempelmauern, wenn die Monsunregengüsse sich naheten oder verliesen, und wüßt krachten dann die zersplitternden Wipfel der stolzen Federn und Eichen. Krächzend mischte sich in das Brüllen der Tiger und die Trompetenrufe wilder Elefanten das Gefreisch der Nasgeier, wenn sie einen Lama „bestatteten“, das heisst neidisch zantend dessen Leichenteile vom Skelett hacten. Sonst aber unterbrach die friedliche Stille um das Kloster nur das Dröhnen der Tamtams und das Klappern der Schädeltrommeln, durch das die Lamas die Dämonen des furchtbaren Gebirges benachrichtigten, daß ihrer mit Opfer und Bitte in dem dunkeln, verräucherten Tempel gedacht würde.

Um jene Zeit wurde der damalige Statthalter von Bengalen, Lord Bentinck, auf diesen idyllischen Punkt aufmerksam gemacht; keinen herrlicheren Ort zur Anlage einer Sommerfrische konnte es in Indien geben. Bereits im Jahre 1840 wurde der Rajah von Sikkim zur Abtretung dieses Landesteils veranlaßt und die Besiedelung in Angriff genommen.

Sehen wir zu, wie es heute dort aussieht.

Soeben dampft pfeifend und pustend der Abendzug in die Bahnhofshalle. Scharen von Weltenbummlern aus allen Nationen entsteigen den winzigen Wagen der mit nur zwei Fuß Spurweite ohne Zahnradbenutzung die unglaublich festen Kurven und Zickzacks hier bis zu etwa 7000 Fuß heraufkletternden Bergbahn; weit zahlreicher noch ist natürlich die Menge der erholungsbedürftigen oder kranken Passagiere, die der gluthauchenden indischen Riesenebene entflohen. Ohne Not bleibt wohl kein Europäer dort unten, wenn die Zimifonne das Quecksilber über 50 Grad hinaufpeitscht; wehe demjenigen, der meint, daß es auf ein Mehr oder Weniger von ein paar Duzend Graden bei einer soliden Hitze nicht ankommt! Dort nahen die Opfer des indischen Sommers: hinter den leichtfüßig zuerst Ausgestiegenen kommen sie herausgeschlichen, die Siechen, werden sie herausgetragen, die im Delirium Fiebernden, die oft nur zu spät

von der Höhenluft dieses Sanatoriums Heilung begehren. Welcher Fortschritt des Verkehrs macht sich auch hier geltend — seit zwölf Jahren ist Darjeeling in vierundzwanzigstündiger Kurierzugfahrt von Kalkutta zu erreichen, während vordem mehrere Wochen beschwerlicher Reise dazu gehörten.

Drüben aus den Fenstern des umfangreichen und doch anheimelnd lustigen, zinbedachten Hospitals blickt wohl soeben mancher Genesende dankbar zum Himmelszelt empor und weidet sich an dem grandiosen Schauspiel, das ihm dort oben über den Wolken die Firnfelder des fernen snow range, des überreisten Rangunjunga-Gebirges bieten, strahlend im Doppelschein der versinkenden Sonne und des auftauchenden Mondes.

Aus dem behaglichen sittingroom des dem Bahnhof nahen Hotels Woodland klingen die schmachtenden Klavierphantasien einer Lady; denkt sie des geschäftseifrigen Gatten, der unten im fernen, heißen Kalkutta vergeblich unter dem schwülen Moskitozick nach Schlummer ächzt? Denkt sie ihres bleichen Babys, das mit der Aya, der indischen Amme, auf dem Seewege nach der gesünderen britischen Heimat ist, oder aber an das Viduik, das morgen einige flotte Zivilbeamte und Offiziere\*) von der Besatzung Zellanahars, des Kasernenviertels von Darjeeling, geben wollen? Aus dem Speisesalon nebenan schallten Gelächter, Geträller und Pfropfenknallen.

O, es ist nicht mehr klösterlich still in Darjeeling, besonders nicht in diesem Augenblick des Sonnenuntergangs. Da mengt sich schrilles Geklingel aus dem Hindutempel in den honoren Abendruf eines Mueddins aus der minaretlosen Moschee; dazwischen läuten die ersten Glocken des St. Joseph-Missionshauses ihren Abendsegnen in das wüste Trommeln und Klappern aus der Andachtsstätte der Buddhisten.

Geheimnisvolles Treiben dauert auf den dunkel gewordenen Promenadenpfaden fort; zwanglos sind sie dem Hügelgelände angepaßt und verbinden die auf demselben verstreuten Villen; herrliche Parkanlagen verbergen gewöhnlich diese hellshimmernden, lustigen „Bungalows“. Dralle Bhotia-Mädchen\*\*) schlendern herum, fichernd und plaudernd; mehr oder weniger verschämt drückt wohl die eine oder andre dem nachschleichenden roträdigen Trompeter von Zellanahar eine gelbe Banane in die Hand, nachdem sie tagsüber mit derartigen Univerfalmitteln gegen Durst und Hunger gehandelt hat. Sind auch die Bananen von dem Range der Musa paradisiaca, der „verbotenen Frucht des Paradieses“, zur simplen Musa sapientum degradiert worden, so bleiben diese Früchte doch ein Segen der Tropen, und schleunigst pflanzt jeder Indier bei seiner Heirat

\*) Die Vertreter des hochbefohlenen Civil-Service (C. S.) stehen an gesellschaftlichem Ansehen keineswegs den Offizieren der angloindischen Armee nach.

\*\*) Bhotias sind eingeborene Bergbewohner, Mischung von Tibetanern und Indiern.



Bhotia-Mädchen.





Bettelverkäufer aus Nepal.

einen Bananenbaum als treuen Ernährer neben seine Bambushütte; der Stamm braucht nur nach jeder Ernte gefällt zu werden, um — Jahrzehnte hindurch — immer neue, fruchtschwere Seiten sprossen zu treiben.

Dort beleuchtet eine Erdklaterne den Weg; ein Gesänder schützt vor dem Abgrund zur Seite. Schauen wir einmal einer dieser Dirnen in das offene Gesicht; sie sind nicht so schön wie die Frauen aus andern Stämmen des Ostens.

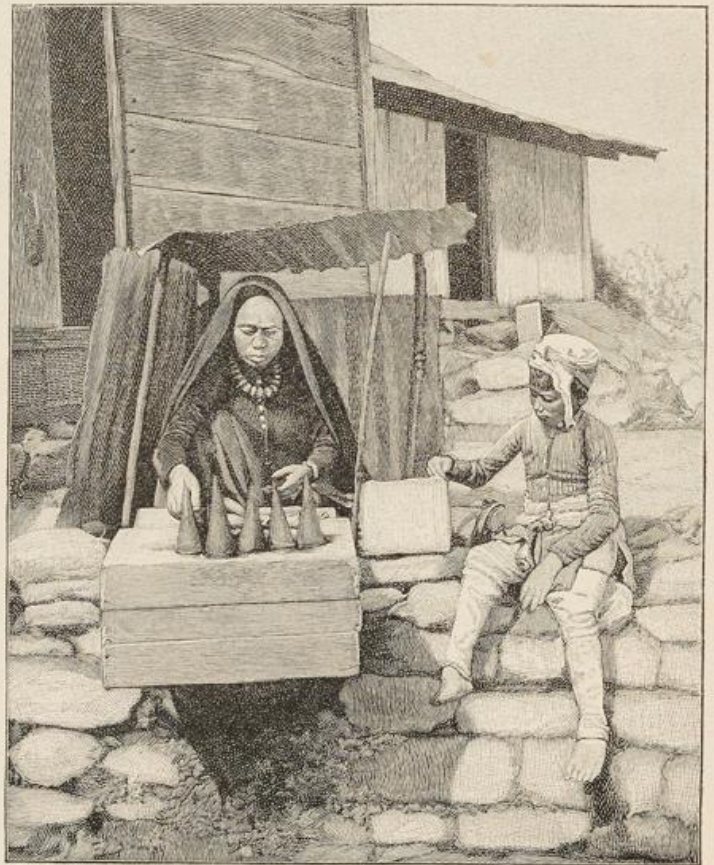
Ist es möglich, daß häßlich schön sein kann? Oder saht ihr nur elendes Gefindel, die ihr so wegwerfend von der Häßlichkeit dieser Gebirgswölfer, der Bhutias, spracht?\*) Wohl sind deine Neuglein ein wenig schief gestellt, auch deine Wangenknochen sind deutlich erkennbar, du freundliches Bhutiafind, aber häßlich bist du nicht; dazu bist du viel zu heiter und auch viel zu prächtig geschmückt. Plaudern wir ein wenig! Was hast du denn da in der sechseckigen Silberschachtel, die an deiner hanteligen Halskette hängt? Laß sehen. Haare! Und hier diese Späne? Wahrhaftig, Abschnitte von Fingernägeln?! Ei, ei, vom Liebsten? Nein, vom verehrungswürdigen Geistlichen, Reliquien eines Lamas! Und was ist denn in der andern, ebenfalls mit rohen Türkisen überladenen Kapsel an der noch wichtigeren Kette aus Bernstein- und Korallenfugeln?\*\*) Streifen von Vastpapier, mit buddhistischen Gebeten bedruckt?! Bravo, frommes Lämmchen, laß dir nur deinen Seelenfrieden nicht rauben. Wie bequem übrigens deine Tracht sein muß: der ärmellose Oberrock über dem indigoblauen Unterkleid,

\*) Ein Reisender, der sich schwertlich lange in Darjeeling umgesehen hat, giebt das Urtheil ab: „Gegen diese Bhutias sind die Lappen und Finnländer noch wahre Adonis und Aphroditen.“ Man urtheile nach unsern Abbildungen selbst, ob dies allgemein gelten kann.

\*\*) Diese Bernsteinkette wird Poshia genannt.

unter dessen überlangen und deshalb oft umgefrempten, gelbgefütterten Ärmeln man die anliegenden hellen Ärmel eines Hemdchens erblickt. Dazu der reich mit silbernem Kettenbehang verzierte Gürtel und die blau-rotgrün gestreifte tibetanische Schürze — wahrhaftig, sehr kleidjam. Und welch reizvoller Kopfschmuck! Neber dem aufgelösten und erst am Ende zu zwei Zöpfen vereinigten Haar wölbt sich der Patek, ein breiter Reif aus Natthaaren, mit rotem Tuch überzogen; dide Knollen aus Bernstein und Korallen sind darauf durch Silberkettchen zu einem stolzen Kranze verbunden. Auch die stattlichen Ohrringe aus vier Silberplatten, mit Türkisen besetzt, erhöhen den vornehmen Eindruck deiner Erscheinung. Aber was ist denn das für eine unbequeme weiße Muschel, durch die dein rechtes Handgelenk gesteckt ist? Sind denn die sechs Spangen und das andre nicht Zierats genug? Ach so, ein Zeichen der Verlobung? Nun, gib nur acht, daß dir diese spröde Ehefessel nicht zerplittert. Gehab dich wohl! Noch eins: nach Ansicht eines überaus geistreichen Reisenden soll es eine Höllequal sein, ein Bhutiamädchen zu küssen! Was meinst du denn dazu? Nichts? Du lachst nur? Brava, bravissima!

Doch gehen wir weiter, vorüber an der festlich erleuchteten sommerlichen Dienstwohnung des Gouverneurs, der zwischen duftenden Jasminbüschen versteckten „Schrubber“. Alle Augenblicke hüchen hurtig ansichreitende Gruppen vorüber. Gewöhnlich eilt ein Laternenchwingerburche voraus; drei oder vier stämmige Bhutias folgen im Gleichschrittschritt. Auf ihren Schultern ruht mittels dreier gekrenzter Stangen



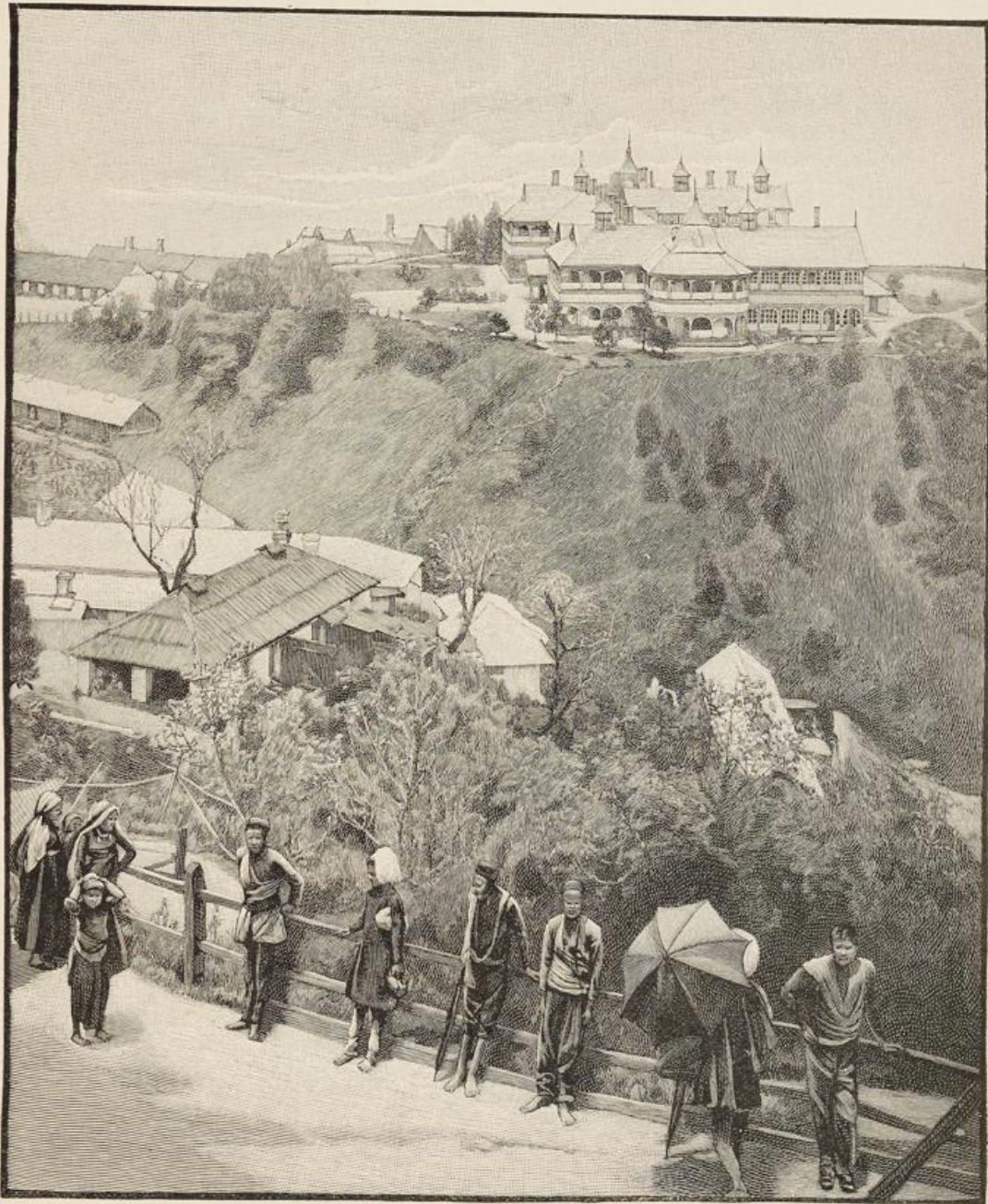
Bettelverkäuferin aus Sikkim.



ein Sessel, in dem als süße Last eine holdselige Lady thront; freundlich lächelt sie zu ihrem auf munterem Bergpoune nebenher trabenden Galan herüber. Dies umentbehrliche Möbel -- der Tragstuhl nämlich -- führt den kofetten

uniformierten Dandyträger. Scharlachrot ist allerdings nur den Dandyträgern des Governorhaushaltes vorbehalten.

Das junge Paar hat wohl Grund zu erwartungs-freudiger Heiterkeit, es geht ja zum Sonnabendmeeting im



Hospital in Darjeeling.

Namen „Dandy“ und ist eine dem kühleren Höhenklima angepasste Variation des sonnendichten Paganins\*) der indischen Ebene. Der Sais (Pferdejunge) und die bearer (Aufwärter der Europäer) folgen dem Trupp der bunt

\*) Hindostanisch: Palki. In andern Gebirgstheilen werden auch tragbare Hängematten (duli oder dari) gebraucht.

assembly-room; ein übermütiger Schwank, dann lebende Bilder aus des göttlichen William herzerquickenden Werken, von den anmutigsten Mitgliedern des high-life dargestellt, und zuletzt ein Tänzerchen in den zwanglosen Formen der Sommerreise -- Herz, was willst du mehr?

Doch lassen wir die englischen Schönheiten, für deren



zierliche Ausschmückung sich die Putzmacherinnen nicht erfolglos alljährlich die feenhaftesten Roben aus Paris zu holen pflegen, lassen wir sie im Lichte des schottischen Walzers dahinschweben. Wir wollen frühzeitig zur Ruh', froh, daß hier in der Höhenluft kein Kuli unsertwegen zum Nachtwachen verurteilt werden muß, um über unsre Betten den Pantafächer, einen mit Tuch bespannten, an der Decke hängenden Holzrahmen, hin und her zu schaukeln. Im Flachlande Indiens ist in der heißen Jahreszeit an kein Speisen, kein Zeitungslesen, kein Schlafen ohne dieses den Neuling nervös machende Pantafächer zu denken.

In aller Frühe machen wir den beliebtesten Ausflug der Darjeeling-Sommerfrischler, den Spaziergang auf den Sanchal oder Tigerhügel, auf dem die Tiger aber abgewirtschaftet haben, seitdem ihn so viele europäische Reisende mit ihrem Besuche unsicher machen. Das Steigen der tausend Fuß lohnt sich immerhin, denn die Aussicht ist umfassender als von Darjeeling; unter sehr günstigen Wetter-

gleichfalls Hals und Kragen an eine echte, rechte Himalajareise zu setzen — eine solche selbstidifizierte Marschroute in gefährdendes Hochgebirge hinein ist keine Vergnügungsreise —, aber ein klein wenig näher als bis zum Tigerhügelchen sollte denn doch jeder rüstige deutsche Reisende dem eigentlichen Himalaja auf den Leib zu rücken wagen. Gelegenheit dazu ist vorhanden. Einige Schutzhäuser, Bungalows, sind einige Tagereisen weit dem Hochgebirge entgegen errichtet. Diese vorgehobenen Posten von Darjeeling sind auf leidlichen Saumwegen zu erreichen. Weiter als bis zu diesen Bungalows zu gehen, möchte ich freilich dem nicht zum Forstjüngling angelegten Touristen keineswegs raten, denn schon beim Bungalow Sandagghu, dem unser Bild darstellt,\*) hört bei 12 000 Fuß Höhe mit einem prächtigen Flederwald die Baumvegetation, bald darauf jegliche Wegspur auf. Aber bei Sandagghu steht der Indienreisende denn doch weit mächtiger unter dem Bann dieser Hochgebirgsschönheit und kann den Hymnus auf das „Wunder-



Strafenbarbiere.

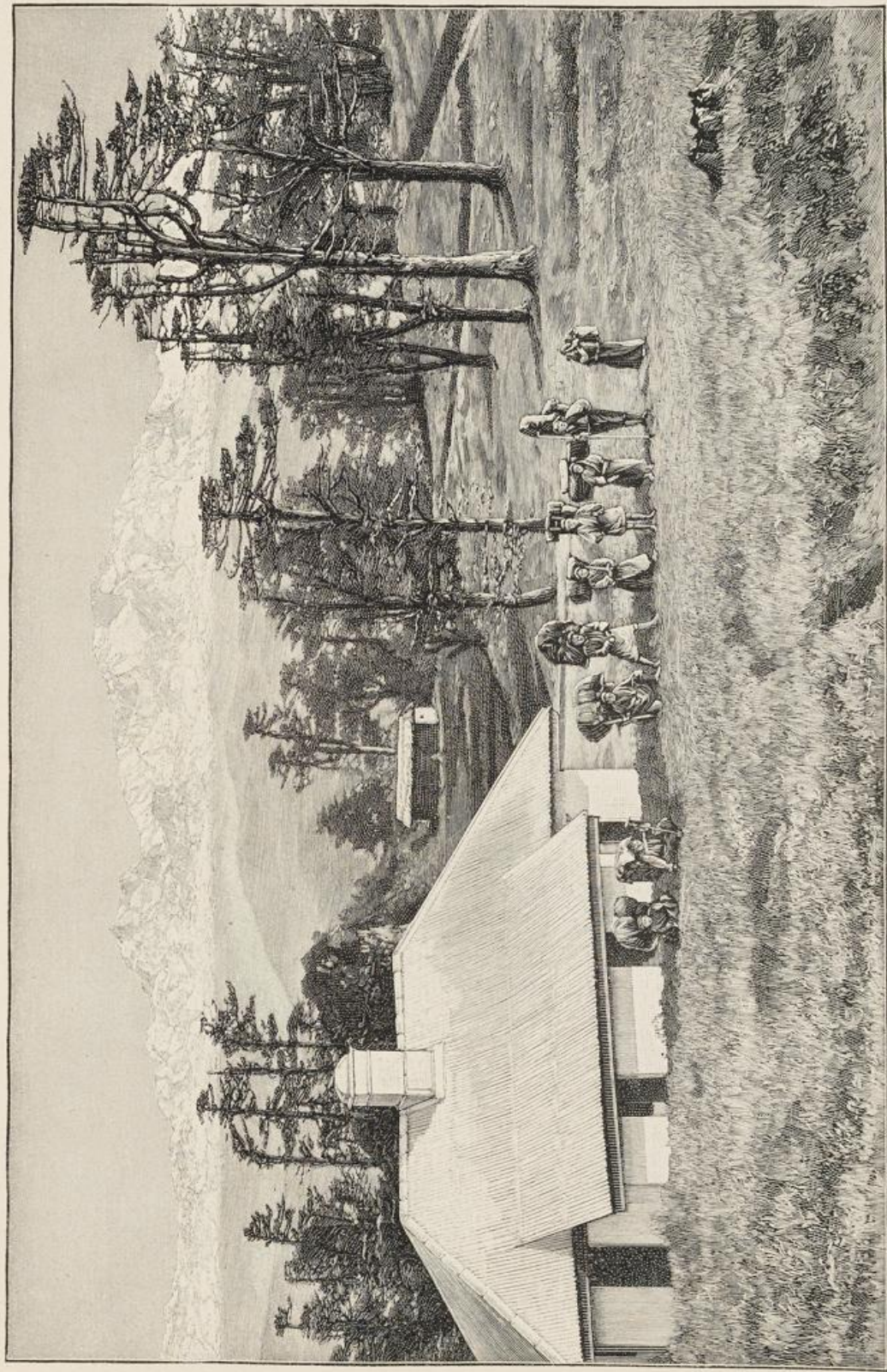
verhältnissen ist dort — wenn auch nur am alleräußersten Horizont — der Gaurisankar (Mount Everest) als winziges Hügelchen zu sehen. Ganze Gesellschaftsreisen und Extrazüge rasseln mittels der Himalajabahn nach Darjeeling, nur um auf die bequemste Weise — das heißt vom Tigerhill — wenigstens einen stammenden Blick auf den geheimnisvollen Himalaja und auf das noch fünfzig englische Meilen ferne Schneegebirgslabyrinth des Kanchinjingagebirges zu werfen. Ich gehöre zu den wenigen Sterblichen, denen es vergönnt war, nach ungeheuern Strapazen den Schnee des wirklichen Himalaja, das Eis des Kanchinjingagletschers unter den Füßen knirschen gehört zu haben. Lächeln muß ich jetzt freilich, wenn fast jeder Tigerhügelbesteiger die ungeheure Entfernung, die ihn von dem eigentlichen Himalaja noch trennt, vornehm verheißt und zu Hause erzählt, auch er sei im Himalaja gewesen. Ein Gymnasiast auf einer Ferienreise, der schlaftrunken aus den Fenstern des Rheinsfallhotels bei Schaffhausen zu den fernen Schweizer Schneebergen hinaufguckt, kam mit ähnlichem Recht daheim seinen Tanten versichern: „So was wie die Alpen vom Montblanc über die Jungfrau bis zum Glarnerthal — das sah ich noch nie!“ Ich will zwar niemand zumuten,

„bild“ des Himalaja-Anblicks weit inbrünstiger anstimmen, als er in allen Zungen vom Tigerhill zu ertönen pflegt.

Das Geheimnis der Wirkung dieses Panoramas liegt nicht allein in der geradezu unglaublich scheinenden Höhe, bis zu der sich die fernen schneeigen Gebirgsspitzen durch und über die ziehenden Wolkenmassen in den klaren Aether strecken, und in dem Gedanken, daß es die höchsten besannenen Erhebungen unsrer Erdrinde sind, die dort aus den Falten dieses Hermelins in einsamer Majestät emporstaren; es liegt auch nicht in dem außergewöhnlich umfassenden Bildwinkel dieses ausgedehnten Hochgebirgs-panoramas oder in dem kontrastreichen Ueberblick über die äppige Stufenleiter der Vegetationsprodukte aller Zonen — denn mehrere tausend Fuß unter dem Beschauer glitzert aus dem Tistathal ein brausender Silberstrom zwischen Palmen, Bananen und Kakteen heraus —, nein, es liegt in dem Zusammenwirken all dieser Erwägungen und Eindrücke und der scheinbaren Unnahbarkeit jener schneetragenden Bergriesen, die dort von der alles mit zauberhaftem Glanz vergoldenden Sonne Indiens überstrahlt werden.

\*) Dies Bild ist Dr. Voeds Prachtwerk: „Himalaya-Album“ entnommen.





Das Himalaja-Gebirge, von Sandbagabu bei Darjeeling gesehen.





Bettelmönche.

Doch kein Glück dauert ewig. Wir befinden uns ja inmitten der von Mai bis Oktober währenden Regenzeit, in der so klare Tage äußerst seltene Ausnahmen sind; von der Wucht und Masse des dann unausgesetzt niederpeitschenden Regens kann man sich zu Haus in Deutschland gar keine Vorstellung machen. Mehr und mehr verdichten sich die ziehenden Wolkenschleier, und bald ist nichts mehr von jener überirdischen, fernen Zauberwelt zu erspähen; für Monate ist das Schauspiel verschwunden.

Wir eilen hinunter nach Darjeeling, wo sich merkwürdigerweise gerade Sonntags das lebhafteste Marktgetriebe entwickelt, selbst wenn der Regen wie mit Feuerpfeilen vom Himmel schießt. Recht befremdlich ist es für den Neuling, daß hier die Markteinkäufe von dem Hausherrn besorgt werden; selten nur sieht man eine englische Dame vom hohen Ross oder Dandy herab ihre Auswahl treffen.

Eine Fülle der absonderlichsten Gestalten strömt auf dem Marktplatz von Darjeeling zusammen! Zwei, drei Tagereisen weit kommen die Leute mit dem Tragkorb auf schwierigen Bergpfaden aus Sikkim und Butan und Nepal herbei, um ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu verhandeln, oft nur einige Gurken oder Kartoffeln, ein Huhn oder etliche Eier. Doch ist es noch etwas andres, was sie hertreibt: die liebe Neugier. Keine Zeitung beglückt diese armeneligen Asiaten mit Neuigkeiten, und so hat sich denn die Nachrichtenverbreitung mittels „Wazargegesprächen“ herausgebildet, wobei allerdings das Anwachsen einer Ente zum Elefanten keine Seltenheit sein mag. Erstaunlich ist immerhin die Schnelligkeit, mit der sich Gerüchte derart in Indien, ja in ganz Asien auszubreiten vermögen.

Spazieren wir ein wenig durch die Reihen der Verkäufer; das Niechorgan ist ja die Strapazen in Indien gewöhnt.

Wie auf jedem indischen Markte bilden auch hier die beliebten grünen Tütchen aus Betelpfefferblättern ein Hauptobjekt; überall erblickt man Lippen,

die durch den beständigen Genuß dieser Gaumenbeize — die Füllung besagter Tüten besteht aus Stücken von Palmnüssen nebst gelöschtem Kalk — abscheulich rot oder gar blau, und Zähne, die dadurch schwarz gefärbt sind. Auch die pikanten vielfachen Bestandteile des indischen Curry-Gewürzes: Curcuma, Pfeffer, Zwiebeln und so weiter, spielen eine hervorragende Rolle auf dem Bazar, denn ohne Curry-Reis ist keine Mahlzeit in Indien denkbar. Bald sind wir von Händlern aller Art umringt. Muselmänner aus Kaschmir breiten stolzen Gesichts ihre Pelzwaren, Shawls und Stickereien vor uns aus; sie sind ihres Erfolges sicher. Sie wissen, daß der Europäer der Kauflust nicht widerstehen kann, wenn er diese in leuchtenden Farben und wohlthuenden Mustern gehaltenen Werke einer berühmten, nun im Untergang begriffenen Hand- und Hausindustrie sieht, die jetzt bereits fabrikmäßig von europäischen Maschinen nachgeahmt werden. Wer steht noch dafür, daß der angepriesene „echte“ Shawl nicht in Westfalen gewirkt wurde? Freilich, diese überphantasievolle Linienführung, diese prunkvolle Verschwendung raffinierter Filigrankunststücke, diese metallisch glitzernden Käfersügeldecken\*) durch ein Gewirr von Gold- und Silberfäden zu einem chaotischen und dennoch harmonischen Muster vereint — all dies konnte ursprünglich nur dort entstehen, wo die Natur selbst sich lichtvoller und üppiger in Formen und Farbe äußert als in unsrer gemäßigteren, aber darum nicht minder glücklichen Zone.

Höflich tritt ein zierlicher Hindu, ein reisender Goldschmied aus Delhi, an uns heran; er sucht die „globetrotter“ hier oben abzufangen, ehe sie auf ihrem Weiterzuge

\*) Von der Spezies Baprestis.



Straßenmusikant mit Frau und Kind.



nach Westen die Bazare seiner kunstfertigen Heimatstadt erreichen. Verbindlich drückt er uns seine Visitenkarte in die Hand und flüstert, daß er uns nach dem tiffin\*) seine Aufwartung machen wolle mit köstlicher Auswahl. „Dies ist nur geringwertig,“ fügt er bieder hinzu, indem er ein Kästchen mit verlockend gleichendem Geschmeide für kurze Zeit öffnet. Wie politisch er auf die Stimmung nach Tische spekuliert!

Weit weniger nobel treten seine Kollegen „minorum gentium“ auf; sie haben, hinter ihren Geldhaufen hochend, ein gar schwieriges Wechselgeschäft, dem was für kuriose, schätzbare Münzen und Wertpapierchen aller indischen Länder, Provinzen und Städte werden ihnen zum Umsatz angeboten! Zugleich handeln sie mit Schmuckwaren, die nachdrücklich ins Auge fallen; in dicken Ketten zusammengereicht, liegen ganze Berge von Kupien\*\*) neben ihnen. Es gehört zu

daß sie dem Wunsch der Hindus nach billigen Waren zu bereitwillig Rechnung tragen. Allerdings findet man auf den indischen Bazaren unendlich viel Schundwaren mit „made in Germany“ bedruckt, aber schließlich gilt doch beim Geschäft der Grundsatz: Wenn ich's nicht mache, macht's ein anderer!

Die harmlosen Bhutia-Marktleute sind seelenvergnügt über ihren geringen Verdienst und jedes scherzhaftes Vorkommnis. Wer es über sich gewinnen kann, einen leutseligen Ton mit ihnen anzuschlagen, wird prächtig mit ihnen auskommen und ein Volkstum von kindlicher Liebenswürdigkeit finden. Ja, selbst der Stern der als so falsch und mißtrauisch verschrienen Hindus scheint mir nicht gar so unhympathisch zu sein; man muß doch in Anrechnung bringen, wie sie von alters her aus einem Druck in den andern gezwängt wurden!



Marktfrauen.

den Absonderlichkeiten der Sikkim-Weibsleute, ihren Verdienst und ihr Vermögen in solchen rasselnden Geldketten um Hals, Schultern und Hüften zu schlingen, unbekümmert darum, ob sie dadurch den Kleid ihrer lieben Nachbarinnen erregen.

Bei jenem nepalesischen Betelverkäufer mit den langen, wirren Haaren steht eine freundlich grinsende Bhutiaheze mit dem Tragkorb, der eine silberne Reliquienkassette von außergewöhnlichem Umfang an der Halskette hängt. Unweit davon teilt der Postbote seine Gaben aus — wie jehnsüchtig wird hier oben die Tasche dieses blauwackigen, rotbeturbanten Jünglings erwartet, welche die vier Wochen alten Neuigkeiten aus old merry England bringt!

Auch einige deutsche Geschäftleute haben sich hier etabliert und sind bald zu Vermögen gekommen. Die Engländer pflegen den deutschen Kaufleuten vorzuzuwerten,

\*) Gabelfrühstück zur Mittagzeit.

\*\*) Indische Münze in Größe und schwankendem Wert eines österr. reichlichen Silberguldens.

Der Milchmann dort ist sehenswert. In zwei bronzebeichlagenen Bambusröhren, die riesigen Flöten ähnlich sehen, hält er fette und gar nicht billige Milch seiner Yakkähe feil, während die weiblichen Mitglieder seiner Familie mit derartigen Milchröhren und Fellbeutel voll ungereinigter Yakbutter in den Bungalows von Darjeeling haufieren. Diese Bhutiafrauen gleichen auffällig den Rothaut-Indianerinnen, und wie diese sich durch Tätowieren und Bemalen mit Ockererde zu verzieren pflegen, so schminken sich die Bhutiaeweiber Stirn und Backen mit Schweineblut dunkelrot, um sich gegen die Rauheit der Luft bei ihren Wanderungen im Gebirge zu schützen.

Einen Schritt weiter hocht eine Marktfrau hinter Häuschen von Hirse, Bohnen und Linsen, die ein wahres Nonplusultra an Schmuckhucht zu sein scheint. Wir wollen einmal ihre Schätze nachzählen! In den Ohren deserteller-große, dünne Goldscheiben; auf dem linken Nasenflügel eine Kofette, in deren Mitte eine Perle schimmert; zugleich ist ein dünner Goldreif von mehr als 10 Centimeter Durchmesser



durch eben diesen Flügel gezogen. In der Spitze ihres Gesichtserkers schaukelt in einem kleinen Ring ein drolliges Anhängel mit zierlichen Troddeln aus gerolltem Golddraht und Perlen. Um den Hals hängen Kupienketten und Perlenkette in Massen und darüber nicht nur ein massiver Silberreifen von dem zwiefachen Durchmesser des Kopfes, sondern noch ein recht schwerfälliges Schmuckstück aus gerippten, dick vergoldeten Silberseiben, abwechselnd mit Korallenplatten zu einem gewichtigen Kragen zusammengehört.

Der so trutziglich hinter ihr stehende Limbu aus dem östlichen Nepal, dessen wirres, nicht zum Popf geflochtenes langes Haar im Winde flattert, könnte der Gatte dieser

erotische Lieber zum besten und verstärkt den Eindruck durch Griffe auf der einsaitigen tibetanischen Gitarre, wenn man einen simplen Stock an einer Dreiviertelhohlkugel, mit Haut bespannt, so nehmen kann; mittels eines kreuzförmigen Griffes vermag der sündige Virtuose übrigens auch sein Instrument als handfesten Wanderstab zu benutzen. Die Jade, die ihm irgend ein Europäer geschenkt, will freilich zu seinen nackten Beinen nicht recht passen.

Auch hier fehlt es nicht an Konkurrenz. In einem andern Winkel wird ebenfalls musiziert, und ganz abentheuerliche Töne schallen von dorthier an unser Ohr. Ein Bettelmönch bringt sie auf einer Trompete hervor, die aus dem Schenkelknochen eines angeblich einst sehr berühmten Lamas



Milchhändler.

wandernden Schatzkammer sein; freilich würde dann wohl sein Aufri, das im Gürtel steckende, stark gekrümmte Messer, keine Holz- oder Lederscheide haben, sondern — wie dies bei Wohlhabenden üblich — aus getriebenem Silber bestehen. Als wichtigere Hauptsache wird jedoch die Güte der kaltgeschmiedeten Stahlklinge betrachtet, die zur Probe eine Kupienmünze saugend hochheben muß, auf die sie leise gedrückt wurde.

Was für ein Geklimper läßt sich aus jener Gruppe vernehmen? Gehen wir dichter in das Gedränge, das den wandernden Rhapsoden umgiebt. Neben ihm kauert seine höchstens sechzehnjährige Frau, die ihr strammes Baby seitlich zwischen ihren auseinandergebogenen Knien gekiegt hat, so daß die beiden wie eine zusammengemachene wunderbare Mißgeburt aussehen. Nähernd giebt der Künstler recht

gefertigt ist! Er verstärkt ab und zu die Wirkung seines Lutes durch eine jener Trommeln, durch deren fatales, hartes, monotones Klappern die Lamas sich den opfergierigen Dämonen anzumelden pflegen. Reichliche Gaben an Viktualien fließen infolge dieser zarten Anspielung auf die Beziehungen seiner höheren Amtsgenossen zur Geisterwelt in die weiten Rockfalten des andern, schmutzstarrenden, halbblödsinnigen Trottel, der, unablässig die Gebetmühle drehend, seinem musikalischen Kollegen nachwatschelt. Seine Mani, die Gebetmühle, besteht nicht, wie sonst üblich, aus einer Bronze- oder gar Silberkapsel, sondern die Gebetstreifen sind in einen zylindrischen, höchst unlauberen Lederbeutel gepackt und werden mit diesem an dem Holzstiel herumgequirlt. Der talentvolle Knochenhornbläser hat sich zum Ueberfluß wie ein Hanswurst herausstaffiert, eine



gezipfelte Narrenkappe aufgestülpt, von deren Spitze eine Pfauenfeder nicht, eine wüste Garnitur von Natthaaren vor die Stirn gebunden und durch Einsplechten von weißen Schnüren in seinen Zopf, sowie durch den Eberzahnbesatz seines Betteljades seine Erscheinung zu einer möglichst ungewöhnlichen gemacht.

Daß dies Trompeten ganz einträglich ist, sieht man wohl daraus, daß sich die frommen Bettler einen Helder zugelegt haben, um die Spenden zu bergen: ein verdächtig aussehendes Individuum mit tief über das eine Auge gezogener Kappe, die er sehr sinnreich in dieser Lage mittels seines langen Zopfes festgebunden hat.

Hiermit sind jedoch die musikalischen Genüsse dieses Marktes noch nicht erschöpft. Zum stillen Ingrimm manches Anglo-Indiers aus der guten alten Zeit zieht da eine italienische Künstlerbande herum und zerstört durch ihre bettelnde Janitscharenmusik den Nimbus der reichen und mächtigen herrschenden weißen Rasse; allerdings wird zumal der eine Virtuos den stammenden Bhatias Respekt einlösen, denn er bearbeitet nicht nur mit den Ellbogen Pauke und Becken, schlägt gleichzeitig den Triangel und bläst die Trompete, sondern sucht durch einen Schellenbaum auf dem Kopf und ein rassielndes Tamburin an den Fußgelenken den Eingeborenen einen Begriff zu geben, welcher Verbesserung ihre Musik in Zukunft noch durch den „Sahib“\*) entgegengeführt werden kann. Müglich verschmähen diese Söhne Italiens alle nicht metallisch klingenden Anerkennungen der Marktbesucher und lassen in der Erinnerung an das „non olet“ ihres klassischen Landmanns Vespasian eine Scheidemünze um die andre unter dem neapolitanischen Tüchelsack verschwinden.

Vermögen auch die überall verlockend aufgebauten zierlichen Süßigkeiten der Zuckerbäcker, die funstigen bunten Scheiben und Stengel und Zöpfchen und dünnchaligen, glasierten Kugeln den Appetit des Europäers wegen ihres spezifisch indischen Duftes ebensowenig zu reizen wie die in geklärter Butter gesottene Pfannkuchen, so erinnern sie doch an die Rechte des Magens. Also heim an die Tiffintafel!

\*) Europäer, Gebieter.



Frau aus Sikkim.

Ueber Land und Meer. 3A. Oct.-Heft. XIV. 12.



Postbote.

Freilich kommt man nur langsam vorwärts; überall stößt der Blick auf fragwürdiges Neues. Was mag nur der Hindu dort in seinem Guckkasten für Herrlichkeiten zeigen? Nach dem gespannten Aufhorchen der fleißig hineinschauenden Leute muß es etwas ganz besonders Interessantes sein, was der näselnde Gesang des Besitzers erläutert. Ehrerbietig oder schon weichen die Halbwilden vor uns zurück — was erblicken wir? Sarah Bernhards vergilbtes Photogramm und einige nicht minder verhoffene Bilder von Pariser Balletteufen und sonstigen beautés du jour! Ob der Besitzer des Guckkastens, der seine Kostbarkeit sicherlich auf der Auktion irgend eines europäischen Mobiliars ergattert hat, nicht gar eine dieser schönen Damen als Kaiserin von Rußland anpreist? Das Wörtlein „russ“ erweckt nämlich hier immer auffallende Neugier und erscheint ziemlich oft in seiner Litanei — vielleicht weil für die meisten Indier alles, was nicht englisch ist, für „russisch“ gilt.

Wie die struppigen Bhatiakinder sich dort gegenseitig die unerwünschten Einwohner von den Köpfen suchen, und wie die garstige Mutterhere dem unsaubersten Töchterchen leisend mit einem gepalteten Bambusrohrbesen bald um die Ohren schlägt und bald durch die dick verfilzten Haare segt! Uns thun die Haare weh bei dem Anblick.

Nicht fern davon hocken einige Schuster und halten die reparaturbedürftigen Pantoffeln beim Nähen mit ihren Zehen so fest wie mit Klammern; viele beschuhte Füße sind überhaupt nicht zu sehen, und die Bhatias und Libetaner stützen sich ihre Filztrumpfschuhe selbst.

Weiterhin erhandelt ein bhisti,\*) das zum Bersten gefüllte Ochsenfell auf dem tief gebeugten Rücken, einen europäischen Regenschirm; er zahlt noch nicht zwei Rupien für das billige und schlechte Gerät.

Eine Gasse führt längs der Moschee zu den Tischlerwerkstätten der Chinesenkolonie, denn auch hier verderben die bezopften Wachsgeichter aus dem Himmlischen Reiche durch unnötig billige Arbeit die üblichen Preise. Dort an der Mauer bietet sich ein tragikomischer Anblick: auf zollhohen Schemelchen hocken da in langer Reihe die Opfer-

\*) Wasserträger.



lämmer der ebenfalls kauernnd arbeitenden Barbieri; wie erschellen sich die verzweifeltsten Grimassen, wenn der unbarmherzige Künstler endlich fertig ist und sein scharftiges Rasiermesser an den Turban steckt!

Hallo, was giebt's da? Eine Prügelei? Wie man's nimmt! Die gestrenge Polizei hat einen Hühnerdieb erwischt und läßt ihm als Vorgehmac künftiger Freuden den kurzen Polizeinüppel weithin schallend auf den harten Sünderschädel fallen; gefesselt wird er von den uniformierten Hütern des Gesetzes davongeführt, für die eine Fußbekleidung noch nicht vorgeschrieben zu sein scheint.

Nach und nach wird aber das Auge des rohen Gewühls geradezu müde, die Sinne verlangen Besänftigung. Wie dankbar begrüßt der Kulturmensch dann die mit Blumen reich gezierte Table d'hôte, umringt von einem lieblichen Kranz europäischer Schönheiten, unter denen hie und da eine glütägige Eurasierin\*) den Versuch macht, durch die Noblesse höchst moderner Garderobe ihre brünette Farbe, die Verräterin elterlicher Mesalliance, in Vergessenheit zu bringen.

Bald verliert bei längerem Aufenthalt das seltsame, vielgestaltige Volksleben den Reiz der Neuheit, zivilisierte Freuden, die Lawn-Tennisplätze, die Billards des Clubs treten in ihre Rechte, mit nie verringerter Macht aber überwältigt stets aufs neue die majestätische Schönheit, welche die Natur der Landschaft von Darjeeling verlieh.

## Die neuen Hafen- und Werftanlagen in Köln.

Von

S. L. Algermissen.

(Siehe die Abbildungen und den Plan Seite 280 und 281.)

Zu einer Zeit, wo selbst die preussischen Staatsbahnen, deren neueste Organisation nach der letzten Thronrede sich bewährt hat, an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angekommen sind, kann man es nur freudig begrüßen, wenn den natürlichen Verkehrsstrahlen, unsern großen Strömen, vor allem dem Rhein, die allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwendet. Seit der Rhein nach Aufhebung der Zölle in Holland (am 1. Juli 1869) den Schiffen aller Nationen offensteht, ist die Rheinflotte bis Ende 1896 auf 844 Dampfer und 7645 Rähne mit einer Tragfähigkeit von rund zwei Millionen Tonnen gestiegen, eine Tragfähigkeit, die nahezu so hoch ist wie diejenige der 238 000 Güterwagen der preussischen Bahnen. Noch 1882 betrug der Hafenverkehr in Köln nur eine Viertelmillion Tonnen, 1897/98 dagegen bereits eine ganze Million. Die 22 Millionen Mark, die das preussische Abgeordnetenhaus 1879/80 für die Regulierung des Rheines innerhalb der nächsten achtzehn Jahre bestimmte, sind verbraucht, hauptsächlich zur Vertiefung der Fahrrinne und Anlage einiger Sicherheitshäfen gegen Hochwasser- und Eisgefahren. Wer aber die Rheinstädte vor zwanzig Jahren kannte, wird wissen, daß viele so gut wie gar keine, andre nur sehr ungenügende Einrichtungen für den Schiffsverkehr hatten. Mannheim-Ludwigshafen, dieser Stapelplatz Süddeutschlands, gab zuerst seinen Hafen- und Werftanlagen die nötige Ausdehnung; dann folgten, um nur die größeren Städte zu nennen, Mainz, Düsseldorf, Duisburg-Mühlort und so weiter, alle in dem Bestreben, möglichst viel von dem steigenden Verkehr an sich zu ziehen. Köln, die Metropole der Rheinlande, war dabei ins Hintertreffen geraten. Allerdings war 1881 die alte Stadtbefestigung für 12 Millionen Mark in seinen Besitz gelangt, aber nur an der Landseite; die Kehlmauer am Rhein verblieb dem Reiche, um die „Sturmfreiheit“ aufrecht zu erhalten, und schloß die Stadt nahezu

\*) Eurasier nennt man die gesellschaftlich nicht für voll geltenden Mischlinge von Europäern und Indiern; das Wort ist aus Europäer und Afer gebildet.

vollständig vom Rheine ab. Die Bezeichnung der Post „Köln am Rhein“ traf gar nicht zu; in Wirklichkeit hätte sie lauten müssen: „Köln an der Kehlmauer“.

Jahrelanger Verhandlungen bedurfte es, ehe das Reich sich herbeiließ, gegen eine Verabsindung von rund einer Million Mark und die Errichtung einer neuen „sturmfreien“ Befestigung, die den Verkehr nicht hindert, auf Kosten der Stadt für eine weitere Million Mark die fortifikatorisch vollständig wertlose Kehlmauer der Stadt abzutreten. Erst am 3. Juli 1891 konnte die Stadtverordnetenversammlung den Gesamtplan der neuen Hafen- und Werftanlagen genehmigen und zur Ausführung 14 315 000 Mark bewilligen, wenn auch die Verträge mit den beteiligten Behörden noch nicht abgeschlossen waren, was bei einzelnen noch jahrelang sich hingezogen hat.

Die Stadterweiterung hatte Köln, gewissermaßen als Rückgrat der Neustadt, die halbkreisförmige, von Rhein zu Rhein reichende, 5930 Meter lange Ringstraße gebracht, eine größere Eingemeindung vom 20. Februar 1888 das linke Rheinufer im Süden bis zur Marienburg, im Norden bis Niehl zugeteilt; Bahn, Land- und Flußverkehr verlangten jetzt eine durchgehende Rheinuferstraße nebst Promenade von der Marienburg mindestens bis zur Frohngasse (am zoologischen Garten) im Norden — 6500 Meter — mit späterer Fortsetzung bis zur Mülheimer Schiffbrücke — 1600 Meter — und östlich derselben, unmittelbar am Rhein, alle für den heutigen Schiffsverkehr notwendigen Einrichtungen. Dazu gehörten lange, mit senkrechten Mauern versehene, hochwasserfreie Staden, die reichlich mit Krähen und Schienengeleisen für den direkten Umschlag zwischen Bahn und Schiff ausgestattet sind, ausgedehnte Schuppen und Lagerhäuser mit großen Kellern, Aufzügen und so weiter, Verlegung des alten Zollhafens, niedrige, noch gegen Mittelwasser geschützte Werke mit schrägen Böschungen für Massengüter, Bahnverbindung aller hochgelegenen Werke mit der Staatsbahn, sowie bequeme Verbindung der neuen Uferstraße mit allen Straßen der Stadt und der Vororte. Heute, nach kaum sieben Jahren, ist der Riesenplan nahezu durchgeführt, so praktisch und nebenbei so künstlerisch, wie wenige es erwartet haben. Auch die Kunst hatte ein Wort mitzureden: galt es doch, der 1900 Jahre alten Stadt die Rinzeln aus dem Gesichte zu streichen und dieses wieder jugendlich zu gestalten, ohne die scharf-charakteristischen, seit sechs Jahrhunderten aller Welt bekannten, unvergleichlich schönen Grundzüge zu beeinträchtigen oder zu verwischen.

Die Rheineite Kölns wird durch die Schiffbrücke halbiert; der Schwerpunkt der neuen Anlagen liegt südlich derselben. Die Stadenzunge, 840 Meter lang und 75 Meter breit, die den 5,7 Hektar (nahezu 24 Morgen) großen Sicherheitshafen vom Rheine trennt, und die südlich daran stoßende Uferstrecke bis zum Vororte Bayenthal liegen auf ehemaligem Rheinboden, da hier die Uferante 45 bis 105 Meter nach Osten in den Strom vorgeückt ist, während das gegenüberliegende Deutzer Ufer entsprechend abgegraben wurde, um das Mittel- und Hochwasserprofil nicht zu beeinträchtigen. Der Hafen und nahezu das ganze Stadtufer innerhalb der neuen Umwallung, mit Ausschluß eines Stückes von 1100 Metern am Nordende, sind auf 6500 Meter Länge mit senkrechten Werftmauern versehen, deren Oberkante mindestens auf + 8,2 Meter über dem Nullpunkte des Kölner Pegels (35,84 Meter über dem von Amsterdam) liegt und nach den bisherigen Erfahrungen höchstens alle 15 bis 20 Jahre einmal vom Hochwasser überflutet wird. Jedes laufende Meter dieser Mauer kostet rund 1000 Mark, also die Gesamtstrecke ohne Hinterfüllung und so weiter 6½ Millionen Mark.

In dieser Mauer können gleichzeitig 90 große Rheinschiffe laden oder löschen. Der Rest der Ufer hat ein liegendes Werk auf 5100 Meter Länge erhalten, dessen



Oberfläche mindestens auf + 5,0 Meter liegt und erst bei höherem Mittelwasser unbenutzbar wird. Dieses niedrige Werk steigt zu der auf + 8,2 bis + 10,0 Meter liegenden, 31 bis 33 Meter breiten Uferstraße mit einer schrägen Böschung auf, in der zahlreiche Treppen für Fußgänger angebracht sind, während abschnittsweise breite Fahr ramps den Fuhrwerksverkehr vermitteln. Gegen die Böschung ist die Straße durch eine Granitmauer oder ein eisernes Gitter abgeschlossen; sie selbst besteht aus der Promenade mit einer bis drei Baumreihen, je nach der Breite der 12 bis 15 Meter breiten Fahrstraße, und 2 bis 4 Meter breiten Bürgersteigen an der Stadtseite. Sobald der Teil zwischen der festen Brücke und der Schiffbrücke nach Abbruch des alten Zollhafens reguliert ist, soll von Rodenkirchen bis zur Mühlheimer Schiffbrücke auf 7 Kilometer Länge eine elektrische Straßenbahn durchgeführt werden. Soweit nicht senkrechte Westmauern vorhanden sind, hat die Stadt für die ganze innerhalb der neuen Umwallung liegende neue Uferlinie ein zur Aufstellung auf der Granitmauer bestimmtes, zwei Meter hohes eisernes Gitter und für alle Rampen ebensolche Hore beschaffen müssen, die im Kriegsfall aufgestellt werden, um die Sturmsicherheit zu sichern. Zum Bestreichen des Rheines selbst sind drei Stromtaponnieren auf Kosten der Stadt erbaut, die hoffentlich nie in Thätigkeit treten werden.

Die Hafensbahn, vom Südbahnhof am Fuße des Glacis entlang bis zum Verichubbahnhofe am Agrippinawerft für zwei Millionen Mark vom Staate gebaut, bestreicht, je nach dem vorhandenen Raum ein- bis dreigeleisig, dicht am Wasser liegend, alle senkrechten Verste. Die Zollhallen und Lagerhäuser auf der Stadenzunge, sowohl an der Hafenseite an der Rheinseite, dem Hanjowerste, liegen so, daß mittels der großen, in 5 Meter Höhe über zwei, beziehungsweise drei Geleise reichenden 24 Portalkrane von je 1800 Kilogramm Tragkraft ein direkter Umschlag zwischen Schiff, Bahn, Schuppen und Fuhrwerk möglich ist. Die Hafensbauten, im Süden durch den aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammenden Wagenturm, im Norden durch den von Preußen um die Mitte dieses Jahrhunderts errichteten Malakoffturm architektonisch abgeschlossen, beginnen am Rheinufer im Norden mit dem fiskalischen Zollhofe, dessen Hauptsteueramt an der Spitze der Halbinsel zwischen Rhein- und Hafeneinfahrt die malerischen Formen der Frührenaissance zeigt. Der 510 Meter lange, 45 Meter breite Zollhafen, an dem alle vom Auslande kommenden, mit zollpflichtigen Waren befrachteten Schiffe gelöscht werden müssen, enthält in der Gotik des 14. Jahrhunderts drei Zollhallen, Nr. 1 und 3 je 91 Meter lang, 20 Meter breit, mit Keller, Erdgeschosse und einem Stock, Nr. 2 123 Meter lang, 20 Meter breit, mit heizbaren Kellern, Erdgeschosse und vier Stagen, sechs hydraulischen Aufzügen, nach dem Dom und dem Hauptbahnhof das mächtigste Bauwerk der Stadt. Dann folgen nach Süden drei Schuppen für die 23 Rhein-Seedampfer, die, je 7 bis 1400 Tonnen fassend, Köln mit allen Häfen der Nord- und Ostsee direkt verbinden, eine städtische Wersthalde und am Schluß das große Lagerhaus (Keller, Erdgeschosse, drei Stagen) der Warenkreditanstalt, die Waren aller Art lagert und darüber Werstheine ausstellt.

An der Hafenseite der Stadenzunge liegen sieben von der Stadt errichtete, an Expediteure vermietete Schuppen für den Inlandsverkehr, während an der Kopfseite des Hafens das für Verwaltungszwecke in romanischem Stil erbaute städtische Hafensamt mit mächtigem Uhrturme die ganzen Anlagen beherrscht. Hinter ihm liegt ein Schuppen für drei städtische Lokomotiven, die den Rangierdienst im Hafengebiet besorgen, und neben ihm das Krafthaus, in dem vier Elektromotoren mit je 70 Pferdekraften aufgestellt sind. Der Strom kommt aus dem städtischen Elektrizitätswerke

mit einer Spannung von 2000 Volts an und wird auf 250 reduziert. Die Elektrizität wird nicht unmittelbar als Arbeitskraft benutzt, sondern zur Erzeugung von Preshwasser, das, zum Beispiel im Malakoffturm unter 52 Atmosphären Druck stehend, die 440 Tonnen schwere Drehbrücke über den Hafeneingang in einer Minute ganz geräuschlos um 15 Millimeter hebt und um 80 Grad dreht. Alle Kranen, mit Ausnahme des feststehenden Herkules für 30 Tonnen ganz am Südbende der Anlagen, werden durch das Preshwasser verschoben und in Thätigkeit gesetzt, ebenso die Aufzüge und so weiter. Dabei wird jedesmal nur so viel Kraft verbraucht, als zur Bewältigung des Widerstandes gerade nötig ist. Für den Fall, daß die Stromzuführung zeitweise unterbrochen werden sollte, sind genügend Accumulatoren vorhanden. Die Beleuchtung ist durchweg elektrisch; die Wasserleitung durchzieht alle Anlagen und Gebäude vom Keller bis zum Speicher; überall sind Hydranten vorgeesehen, wie im Falle eines Brandes auch die Dampfpistolen des städtischen Hafenbootes, sowie die von drei Traktbooten sofort eingreifen können.

Der Personenverkehr, dem die 16 großen Dampfer der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft, 8 Niederländer sowie verschiedene Lokallinien dienen, und der jährlich an 3 Millionen Personen umfaßt, wickelt sich auf der Strecke vom Hafensmunde bis zur festen Brücke an den dort befindlichen Landebrücken ab.

Wer die jetzt in vollem Betriebe befindlichen Anlagen durchwandert, wird den Eindruck gewinnen, daß hier ein Werk geschaffen ist, dem sich in Kölns Vorgehichte nur die Gründung und Anlage der Stadt im Jahre 50 nach Christi Geburt durch die Römer, die Erbauung der mittelalterlichen Stadtbefestigung um 1200, die Grundsteinlegung des Domes 1248 und die Stadterweiterung seit 1881 annähernd vergleichen können. Der Schöpfer der letzteren, der Geheime Baurat J. Stübgen, der am 1. Juli 1898 den Stadtdienst verläßt und in den Vorstand der Aktiengesellschaft Helios eintritt, ist auch der Vater des Gesamtplanes, den sein erster Mitarbeiter, der Bau-Inspektor Bauer, in so genialer Weise bis ins kleinste durchgearbeitete und ausführte.

Kaiser der 1891 ausgeworbenen Summe sind jüngst noch 5 625 000 Mark bewilligt, so daß die Anlage schon über 20 Millionen Mark kostet; weitere 10 Millionen werden die Anlagen auf dem rechten Ufer beanspruchen. Ob die Sache sich rentiert, hängt von der Zukunft ab; doch ist Aussicht dazu vorhanden. Aber selbst wenn Zinsen und Tilgung teilweise aus Steuern bestritten werden müßten, so kann die Stadt sich das leisten. Köln ist stolz darauf, aus eigener Kraft neu erstanden und für seine Wiedergeburt weder dem Reiche noch dem Staate noch der Provinz zu irgend welchem materiellen Danke verpflichtet zu sein.

## Ein Tag.

Solchen Tagslauf will ich preisen:  
Früh, gerastet, aufzustehn,  
frisch sich thätig zu erweisen  
Und das Werk gedeihn zu sehn;

Mittagsrast im trauten Saale,  
Freundeswort und Rebensaft,  
Kurzes Ruhn nach frohem Mahle,  
Rüstig weiter dann geschafft;

Und, vom Dämmerchein umwoben,  
Ungetrüb ein Liebesglück: —  
Solchen Tagslauf will ich loben,  
Solchen legt' ich heut zurück.

Ernst Muelkenbach.







## Tuba, der Held.

Von

A. Schneegans.

In Friedenszeiten war Cajus Calpurnicus seines Zeichens ein gewöhnlicher Korbflechter in der Siebenhügelstadt, wie es sein seliger Vater schon gewesen war; in Kriegszeiten erblickte ihm dagegen eine ganz besondere Ehre, und als Erster seines plebejischen Stammes durfte er sich in dieser Hinsicht stolz in die Brust werfen; da er nämlich über eine recht ansehnliche Lungengewalt gebot und in seiner Kindheit schon das Posaunenblasen gründlich erlernt hatte, so wurde er, dank der Gönnerschaft seines Vormundes und väterlichen Freundes, des Volkstribunen Furius Gallus, zum ständigen Leibtubabläser der in den Krieg ziehenden Konsuln ernannt. So kam es auch, daß Cajus Calpurnicus in ganz Rom nur noch unter dem Namen Cajus Tuba bekannt war.

Kein anderer verstand aber auch das Tubablasen besser als er, und wenn er abends vor seinem Hause stand und seine Probefanfaren zu den Sieben Hügeln hinaufposaunte, da versammelte sich alt und jung um ihm zuzuhören und ihn zu bewundern. Eine ganz besondere Fertigkeit besaß er im Viktoriablasen; das schmetterte dann über alle Hügel und Berge, daß es wohl dem Feinde drüben angst und bang werden mochte. — „So blies ich damals gegen die Samnier!“ pflegte er selbstbewußt beizufügen, indem er die Tuba umkehrte und säuberlich auspustete, „so blies ich Viktoria gegen die Bolsker!“

Seine alte Mutter, die sich des Abends im Hause zu schaffen machte, mußte wohl auch in das Lob einstimmen, das dem Viktoriabläser von allen Seiten zu teil wurde; sie schüttelte aber dabei ganz bedenklich mit dem Kopfe, als hätte sie ihre eignen Gedanken. Nur durfte sie diese nicht mehr laut aussprechen; denn einmal hatte sie's gethan, und das war ihr recht übel bekommen. — „Nun ja!“ hatte die Alte einmal über ihre zahnlosen Lippen hingebremmt, „Viktoria, Viktoria! wenn's nur nicht einmal schief geht!“

Da kam sie aber bei Furius Gallus, dem Volkstribun, schön an.

„Was? Schief gehen? Entartetes Römerweib!“ hatte der wilde Held ausgerufen; „weißt du denn nicht, daß, wenn Rom in den Krieg zieht, Rom zum Siege zieht?“

Und diese Worte hatten einen so allgemeinen Beifall hervorgerufen, daß das entartete Römerweib von da ab sein stille zu bleiben vorzog.

Als nun das römische Volk, auf des Tribuns Zureden, wieder einmal seine Grenzen auf Kosten eines Nachbarn zu erweitern gedachte und vom Kapitol aus der Kriegsruf erschallte, da holte Tuba seine Posaune aus dem Schrank hervor, putzte sie, daß sie wie eitel Gold glänzte, und trompete noch am Abend vor dem Ausmarsch seine lustigste Viktoriaweise über die Stadt.

„Die ewigen Götter mögen uns beistehen!“ seufzte seine Mutter in ihrer Ecke; „heute morgen wollten sich die heiligen Hühner nicht schlachten lassen und sind sogar nach allen Windrichtungen weggeflogen. Das ist ein schlimmes Omen!“

„Ist aber nicht wahr!“ herrschte sie der kriegsmutige Gallus an, „und gesetzt den Fall, es wäre wahr,“ fügte er rasch hinzu, „so soll man's nicht sagen.“

„So?“ antwortete die Alte und verkroch sich kopfschüttelnd in ihren Winkel.

Den Helm auf dem Haupt, das Schwert an der Seite, die lange Posaune in der Hand, so schritt am andern Morgen Cajus Tuba, stolz wie ein Römer Roms, hinter dem hoch zu Ross sitzenden Konsul einher, und von weitem konnte man's ihm ansehen, wie sehr er die Ehre zu schätzen wußte, gleich hinter dem Heerführer einherwandeln zu dürfen. In gleichem Schritt wie er ritt der zweite Feldherr, der edle und kluge Marcus Sempronius, ein eigenartig stiller Mann, vor dem alles, eben wegen seines eigentümlichen Wesens, eine hohe Achtung zwar, aber auch eine Art von scheuer Furcht empfand. Marcus Sempronius sprach nämlich recht wenig für einen Römer; wenn er aber sprach, so geschah es in einer so seltsamen Weise, daß man niemals wußte, ob seine Worte ernst gemein seien, oder ob sich hinter dieser ernsthaften Maske nicht der grimmigste Spott verberge.

„Deine Trompete ist hübsch blank,“ hatte er beim Ausmarsch zum Posaunenbläser gesagt; „hoffentlich hast du aber auch dein Schwert gewetzt?“ und hatte dabei zum Korbflechter heruntergelächelt, als wolle er sagen: zum Dreinhauen scheint du mir überhaupt weniger geeignet als zum Dreinblasen.

An einer Straßenecke, wo der Weg zum Thore hinbog, mußte der Zug still halten. Da hatten sich einige gewichtige Plebejer unter Anführung des Furius Gallus aufgestellt, und da sollte zum letztenmal dem Feldherrn eingeschärft werden, daß, wie Gallus es haben wollte, Krieg gleichbedeutend sein müsse mit Sieg. Er hatte noch am Tage vorher auf dem Forum in dröhnenden Worten den Krieg gepredigt und alle weisfähigen Römer aufgefordert, zum Schwert zu greifen und auszuziehen zum ewigen Ruhme Roms. Ihm selber, dem armen Wüterich, war es leider nicht beschieden, wie er es doch so sehnlich wünschte, an diesem Kriegs- und Siegeszuge teilzunehmen, denn gerade gestern abend, als alles mit Schwertwegen beschäftigt war, hatte ihn wieder sein leidiges Zipperlein ergriffen, und nun mußte er mit verbundenem Fuße auf einem eselbespannten Karren angefahren kommen, um den streitbaren Helden noch lebewohl zu sagen und dem befehligen den ersten Konsul, sowie dem edeln Sempronius und allen Herren Patriziern noch recht ernstlich zu Gemüte zu führen, daß sie und sie allein die Verantwortlichkeit für das Kommende trügen; alle diese römischen Männer und Jünglinge seien Helden, die nur eins wünschten, als Lorbeerbekränzte Sieger wiederzukehren; von dem Feldherrn allein aber hänge das Leben und das Siegen dieser Helden ab.



Der Konsul und Sempronius hörten, ohne eine Miene zu verziehen, die mutige Rede an, obgleich sie ihnen wohl recht unnütz dünken mochte.

„Brav gesprochen, o Furius Gallus!“ sprach Sempronius, als der andre endlich schwieg; „da du nun fertig bist, so steige aus deinem Karren heraus und trete in das Heer ein! Für einen Mann wie du ist immer noch ein Platz leer!“

Da gebärdete sich aber der arme Furius Gallus wie ein Wahnsinniger auf seinem Karren, und ein unrlöbliches stehendes Zwickeln in der großen Zehe ließ ihn hell aufschreien in erbärmlichem Wehe.

„Er kann ja nicht,“ flüsterte mitleidsvoll Tuba dem Feldherrn zu, „du siehst ja, er hat das Zipperlein!“

Sempronius zog bei diesen Worten die Augenbrauen wie verwundert in die Höhe und antwortete dann in seinem seltsamen Ton:

„O wie schade, beim ewigen Jupiter! Du armer, kriegstrunkener Helde du! Ja, bei allen unsterblichen Göttern, dann mußt du eben zu Hause bleiben und das Schädelspalten oder Gespaltetwerden den andern überlassen. Ja! ja! Das Zipperlein ist zuweilen eine recht bedenkliche Krankheit, o edler Furius Gallus! Pflege dich fein und rühre dich ja nicht von deinem Karren!“

Sprach's und trieb sein Roß an, dem Konsul und den Viktoren nach; und weiter ging's in die offene Ebene hinaus, und lustig posaunte Tuba, auf des Konsuls Befehl, den andern Posaunenbläsern die frische, fröhliche Kriegshymne zu.

So zog man den Bergen zu, wo man den Feind wohl treffen und wo die Viktoria sich wieder einmal auf die römischen Adler niederlassen würde.

Recht bald und viel rascher, als man es geglaubt hatte, kam es zum Schlagen. Am dritten Tage schon konnte man des Feindes Lager auf den gegenüberliegenden Hügeln erblicken.

„Hu!“ meinte Sempronius, „es sind recht viele Leute dort; wehe nur noch einmal dein Schwert, Tuba, mein Freund!“

Am andern Morgen schon ging's los; dem guten Tuba wäre es beinahe bange geworden, als er nun mitanhören mußte, wie der Konsul und Sempronius die Lage besprachen, und als er ihr recht bedenkliches Mienenspiel bemerkte. Von allen Seiten blinkten Waffen auf den Bergen, und das römische Heer schien wie eingeschlossen zwischen zwei mächtigen, nach rechts und links ausgreifenden Fangarmen.

Noch viel schlimmer aber, als er sich's gedacht hatte, gestalteten sich plötzlich die Dinge, denn mit einem Male sah Tuba, wie aus einer versteckten Thalspalte eine gewaltige Rotte feindlicher Reiter mit weithin schallendem Siegesgeschrei in die Flanke der Römer einbrach.

Und nun, was geschah? War dies überhaupt denkbar? Die braven Römer, die wackeren Helden, die hielten ja dem Angriff keinen Augenblick stand, sondern lösten sich in wilder Flucht auf und stürzten nun mit lautem Wehegeschrei den Hügel hinan, wo die Feldherren standen.

„Beim Jupiter!“ rief Sempronius, „die Memmen fliehen!“

Und vom Pferde springend, zog er sein Schwert und stürzte den Fliehenden mit dem Rufe entgegen:

„Zurück, ihr Memmen! Feiglinge! Gestindel! Zurück gegen den Feind!“

Dem armen Tuba schlotterten die Kniee bei diesem Anblick. Es schien ihm — nein, er täufchte sich nicht! — als widersehten sie sich ihrem Feldherrn; ihn mit dem Schwert bedrohend, zerrten sie ihn zurück . . . Mit offenem Munde und zitternden Händen schaute Tuba auf das schaurige Gewühl der fliehenden Römer und der gleich hinterdrein brausenden feindlichen Reiter.

Da ertönte zu ihm des Konsuls Befehl:

„Tuba! Die Posaune an! Rückzug und Sammlung geblasen, so stark du kannst!“

Rückzug? . . . Sammlung? . . . Zwei Schritte von ihm zerrten sie ja den edeln Sempronius zurück! . . . Da war ja nur noch die Flucht und ein eiliges Davonlaufen das einzige Heil!

Mit einem Ruck lag die Posaune im Gras; mit einem Sprunge saß Tuba auf des Sempronius verlassenen Roß; mit beiden Knien und Schenkeln bearbeitete der von panischem Schrecken erfasste Korbflechter die Lenden des Pferdes.

„Flieht! flieht!“ schrie es gellend aus seiner gewaltigen Lunge, und bäumend erhob sich das Roß; des edeln Sempronius Roß war aber ein ehrliches Römerpferd, das vom Fliehen augenscheinlich weniger verstand als sein jetziger Reiter, denn als Tuba ihm den Kopf auf die Fluchtseite zu drehen versuchte, da wieherte es plötzlich hell auf, daß es wie ein verzweifelt lachendes Lachen in Tubas Ohr gellte, und den Kopf zur Erde gebeugt, setzte es mit wildem Laufe gerade dem Feinde entgegen.

„Halt! halt!“ schrie Tuba, der sich an der flatternden Mähne festhielt; das Roß aber hörte und gehorchte nicht, und schon konnte er die feindlichen Reiter nur noch ein paar Schritte weit vor sich erblicken! Was blieb ihm übrig? Mit raschem Satz und ohne sich weiter zu bedenken, sprang der brave Tuba vom Pferde herunter.

„Laufe, so lange du laufen magst! Auf die andre Seite laufe ich!“

Den Gedanken konnte er aber nur zur Hälfte fertig denken, denn dem rasch zur Erde Hinabgleitenden verzehte das römische Roß noch zu guter Letzt einen so wuchtigen Hufschlag auf den wackeren Römerschädel, daß Cajus Calpurnius Tuba blutüberströmt zusammenbrach und bewußtlos gerade da liegen blieb, wo er hingefallen war . . .

Die Schlacht war geschlagen. Der Konsul wurde mit samt seinen Viktoren und der Leibwache, die sich tapfer wehrten, zusammengehauen. Die flüchtigen Römer liefen nach allen Seiten weg, und die Feinde zogen am selben Abend noch siegestrunken gegen die ewige Stadt.

\*

Was war doch das für ein seltsames Summen und Singen und Klingen und Reden um ihn herum, so weit und doch so nah, und so sonderbar tief unter ihm, als der Posaunenbläser aus seinem Todeschlummer erwachte? Es schien ihm, als liege er hoch



oben wie auf einem Hügel, und drunten bewege sich eine Menge Volks herum, aus welcher halblaute Gefänge und auch Weihrauchwolken bis zu ihm heraufzogen. Was war aber das für ein Lager, auf dem er, auf den Rücken hingestreckt, ruhte? Hart wie hartes Holz war es, und wie seine Hände heruntasteten, da fuhren sie über schuppige Rinde, gerade als wären es frisch abgehauene Baumstämme, und auf diesen Baumstämmen lag er, lang dahingestreckt wie ein Toter auf dem Scheiterhaufen! Tot war er ja auch gewesen, und bleischwer lag es ihm noch in allen Gliedern, aber jetzt — die allmächtigen Götter seien gelobt! —, jetzt lebte er wieder. Er wollte sich aufrichten, aber es ging noch nicht recht; da schielte er nach rechts, — und da lag seine Tuba; und da schielte er nach links, — und da lag sein Schwert; und nun schielte er nach oben, — und da hing von seiner Stirn etwas herunter, das aussah wie eine Ranke mit Blättern, — ja, beim Jupiter, wie ein Lorbeerkrantz sah das Ding aus, aber wie kam er zu einem Lorbeerkrantz?

Allmählich kehrte ihm das Bewußtsein und die Erinnerung an die Schlacht wieder zurück, — an die Schlacht und auch an seine . . . nun ja, was war daran zu ändern? — an seine Flucht, an seine schmähliche, feige, memmenhafte Flucht! Ja, ein Feigling war er gestern gewesen, er und alle, alle andern auch — alle, alle, nur nicht Sempronius und der Konsul und jene paar alten Krieger . . .

Wie seltsam aber war jetzt die Antwort, die von dort unten zu ihm herauftönte! Eine Stimme erhob sich salbungsvoll und langsam, als sei es ein alter Priester, der zum Volke spreche:

„Ja, ihr wackeren Bürger! Dort oben liegt ein Held, ein römischer Krieger, der war brav bis in den Tod! Für ihn und für die andern, die mit ihm den Heldentod erlitten, ist dieser Holzstoß aufgebaut, daß ihre ruhmvolle Asche aufbewahrt werde zum ewigen Beispiel für Kinder und Kindeskinde!“

Galtten diese Worte ihm? Ihm, dem Calpurnius Tuba? Nein, das war wohl ein Irrtum. Auf diesem Holzstoß mußte wohl, an einem Ehrenplatz, der edle Sempronius liegen, und ihn, den Tuba, den Korbflechter, den Posannenbläser hatte man nur so nebenhin dazu gelegt, weil er sich gerade unter den Toten befand! Aber der Irrtum war auf Tubas Seite, denn mit lauter Stimme rief nun der Priester über die andächtig lauschende Menge:

„Heil dir, Tuba! Du braver Held! Dein Pferd hast du gegen den anstürmenden Feind angetrieben! Den Rückzug zu blasen konntest du deiner Victoria-posaune nicht zumuten! Mit Verachtung hast du sie ins Gras geworfen und stürmtest voran! Und ein Stein aus Feindeshand zerschmetterte dir deinen Römerschädel! Legt nun das Feuer unter dem Holzstoß an, ihr wackern Bürger, daß die himmlischen Götter die Seele des toten Helden aufnehmen neben den Helden und Halbgöttern der Vorzeit, neben Herkules, neben Romulus, neben . . .“

Weiter konnte der Priester aber nicht sprechen, denn plötzlich regte sich's oben auf dem Holzstoß, und den toten Helden sah man sich mit einem Male

wie unter Anstrengung aller seiner Kräfte in die Höhe richten, und mit den Armen suchte die Wiedererstandene in der Luft herum, und herunter schrie er zu der vor Schrecken erstarrten Menge:

„Halt! halt! Nicht anzünden! Ich bin lebendig! Ich steige hinunter!“

Und richtig! Gerade als hätte er gestern keinen Hufschlag auf seinen Römerschädel erhalten, kletterte der stinke Tuba wie ein Eichhörnchen von Baumstamm zu Baumstamm herunter bis zu der Stelle, wo inmitten einer vor freudigem Entsetzen sprachlosen Menge ein alter Priester mit aufgerissenem Munde und ausgebreiteten Armen stand.

Auf der untersten Stufe versagten ihm seine zitternden Hände den Dienst, und er kollerte hinab bis zu des Priesters Füßen, und seine Zähne klapperten gerade so, als stünde er noch neben Sempronius. Wie er aber nun stehend des Priesters Kniee umfaßte, da geschah etwas unsagbar Unglaubliches.

Er sah, wie die vordersten Reihen der hinter dem Priester im Halbkreis aufgestellten Menge sich plötzlich lösten und eine Anzahl von Menschen mit hellem Jubelgeschrei auf ihn zueilten, — und diese Männer, mit dem blanken Helm auf dem Kopfe und dem Schwert an der Seite, er kannte sie ja! Er erkannte sie, einen nach dem andern! Das waren ja die Flüchtlinge, die gestern den Hügel heraufstürmten, die ein Wehegeschrei anstimmten, die den edeln Sempronius mit sich zerrten! Der edle Sempronius aber hatte gerade diese da Feiglinge, Memmen und Gefindel gescholten, und gerade aus dieses Gefindels Kehlen drang ihm, dem andern Gefindelsflüchtling, jetzt der begeisterte Ruf entgegen:

„Heil dem Helden Tuba! Dem von den Göttern beschützten Braven! Dem von den Toten auferweckten Braven! Heil! Dreimal Heil!“

Der arme Tuba wußte nicht, wie ihm geschah; einen nach dem andern sah er mit großen Augen an; sie schüttelten ihm die Hand; er schüttelte ihre Heldenhände wieder; sie begrüßten ihn als einen Braven, er begrüßte sie wieder als eben solche Brave, stotternd zwar und wie seiner selbst nicht bewußt; aber er fühlte sich ja noch so schwach, noch so geistesverloren, daß er all dies Heldentum über sich ergehen ließ, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich dieser ungerechten Huldigung zu entziehen.

Nun hatten auch die andern alle die Sprache wieder gewonnen, und der Volkshaufe drängte sich, Männer, Weiber und Kinder, um ihn herum, und der alte Priester konnte auch wieder sprechen und stimmte einen Lobgesang auf die Götter an, die den toten Helden gerade in dem Augenblick wieder erweckt hatten, wo man die Fackel an den Holzstoß legen wollte. „Heil dir, römischer Held!“ sang es aus hundert Kehlen dem sprachlos die Menge Anstarrenden zu.

Er mußte wohl wie ein vom Tode Erstehender aussehen, der arme Tuba, denn einer seiner Kameraden brachte ihm nun einen Becher mit frischem Wasser, und sich liebevoll über ihn beugend, sagte er: „Trinke, Tuba! Du mußt dich erholen!“



die  
der  
ter

ig!

ten  
rte  
nt-  
le,  
ch-  
em

ne  
ab  
en  
die  
te,

er  
ich  
nit  
ese  
fe  
a!  
en  
f-  
en  
nt-  
e,  
is

cu  
t-  
en

;  
n  
ce  
n  
e,  
;  
-  
-  
t,

e  
,  
d  
d  
n  
-  
B  
s  
-

r  
-  
t  
:

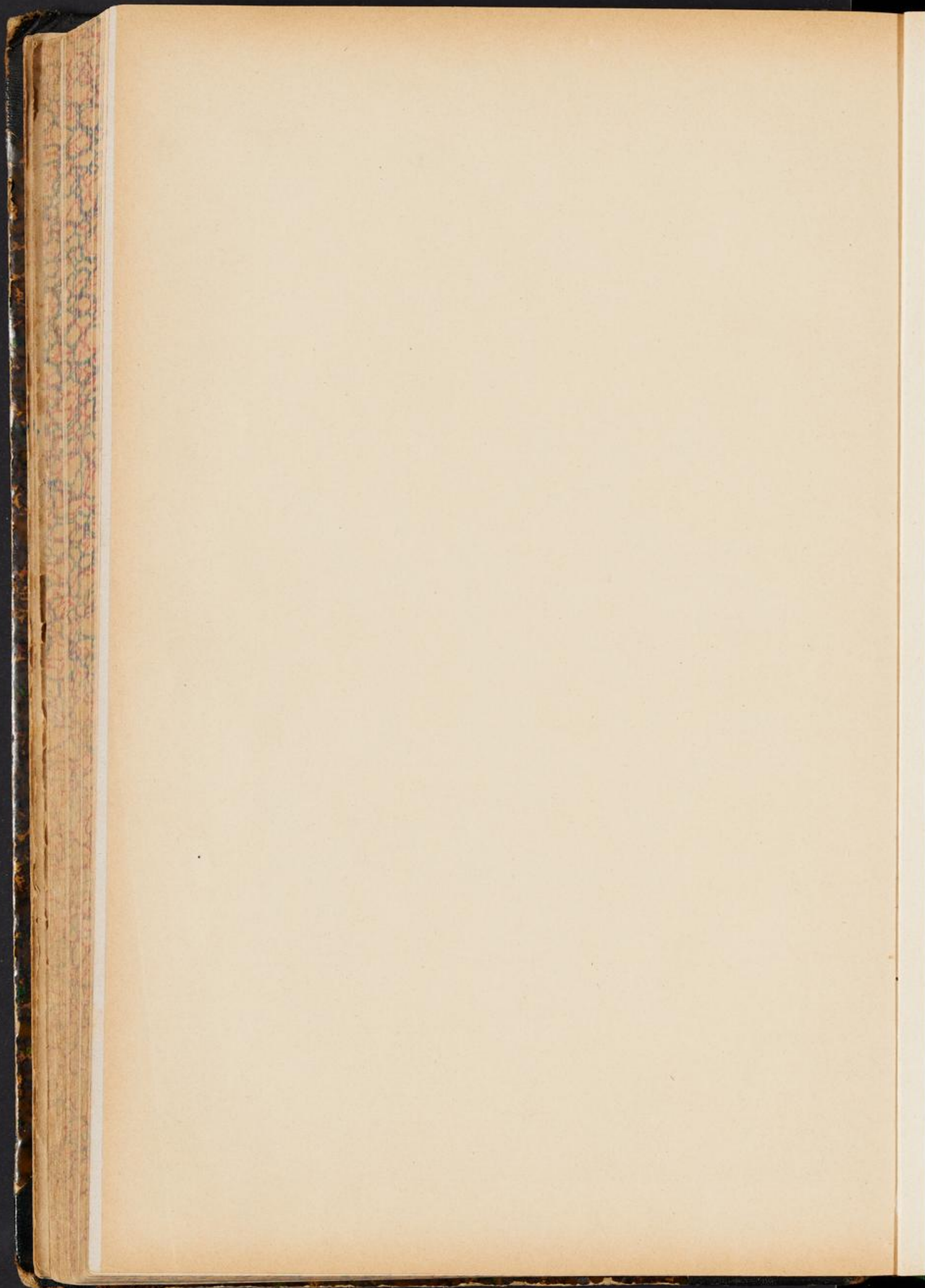




Photograph courtesy of the University of California, Berkeley

Streb am Malheur. Auf dem Gipfel des Mt. Malheur.







Tuba schaute ihn an — es war einer von denjenigen, die er im letzten Augenblick gesehen hatte, gerade als Sempronius im Gewühle verschwand —, und eine Frage drängte sich unbezwingbar durch sein schweres Gewissen durch:

„Liegt der tote Sempronius auch auf dem Holzstoß?“

Finsternis ritzte aber der andre die Stirn:

„Wo die beiden Verräter, die uns zur Schlachtbank führten, der Konsul und Sempronius, hingekommen sind, das wissen die Götter! Uns hat jener Glende Feiglinge, Memmen und Gesindel gescholten, — der mag auf offenem Felde verfaulen! Was kümmert's uns?“

Und ein anderer fügte ergänzend hinzu:

„Die wackeren Landsleute hier, in diesem hinter den Bergen versteckten Dorfe, haben uns, die unglücklichen Braven, gerettet und aufgenommen, nachdem die Feinde verschwunden waren; mit ihnen haben wir die heldenmütig Gefallenen aufgehoben, um die Verräter kümmern wir uns nicht!“

In des guten Tuba Kopfe dämmerte es allmählich heller und heller auf; so lagen also die Dinge! Die Feiglinge, die gestern vor dem Feinde nach allen Seiten ausstäubten, die waren die eigentlichen Braven! Und der Bravste von allen sollte er, Tuba, der Viktoriabläser sein, der die Posaune ins Gras geworfen haben sollte, nur um sich nicht mit Rückzugblasen zu beschimpfen, und der sich auf des Sempronius Kopf geschwungen haben sollte, nur um dem Feinde entgegenzusprennen, und der von eines Feindes Stein getroffen worden sein sollte, — nicht aber von des wackeren Römerpferdes Hufe! Und ihm wurde jetzt deswegen ein Lorbeerkrantz auf die heldenhafte Stirn geheftet!

Sinnverwirrend kam ihm zuerst die Sache vor, und auch in seinem Gewissen regte es sich wie zum ehrlichen und heftig aufwallenden Widerspruch gegen die gewaltige Lüge; aber weiter als bis zu dieser ersten Regung brachte es der gute Tuba doch nicht, denn nun drang eine kleine, aber so eindringlich mahnende Stimme, die er für die Stimme der Vernunft hielt, an sein Gehirn, und:

„Tuba, mein Freund!“ flüsterte ihm das Stimmchen zu, „was ist da zu machen? Ein Held mußt du nun gewesen sein, und als einen Helden mußt du dich notgedrungen aufspielen lassen und auch selber aufspielen, — denn, merke es wohl, wenn du gestern kein Held warst, was werden heute diese alle aus dir machen? Deine Fluchtkameraden wollen ja auch Helden gewesen sein, und ihnen zuliebe mußt auch du das gewesen sein, wofür sie dich alle halten wollen! Sei nicht unvernünftig, Tuba, mein Freund! Lasse das Schicksal über dich ergehen; lasse dich mit Lorbeeren bekränzen! So schlimm ist es ja nicht, und wem schadet's am Ende? Und sage ihnen allen recht laut, daß sie alle Helden waren und Helden sind, — wie du! Thust du's nicht, mein armer Tuba, so werden dich alle diese Kameraden mit Steinen in die Unsterblichkeit schicken, — denn Helden müssen diese doch gewesen sein — mit dir, oder auch ohne dich! Also ermanne dich, o Tuba!“

Ueber Land und Meer. 34. Olt.-Hefte. XIV. 12.

Stehe auf! Nimm eine heldenhafte Miene an und lege dir heldenhafte Gebärden an und danke mit lauter Stimme den Göttern, daß sie dich und deine Heldenbrüder gerettet, und danke ihnen heimlich, daß alles so glimpflich abgelaufen!“

So sprach das Stimmchen zu ihm, so eindringlich, so schmeichelnd, daß die Stimme seines ehrlichen Gewissens gar nicht mehr durchzubringen vermochte, und am Ende war es ja auch viel angenehmer, vor dieser Dorfbevölkerung wie ein lorbeerbekränzter Held als wie ein flüchtiger, von Rosseshufe zusammengeschmetterter Feigling dazustehen.

Eine gute Weile blieb Tuba noch sitzen, den Kopf auf beide Hände gestützt, wie einer, der sich langsam vom Tode erholt, und schlürfte zuweilen einen Schluck kühlen Wassers und hörte, wie die Leute ringsum zu einander sagten:

„Der arme Mann! Die Götter mögen ihm die Kraft des Lebens wieder schenken!“

Und die Kraft des Lebens schenkten ihm die allgütigen Götter! Denn plötzlich erhob sich Tuba, und mit heldenhafter Gebärde auf den Holzstoß deutend, rief er:

„Holt mir mein Schwert herunter und meine Posaune! Vom Tode bin ich auferstanden! Und reicht mir die Hand, ihr braven Heldenbrüder, daß wir zusammen wieder kämpfen für Rom, das heilige Rom!“

Nicht nur das Schwert und die Posaune hingen sie ihm jauchzend um, sondern auch den Lorbeerkrantz holten sie herunter und drückten ihn auf seine blutige Stirn; und so trat er neben dem Priester vor das Volk, daß alles aufjubelte beim Anblick dieser jugendlichen Heldengestalt.

Und die Posaune setzte er an seine Lippen und blies lustig die Viktoriainfanfare in die Luft.

„Bei den ewigen Göttern,“ rief er dann aus; „zum Rückzuge bläst Tubas Posaune nie und nimmermehr! Aber zur Viktoria wird sie wieder blasen! Das walten die allmächtigen Götter!“

Als er aber am Abend dieses denkwürdigen Tages allein in seinem Kämmerlein, in des Priesters Hause, saß, da kratzte sich der ehrliche Tuba einmal übers andre hinterm Ohr und murmelte vor sich hin:

„Tuba, mein Freund! Da du gestern ein Held gewesen bist, so mußt du jetzt ein ganzer Held sein — und einer bleiben!“

Mit dem Zipperlein des Julius Gallus war es inzwischen allmählich besser geworden. Seitdem die römische Nachhut aus den Thoren ausgezogen war, hatte der Volkstribun eigentlich keinen wahren Anfall seines Wehes mehr verspürt. Er blieb aber dennoch aus Vorsorge und schon um mißliebigen Redensarten vorzubeugen dabei, sich nach wie vor auf seinem Gselstaren durch die Straßen ziehen zu lassen. Von dieser vierräderigen Tribuna herunter waltete der Wackere halbfigend seines Redneramtes auf dem Forum, und da in einem echten Tribunenherzen doch immerhin ein paar Tropfen Komödiantenblut mit unzulassen pflegen, so hatte er sich, um seiner Rede noch mehr volltönende Würze zu verleihen, angewöhnt, seine Perioden von Zeit zu Zeit

anz  
ung  
fte,  
ur-  
per-  
! sie  
llen  
der  
an,  
ge-  
em-  
und  
len!  
iner  
mit  
nde  
nen  
ge-  
hen,  
er's  
nen  
ben,  
recht  
er-  
bte,  
noch  
terf-  
zu  
chen  
Er-

ders  
orge,  
hren  
her-  
eder  
das  
zu  
ist?  
sten,  
open  
die  
tod.  
die  
fahr  
Tuba  
man

r in  
das  
Aben  
des  
tadt-  
ersten  
ichts

ehen,  
ohen  
dieser  
in  
ligen  
drauf



mit einem schmerzlichen Rufe zu unterbrechen und dann mit der Hand an seine Kehle zu fahren, ungefähr gerade wie der brave Philoktet in der alten griechischen Tragödie, der ja auch an so einer Art von Zipperlein litt.

Dem Volke, das auf Nachrichten von dem siegreichen Heer wartete, predigte Furius Gallus jetzt mit mahnend beruhigender Stimme Mäßigung und Geduld zu; man solle nur von den zum frischen, fröhlichen Kampfe ausgezogenen Kriegern nicht zu viel verlangen; der Feind habe sich wohl, seiner angeborenen Feigheit gehorchend, vor den Römern zurückgezogen; aber man werde ihn schon in seinen entlegensten Schlupfwinkeln aufzufinden verstehen, und — aufgeschoben sei nicht aufgehoben. Eine Mahnung ließ sich aber Furius Gallus nicht nehmen, in jeder seiner Reden von neuem zu betonen; wie Catos Schlußreim mit Karthago, so kam auch dieser Schlußreim immer wieder zum Vorschein und immer mit demselben Klatscherfolge:

„Den Sieg, o ihr edeln und tapferen Bürger Roms,“ so pflegte er laut über die Menge zu rufen, „den Sieg verdanken wir in erster und alleiniger Linie euren plebejischen Söhnen, den Kindern des Volkes, den Kriegern selbst, die dort ihr Leben in die Schanze schlagen, heilseibe aber nicht den patrizischen Feldherren, die, wie jedermann weiß, weiter nichts sind als unnütze Dekorationsstücke, die hübsch hinter der Schlachtlinie Aufstellung zu nehmen pflegen und ihren Viktoren und andern höchst überflüssigen und kostspieligen Waffengefunden, und sich aus ihrer sicheren Stellung das Schädelspalten mit Ruhe ansehen. Also, ihr edeln und tapferen Bürger Roms, wenn das Heer zurückkommt und es sich um Vorbeerkränze handeln wird, richtet euch ein, daß jeder Krieger seinen Kranz erhalte! Die Konsuln und Feldherren werden sich schon selbst ihre Kränze winden!“

Da ein jeder von diesen edeln und tapferen Bürgern Roms einen Sohn oder Neffen oder Vetter oder Freund im Heere zählte, so waren sie alle natürlich mit des Tribunen Vorschlag einverstanden, und so mußten die Frauen und Mädchen gleich zum voraus sich ans Kränzewinden machen, damit ja nicht ein einziger von den Kriegern bei der herrlichen Siegesbescherung leer ausgehe.

Da — es war am Abend des vierten Tages, als gerade alles auf dem Forum versammelt war und Furius Gallus wieder eine seiner volltönenden Reden losgelassen hatte — da ertönte plötzlich Hufschlag von dem Thor her, und da sah man einen staub- und blutbedeckten Reiter heransprengen.

„Ein Bote! Ein Bote! Ein Sieger!“ rief es jauchzend aus tausend Kehlen, — aber im selben Augenblick verstummte auch der Ruf wieder, und eine unheimliche Stille lagerte sich über das Forum, als man sich diesen Siegesboten aus der Nähe betrachten konnte. Er hatte sein Roß gerade vor dem Karren des Gallus zum Stehen gebracht; seine Lippen zitterten, als wolle er sprechen, aber keinen Laut brachte er hervor, und starr und mit einem Ausdruck bangen Entsetzens schweifte sein Blick über die Menge.

Endlich löste sich seine Zunge, aber gleich bei seinen ersten Worten brach ein Sturm aus der Volksmenge los, daß man hätte glauben können, der Himmel werde einstürzen.

„Verloren!“ stammelte der Bote, „geschlagen! Der Konsul tot, das Heer vernichtet! Auf den Fersen folgt mir der Feind!“

Verloren? Geschlagen? Vernichtet? Mit einem Sage hatte sich Furius Gallus von seinem Karren zur Erde geschwungen, gerade als ob er niemals das Zipperlein gefannt hätte, und auf den Unglücksboten sprang er nun los wie ein wilder Löwe.

„So spricht nur ein Verräter! Nieder mit ihm!“ Und er faßte das Roß am Zügel. „Wie konntest du fliehen, wo die andern sich schlagen, Clender?“

Der Bote aber erhob flehend die Arme:

„Ich sage die Wahrheit! Nur diesem Pferde, dem Rosse des toten Sempronius, verdanke ich mein Heil! Ich habe gefochten, wie die andern! Wie Helden sind sie gefallen! Glaubt meinen Worten und schließt die Thore, sonst stürmen die Feinde bis zu euern Tempeln herein!“

Und richtig! Vom Walle her ertönte es wie schriller Posaumenton, das Zeichen der größten Gefahr, und von weitem drang auch schon ein dumpfes Getöse herein, als stürme ein ganzes Volk gegen die Wälle.

Ein Glück war es für die ehrbaren Forumsrömer, daß der in Rom verbliebene zweite Konsul, obwohl er weiter nichts als auch so ein überflüssiger Patrizier war, Wachen auf den Mauern aufgestellt hatte, und daß jene Männer dort nicht vor lauter Siegesgewißheit, wie Furius Gallus, die notwendigsten Sicherheitsmaßregeln vergaßen; denn als der Feind nun herangesprengt kam, da fand er die Thore verschlossen, und von den Wällen starteten ihm Lanzen und Schwerter entgegen.

Auch der wackere Furius Gallus war mit seinen Getreuen zu den Mauern geeilt, und unterwegs mußte nun der Bote alles genau erzählen, und er erzählte, was er wußte: Die Krieger, die hätten sich alle, alle tapfer geschlagen — aber die Feldherren, die wußten nicht einmal, daß die feindliche Reiterei hinter dem Hügel lag — und während der Konsul sich dort oben nicht rührte, da — ja! was nutzte da alles Heldentum? Der Feind stürzte in unsre Flanke und hieb alles nieder, rechts und links! Da aber habe einer gezeigt, was ein Römer zu thun hat, einer schwang sich aufs Roß — auf dieses selbe Roß, das einst den Feldherrn trug — der Feldherr, der war aber weggelaufen! Und der eine sprengte nun gegen den Feind mit wildem Kampfesruf! Und der eine, der war Calpurnius Tuba, der wackere, der brave, der heldenmütige Tuba! Rückzug sollte er auf seiner Posaune blasen, da warf er die Posaune weg und sprengte gegen den Feind, der echte Römersohn! Der arme Held! Denn, o ihr allmächtigen Götter! ein Stein warf ihn vom Pferde, und mit zerschmettertem Schädel blieb er liegen, und nun war alles verloren, denn wo der Führer fällt, da fällt das Volk!

„Da,“ rief da Furius Gallus, „habt ihr gehört?“



Habe ich nicht immer recht gehabt? Die Krieger waren alle Helden, und von den Feldherren wurden sie verraten! Und der größte Held von allen war Tuba! O Tuba! Warum bist du tot? Dich hätten wir jetzt zum Konsul ausgerufen, und du würdest Rom retten! Jetzt müssen wir Rom ohne dich retten!"

Sie retteten auch Rom ohne den guten Tuba, wie es eben ging. Der zweite Konsul mußte alles unterschreiben, was jene draußen vor den Thoren verlangten, und alles, was sie haben wollten, mußte er ihnen geben, Gold und Geschmeide, und auch ein Stück Land dazu, doppelt so groß als dasjenige, das die Römer ihnen abzunehmen ausgezogen waren.

"Sogar ein Stück von unserm Lande abzutreten weigert sich dieser elende Konsul nicht!" wütete aber Junius Gallus auf dem Forum, "ein Stück von unserm heiligen Land! Der Verräter!"

Und dachte gar nicht darüber nach, daß sie's ja gerade ebenso zu machen gedachten, wenn eben der andre Konsul nicht auch ein Verräter gewesen wäre.

Als der Feind endlich mit seiner Beute abzog, da höhnten ihm die wackeren Forumsrömer von ihren sicheren Mauern nach, und dann jubelte alles, daß man endlich befreit sei und wieder aufatmen könne.

Nur eine ließ sich von diesem Jubel nicht mitreißen, und das war des guten Tuba alte Mutter. Das Volk hatte ihr Lorbeerkränze über die Thürpfosten gehängt, weil ihr Sohn ein Held gewesen war. Ueber Nacht riß sie aber die Kränze wieder ab und legte die Stren in die Gasse, und als Gallus sie entrüstet darob zur Rede stellte und sie glücklich pries, die Mutter eines Helden zu sein, der Rom errettet haben würde, wenn man ihn nicht eben totgeschlagen hätte, da brach die alte Frau in Thränen aus, und ihm die Thür vor der Nase zuwerfend, rief sie schluchzend:

"Was habe ich davon, daß mein Kind ein Held gewesen, wenn mein Kind tot ist?"

Vor der Thür aber blieb Junius Gallus wie versteinert stehen, erhob dann Augen und Hände zum Sternenhimmel und rief wehklagend aus:

"O Rom! o Römer! O du entartete römische Mutter!"

Sein Zitterklein schmerzte ihn schon längst nicht mehr.

In dem entlegenen Bergneste, wo Tuba und seine Genossen Unterkunft gefunden hatten, wurde nichts veräußert, um das Städtchen und dessen gastfreundliche Bewohner mitsamt ihrem Hab und Gut vor der bei der Rückkehr des Feindes etwa drohenden künftigen Gefahr sicherzustellen. Die wackeren Ausreißer, die sich in immer wachsender Zahl um Tuba geschart hatten und nun in ihm ihren natürlichen Anführer erblickten, leisteten dabei ganz vortreffliche Dienste. Es waren lauter brave Männer, wie Gaspurnicus Tuba, die nur mit knapper Not dem Heldentode entgangen waren und nun ihre Schlächtererinnerungen bis in die kleinsten Einzelheiten zusammentrugen und nach und nach ein vollständiges, freilich etwas legendenhaftes Bild jenes unglücklichen und doch so heldenmütigen Tages auf-

stellten. Dem guten Tuba wurde es anfangs ganz schwül und schwindelig, wie er der Entwicklung dieses Bildes beiwohnte und allmählich entdeckte, welche ganz besondere Heldenthaten er in ureigener Person, sich selber unbewußt, dabei verrichtet hatte; war er es doch selbst gewesen, wie sie alle hoch und heilig beteuerten, der dem an allen Gliedern zitternden Konsul das Schwert aus der Scheide gerissen und ihm zugerufen hatte: 'Voran, Konsul! Zum Angriff!' War er es doch selbst gewesen, der dann den zitternden und zagenden Sempronius aufgefordert hatte, mit den Viktoren und der Leibwache gegen die feindlichen Reiter loszugehen! Der gute Tuba erinnerte sich freilich all seiner Thaten nicht mehr und hatte sogar am Anfang mit bescheidener Bestimmtheit versucht, sich dieser Legende zu widersetzen; aber da die andern alle zusammen wie ein Mann erklärten, sie seien ja dabei gewesen, sie hätten's ja mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört, da mußte er sich, ob er's wollte oder nicht, von der Wahrheit seiner eignen Heldenthaten überzeugen und mußte daran glauben, obwohl er im Innersten seines Gewissens recht gut wußte, daß dies alles doch erfunden und erlogen war. Und dieweil er nun daran glaubte, ließ er sich's nicht nehmen, sich auch seinerseits noch anderer Einzelheiten zu erinnern und ganz merkwürdige Heldenthaten seiner braven Genossen zu erzählen, zur großen Bewunderung der männlichen und weiblichen Bevölkerung und zur besonderen Erbauung des alten Jupiterpriesters.

Dieser bedächtige Mann war es, der besonders darauf drang, daß man vor allem dafür Sorge, daß, falls der Feind durch diese Gegend zurückkehren sollte, Hab und Gut dieser Stadtbewohner in Sicherheit gebracht würde; denn das konnte sich doch jeder an den Fingern abzählen, entdeckten die Feinde das Städtchen, so war an eine Verteidigung nicht zu denken! Was hätte da alles Geldentum genützt? Einigen braven Leuten würde es das Leben kosten, der Feind würde mitschleppen, was mitschleppen war, und den Ueberlebenden verbliebe nichts als die sichere Aussicht auf einen erbärmlichen Hungertod. Da war es doch weit vernünftiger, heizelten die nötigen Vorkehrungen zu treffen, um dieser Gefahr vorzubeugen, und da man gerade den wackeren Tuba und seine Kriegsgenossen hier hatte, so konnte man ja diese Vorkehrungen recht gründlich treffen.

So wurde alles bewegliche Gut noch weiter in ganz unwegsame Bergeschluchten geschleppt, das Vieh weit, weit weg auf verlorenen Bergeshalden getrieben, von wo dessen Gebrüll nicht bis zu des Feindes Ohren gelangen konnte, und allen Stadtbewohnern aufs dringlichste eingeschärft, beim ersten Anzeichen sofort zu fliehen und dem Feinde nichts als die nackten Mauern zu hinterlassen.

Um jeder Ueberraschung aus dem Wege zu gehen, wurden von dem wackeren Tuba auf allen Anhöhen rings umher Wachen aufgestellt und jedem dieser Männer als heiligste Pflicht auferlegt, sowie in der weitesten Ferne ein Waffenblinken aufblitzen sollte, sofort in schnellstem Laufe zurückzueilen, worauf



dann der allgemeine Wüßzug in die Berge angetreten werden würde.

Das läßt Befürchtete traf ein, als der Feind benachbarten und Hiesigen von Kom zurückkehrte; aber da konnte man wieder mit dem alten Spitzensprecher ersehen, wie die allmächtigen Götter ganz besonders dieses Bewusstsein leuchten und befehligen! Denn der Feind schlug plötzlich einen viel weiter abgelegenen Weg ein, um in sein Land zurückzuführen, was nur ganz aus der Ferne konnten die hinter ihren Beschützen und Helfen verhaltenen Büschen das Wüßgen der Sonne auf den Seiten und Schültern jener Hühnerscharen wahrnehmen.

Tuba befand sich nichtschonwelliger vom frühen Morgen dieses Tages an in einer heftigen Aufregung. In seinem Herzen tobte kein Gewittersturm wider den Feind; wüßte da damals ein Held gewesen sein, o Tuba, mein Freund, so müßt du es eben jetzt bereuen!

Er hatte kein Schwert umgehüllt, den Helm angesetzt, die Kolbans umgehängt, und man sah ihn wie im Heder von Strahe zu Strahe laufen, Befehle und Gegenbefehle erteilen, Wachen und Boten hin und her schicken. Als gegen Mittag die Hader sich stülte, sah der Feind immer weiter wegziehen, da schien es, als habe Tuba einen Entschluß gefaßt: er bekehrte auf offnem Plage, daß er bei einem Auszug der Bevölkerung in die Berge der letzte sein würde; den Wüßzug würde er befehlen, und sollte er sein Leben dabei lassen! Mit geschütteltem Schwert trat er bis zum Bergabhang hinauf, von wo die Wachen den Feind beobachteten.

„C, du waderer Held!“ warnte der alte Spitzensprecher vor sich hin; „es duldet ihn nicht mehr unter uns! Er müß auf den Feind los wie damals!“

„So war es ja auch! Aber auf den Feind ging Tuba doch nicht los, gerade wie damals.“

„Dort wüß, ihr Männer!“ rief er den auf dem Marktplatz Versammelten zu; „ich fühle es! Dem

Feind dann sicherlich entziehen und würde euch plündern und niedermegeln! Und an dem Unglück wäre ich allein schuld! Also, müßt ihr euch retten, meine lieben Freunde, so seht mich in die Unmöglichkeit, mein thörichtes Vorhaben auszuführen! Sindet mich

an eine Bank im hinteren Winkel des Hauses an und legt mit einem Knobel in den Mund, daß ich nicht nach dem Feinde schreie, und laßt mich so sitzen, bis der Feind verschwunden sein wird! Dann

brach und die letzten Nachzügler des feindlichen Heeres nur noch auf den allerletzten Höhenzügen sichtbar waren; dann aber auch: wie ein Blitzenstrahl kam es über den Rücken! Gefolgt von einigen feinen Helbengeossen stürzte er den Bergabhang hinan, ins Tal hinunter und wieder hinauf auf der andern Seite und immer weiter und hielt endlich umhoben nach dem Feind! Dort, weit, weit in wechlicher ferne Wüßgen und Spere und Helme in der untergehenden Sonne! Er schaute sich um; es war ihm, als könne er diese Stelle, und es war auch richtig der Platz, wo er während der Schlacht seinen Tempromis gehalten war! Er erkannte jeden Mann, jeden Strich! Da loberte sein Mut in besten Klammern auf, und die Fohne anleucht, tief er mit mächtiger Stimme hinaus in das Abendrot:

„Nicht Wüßgen! Sagitt und Vittoria!“ Und dies mutig die Vittorianen hinaus, seht denn plötzlich wieder ab und rief: „Nicht, nicht!“ so tief in das Dunkel, und so rufe ich heute wieder jense dort in „Nicht, nicht!“ — und die Hader.“

Es war charntlich, als anwarte er dabei jener ganz kleinen Stimme, die immer wieder an seinen Ohren klingen herumschwebte, und als wollte er dieses Stimmchen überhören und übersehen.

Wie einen Male berührte sich Tuba an, es schien ihm, als habe neben ihm jemand den Namen Tempromis ausgesprochen; es war aber nicht. Der Name hatte nur so in seinem Kopfe anklängen, gerade als hätte kein Gewissen an eine verbotene Klode geklopft. Tempromis! Ja, der wüßte ja, wie es damals zugegangen war! Aber Tempromis — die ewigen Götter seien gelobt! — Tempromis war ja verschwunden, verschunden, tot!

Und so konnte sich Tuba ruhig weiter hineinsetzen in sein Helbenbewusstsein! Und am andern Tage mochte er sich ratheladen mit all seinen Kameraden auf den Weg nach Kom, er ganz vorn



Die hier Wüßgen, „Von amerikaisch-englischen Kriegszügen“, Seite 241.

ist die Gefahr vorüber, dann könnt ihr mich losbinden, denn dann kann ich euch nicht mehr schaden!“

So wie er es gewollt, so geschah es. In seinem Refektorium blieb der arme Tuba plündernd sitzen, wie ein gefangener Löwe, bis der Abend an-



mit seiner Posaune, auf der er von Zeit zu Zeit lustige Fanfaren blies, und unterwegs erzählten sich die Heldenossen einmütig immer dichter in ihre Heldenlegende hinein, damit ja nichts davon verdurste oder vergessen werde, und damit sie sich alle in der Siebenhügelstadt als echte, wahre Helden einführen.

Dem ehrlichen Tuba war es freilich zuweilen recht sonderbar zu Mute dabei, und abends, wenn er den Schlaf suchte, da mahnte ihn immer und immer wieder sein kleines Gewissensstimmchen in seinem bescheiden eindringlichen Flüsterton, daß ja dies alles doch nur erlogen und daß er eigentlich ein ganz schlechter Kerl sei, der immerwährend Geschichten erzählte, von denen er genau wußte, daß sie nicht wahr seien, und an die er doch nicht einmal halb und halb glauben konnte! Dann wälzte sich der geplagte Tuba auf seinem Lager hin und her und sagte zu sich selber:

„Es ist ja richtig! Wahr sind alle diese Geschichten nicht, aber wahr müssen sie ja dennoch sein!“ Und fügte seufzend im Halbschlaf hinzu: „Man hat's nicht leicht, ein Held gewesen zu sein, wenn man doch nur zur Korbsflecherei geboren ward!“

\*

Der edle Marcus Sempronius war aber nicht tot, bloß verschwunden und halb verschollen. Dem armen Feldherrn war es während jenes Schlacht-tages recht schlimm ergangen; nicht nur, daß er mit ansehen mußte, wie seine Krieger dem Feinde wie eine Herde Hasen den Rücken kehrten, er wurde noch von diesen Ausreißern beschimpft und verhöhnt, und so völlig hatte das Gefindel den Kopf verloren, daß einer dem Feldherrn mit dem blanken Schwert in der Hand entgegentrat und ihm mit wüthigem Hieb ein Ohr abhieb; und wie Sempronius sich nun gegen seine eignen Leute zur Wehr setzte, da saßen ihm auch schon die feindlichen Reiter im Nacken, und ehe er sich's versah, lag er mit einem entzweigeschlagenen Bein, einer lahmgelackten Hand und einem Lanzenstich im Auge besinnungslos im Gras. So fand ihn der Nachtrab der siegreichen Feinde. Mit Jubelgeschrei schleppten die Reiter den gefangenen Feldherrn in ihr Lager. Aber was konnte man mit diesem zum Krüppel geschlagenen Menschen anfangen? Nicht einmal als Geißel war er mehr zu gebrauchen, und so ließ man ihn nach einigen Tagen mit einem Stück Brot, einer Krücke und einer Binde über dem wunden Kopfe laufen, wohin er laufen wollte.

So schleppte sich der Feldherr Sempronius über Berge und Thäler langsam gen Rom zu, von Wurzeln und Beeren kümmerlich sein Leben fristend und in der Nacht von gierigen Raubtieren umlauert, die nur der Stunde warteten, wo sie über den Erschöpften herfallen könnten.

Zwei Tage, nachdem der brave Tuba mit seiner Schar Mäuserlesener unter Posaunenblasen in Rom eingezogen war, kam auch Sempronius an die Thore der ewigen Stadt. Keiner erkannte in dem zerlumpten Bettler den früheren Feldherrn. Mitleidige

Weiber reichten ihm Brot und Wein, und er setzte sich auf den steinernen Thürpfosten, um sich zu erholen.

Da hörte er von ferne, vom Forum her, Jubelrufe und Posaunentöne.

„Was ist dies?“ fragte er erstaunt, denn es kam ihm seltsam vor, daß die Römer Feste feierten, nachdem sie kaum dem Feinde entronnen waren.

„Komm mit, Fremdling!“ antwortete ihm ein des Weges gehender Bürger, „und du wirst sehen, wie Rom seine Helden zu feiern versteht, und wie es denjenigen dankt, die tapfer gestritten haben, während die andern, die elenden Feldherren, zum Rückzug blasen lassen wollten und mit dem Schwert in der Scheide vom Feinde erschlagen wurden wie lahme Hunde!“

„So?“ sagte Sempronius, und über seinen Mundwinkel legte sich wieder jener seltsame Ausdruck, und seine Stimme nahm jenen eigentümlichen Ton an, aus welchem niemand klug zu werden vermochte, ob es ernsthaft oder ironisch gemeint sei. „So? Die Feldherren wurden erschlagen wie lahme Hunde? Die andern aber haben wacker gefochten?“

„Ja!“ erwiderte der Bürger, „und den Tapfersten von allen haben wir heute zum ersten Konsul erwählt — einen Helden sondergleichen — und es ist einer aus dem Volk — und der wird uns zum Siege führen, obwohl er bis jetzt nur ein gewöhnlicher Korbsflechter war!“

„Kann aus einem gewöhnlichen Korbsflechter bei euch so über Nacht und mir nichts dir nichts ein guter Konsul gemacht werden?“ fragte ruhig der Bettler.

„Beim Jupiter, ja! Wenn er Tuba heißt!“ Sempronius blieb bei diesem Namen wie angewurzelt stehen und mußte sich auf seine Krücke stützen, um nicht zu wanken. Tuba? ein Held? Tuba? Konsul?

Der andre mochte wohl glauben, daß den hinkenden Bettler sein lahmes Bein schmerze.

„Stütze dich auf mich, armer Mann! Ich führe dich zum Forum; dort wirst du ein erhabenes Schauspiel genießen!“

Erhaben war auch wahrlich das Schauspiel, das sich dort den erstaunten Blicken des Sempronius darbot.

Innichten des Forums, umringt von helmbehaubten Kriegern, saß auf hohem Roß, mit einem Purpurmantel über den Schultern und einem Lorbeerkrantz auf dem Kopf, Tuba, der Korbsflechter, und vor ihm stand Julius Gallus und hielt eine Rede an ihn und an das Volk, in der nur von Geldentum die Rede war. Tuba aber ließ alle diese schönen Worte ruhig und gelassen über sich ergehen, gerade als wäre das Lob seines Heldentums die reinste Wahrheit, und winkte zuweilen Beifall zu, während seine Hand die Mähne seines Rosses streichelte.

Das Roß aber — Sempronius mußte sich zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien, als er es näher ins Auge faßte —, jenes schwarze Roß mit dem weißen Flecken auf der Stirn, es war ja sein eignes Roß gewesen, und nur ein einzignal hatte sich ein andrer auf seinen Rücken geschwungen, und jener andre war eben dieser Tuba gewesen, und um vor dem Feinde zu fliehen, hatte er es



bestiegen! Und jetzt? — Es war, als fühle das brave Tier, daß sein Reiter eigentlich anderswo hingehörte als auf seinen Rücken, denn bis zur Erde ließ es den Kopf herunterhängen, und ob Tuba es auch noch so sehr mit Bügelzerrn bearbeitete, der Kopf blieb hängen, bleischwer, gerade als schäme sich das Roß seines Reiters.

„Si, ei!“ murmelte Sempronius vor sich hin; „dieser Konsul scheint ja ein echter Held zu sein! Den muß ich mir aus der Nähe betrachten.“

Und langsam durch das Volk sich drängend, hinkte der lahme Feldherr zum Konsul hin, während alles den tönenden Worten des Volkstribunen lauschte. Man ließ den Bettler ungehindert durch. Keiner von den Kriegern erkannte in ihm den Feldherrn unter seinem verbundenen Kopfe; er aber erkannte in ihnen alle die Braven wieder, die er Memmen und Feiglinge gescholten hatte; nur wunderte er sich, daß er sie alle lorbeerbekränzt wieder traf.

Als er nun ganz nahe neben dem Kopfe stand, da war es stärker als sein Wille und seine Vernunft, und das brave Tier, das damals unter all diesen Helden das einzige Heldentier gewesen war, streichelte er sanft mit der Hand, und leise flüsterte er ihm ein paar Worte ins Ohr, — und siehe, da erhob das Tier den Kopf und schaute sich wie fragend um, und es war, als stöge ein Blitzen durch sein kluges Auge, und dann hob es den Kopf noch weiter in die Höhe und stieß ein langes, fröhliches, helles Wiehern in die Luft, mitten in des Volkstribunen Rede hinein.

Unter seinem Lorbeerkranz schreckte Tuba bei diesem Wiehern zusammen; das Wiehern klang ihm wieder wie damals ins Ohr, wie ein höhnisches Lachen, aber diesmal mit einem so seltsam triumphierenden Ton dabei! Und wie er wieder am Zaume zerrte, um das Roß zum Schweigen zu bringen, da fiel sein Blick auf den Bettler, und da bebte er plötzlich am ganzen Leibe zusammen und seine Hände begannen zu zittern, und aus seinen freideweißen Lippen rang sich plötzlich ein Aufschrei hervor:

„Sempronius!“

„Sempronius? Der Feldherr? Der Verräter? Was war's mit dem? Was wollte Tuba mit diesem Namen?“

Wie schlaftrunken erhob Tuba den Arm, und auf den Bettler deutend, rief er:

„Sempronius! Du hier?“

Der Bettler aber erwiderte ruhig:

„Tuba! Und du hier?“

Wie ein Sturm entfesselte sich bei diesen Worten die Wut der Krieger. Er war es! Sempronius, der Verräter! Und bis zum Konsul wagte sich der Feigling, der Glende hin? Zu Tode! Zu Tode mit ihm! Man riß ihm die Binde von dem ausgestochenen Auge, und nun erkannte das ganze Volk den Glenden.

„Fort mit ihm! Er hat das Heer verraten! Zum Tode! Zum Tode!“

Und bis vor den Volkstribun schleppten sie den Armen und riefen dem Iurius zu, er möge sofort das Todesurteil über ihn aussprechen.

Tuba schaute auf das Gewühl wie einer, der

in einem schweren Traum befangen ist. Ein wilder Kampf tobte in seinem Herzen. Mit einem gewaltigen Ruck hatte sein ehrliches Gewissen sich aufgeschwungen. Die ganze Legende, in die er sich hineingelebt hatte, wankte in ihren Grundfesten; denn hier, vor ihm, stand derjenige, der allein und besser als alle andern wußte, daß diese Legende nur eitel Lug und Trug war, und daß der Glende, der Feigling nicht Sempronius, sondern Tuba hieß!

Er wollte vom Pferde springen, sich zu Sempronius' Füßen werfen, ihn um Verzeihung anflehen, aber wie? Durfte er es denn? Und was würde dann aus ihm selber, wenn er es thäte? In der Legende lag er ja wie in einem Netz gefangen, und mochte er zerrn und zappeln, aus diesen Maschen konnte ihn nichts mehr befreien.

Wie im Traume hörte und sah er, wie Iurius Gallus zum wutschnaubenden Volke rief, den Tod habe der Verräter verdient, den Tod solle er hier erleiden, der Konsul selber solle das Urteil fällen, vor den Konsul solle man ihn führen.

Und schon stand vor ihm der arme Sempronius, von wilden, mordberauschten Kriegern umringt, und zu Tuba riefen sie hinauf:

„Fälle das Urteil, Konsul Tuba! Zu Tode! Zu Tode!“

Als der Lärm aber einen Augenblick verstummte, da hörte Tuba, wie der Feldherr in seinem ruhigen Tone zu ihm sagte:

„O Held Tuba! So fälle doch das Todesurteil über den feigen Sempronius!“

Tuba hatte bei diesen Worten das Haupt auf die Brust sinken lassen. Seine Augen schlossen sich, seine Hand hing wie gelähmt herunter. Lauter als das Geheul des Volkes tobten in seinem Herzen die beiden Stimmen: „Sei ehrlich!“ flüsterte die eine; „sei vernünftig!“ lispelte die andre. Welche hatte nun recht, und welcher sollte der arme, lorbeerbekränzte Korbflechter gehorchen?

Da kam ihm plötzlich ein Einfall.

Tuba, der Konsul, reckte sich in den Bügeln empor und sprach dann; welch seltsam sanfter Ton lag aber in seiner Rede:

„O, ihr edeln Bürger!“ so sprach Tuba, der Konsul; „nicht ziemt es uns, in dieser Stunde nur der Rache, der gerechten Strafe zu gedenken! Zeigen wir, daß wir echte Römer sind! Und seien wir hochherzig und edelmütig! Nicht dem Tode, den er verdient, sei dieser . . . frühere Feldherr verfallen, sondern der ewigen Verbannung! Daß er bis zum Ende seines Lebens in bitterem Schmerz über seine schwere That nachdenke! Unser Edelmuth sei für ihn die höchste Strafe! Der morgige Tag sehe ihn nicht mehr in den heiligen Mauern Roms!“

So sprach Tuba, der Held; dem Feldherrn aber wagte er dabei nicht ins Auge zu schauen.

Seine Worte hatten die Herzen der Römer getroffen.

„Tuba, du bist der edelste aller echten Helden!“ rief Iurius Gallus in höchster Begeisterung aus; „Tuba, du bist der wahre Konsul! Tuba, du bist der geborene Staatsmann!“



Wie ein Balsam tröpfelten diese wohlthuenden Lobesworte über Tubas wundes Gewissen; da bemerkte er, daß Sempronius eine Gebärde machte, als begehre er zu sprechen, und die weil der wackere Korbslechter nun wieder so viel Gewalt über sich gewonnen hatte, daß er sich seiner edelmütigen Rolle ganz gewachsen glaubte, so warf er mit erhabener Gebärde das lorbeerbekränzte Haupt in den Nacken und rief mit volltönender Posaunenstimme:

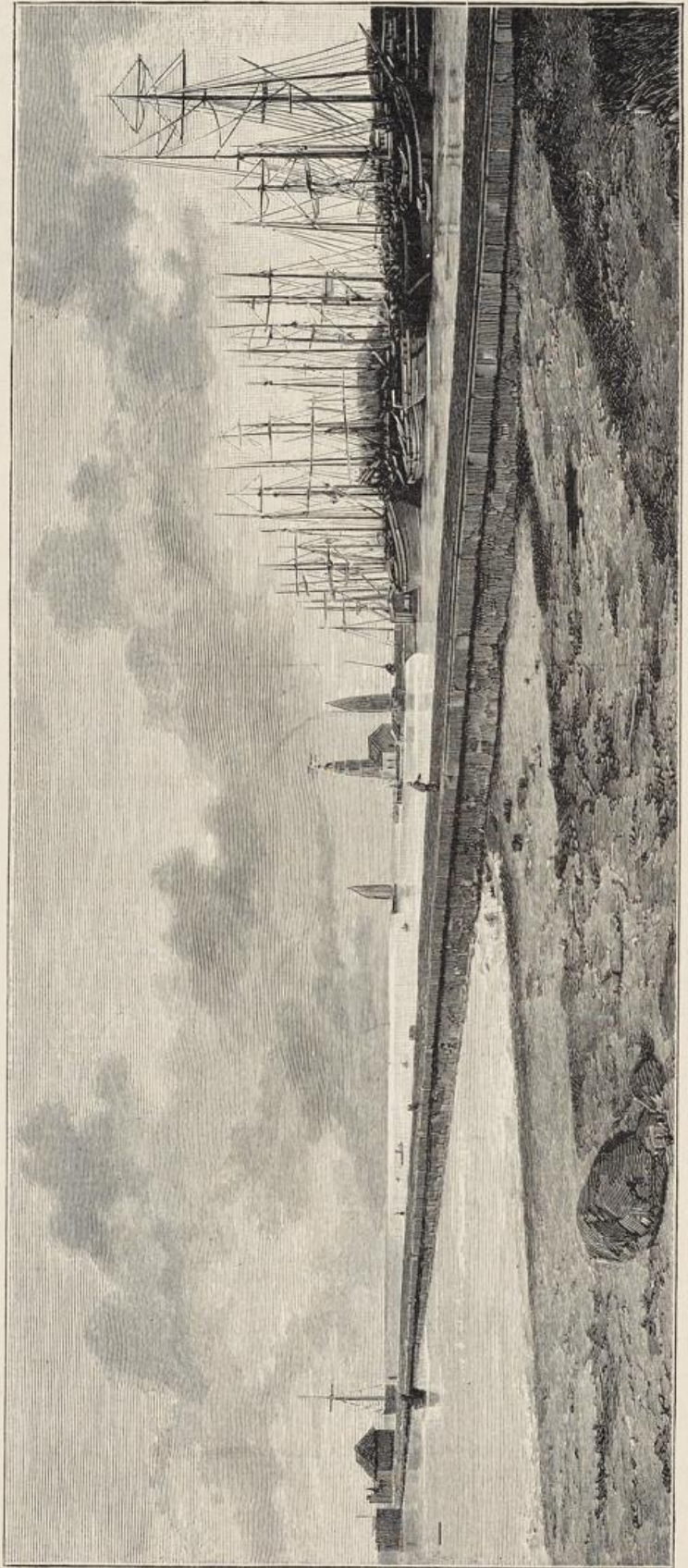
„Einem jeglichen Verbrecher steht das Recht zu, vor Vollstreckung des Urteils gehört zu werden, deshalb sprich auch du, Sempronius, obgleich du ein Verr...“

Er wollte eigentlich sagen: Verräter! Das Wort blieb ihm aber im Halse stecken und er sagte nur:

„... ein Verurteilter bist!“

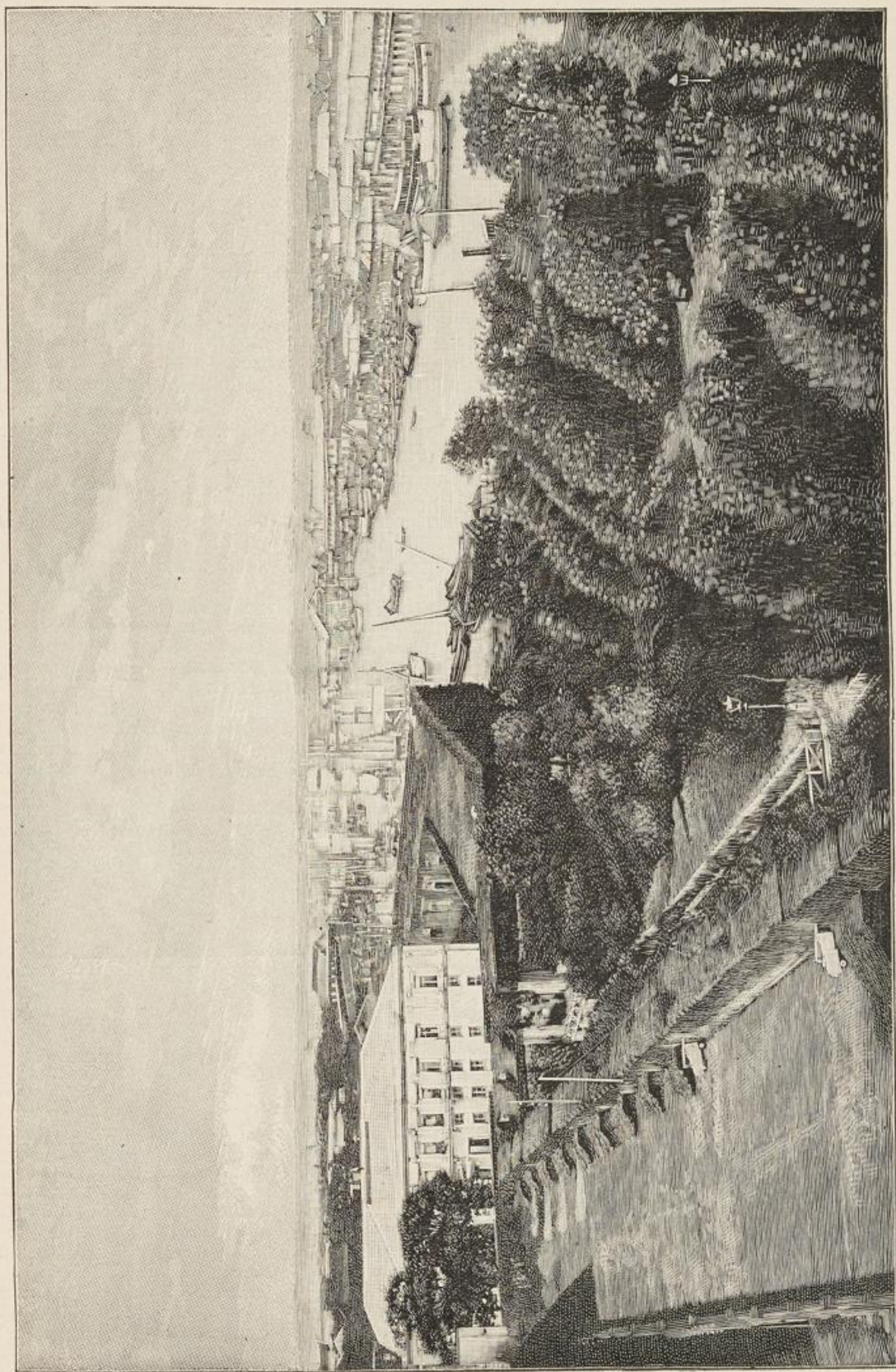
Und nun sprach, mühsam auf seine Krücke gestützt, der schändliche Verräter Sempronius zu dem römischen Volk:

„O, ihr edeln und tapferen Bürger Roms! Glaubt nicht, daß ich das Wort ergreife, um Einsprache zu erheben gegen den Urteilspruch, den Tuba, der Tapferste von euch allen, in seinem hochherzigen Edelmut gegen mich gefällt hat! Nein, der Spruch ist gerecht, eben weil er von ihm kommt, von ihm, den ihr alle — und ich mit euch — seit jener Schlacht als einen wackeren, todesmutigen Helden und von jeher als einen braven, wahrheitsliebenden Mann kennet und ehret! Ja, ihr edeln Bürger! Mein Schicksal ist freilich hart; denn — seht mich Armen nur an! — aus dem Feldzug habe ich weiter nichts mitgebracht als ein ausgestochenes Auge, ein abgehacktes Ohr, ein entzweiggeschlagenes Bein und eine lahme Hand, aber auch ein hinfender Einäugiger kann ein Feigling sein! Tuba, er



Vom amerikanisch-spanischen Kriegsschauplatz: Eingang des Hafens von Manila.





Vom amerikanisch-spanischen Kriegsschauplatz: Hafen und See von Manila. (Text siehe Seite 294.)



war glücklicher als ich, denn er kam mit einem, zwar durch einen Feldstein oder ein Stück Eisen beschädigten, nun aber Lorbeerbekränzten Konsulsschädel davon! Ja, er war ein Held! Ihr sagt es alle, und er sagt es auch, und auch ich sage es, ich, der ich damals neben ihm stand und mit meinen eignen Augen sah, wie er sich auf mein Ross schwang — das selbe Ross, auf dessen Rücken er jetzt als Konsul sitzt — und mit meinen Ohren hörte ich, wie er damals rief: „Flieht! flieht!“ Aber nicht zu den braven Römern rief er so; bei allen Göttern, nein, sondern wie er es selber sagt, zu den Feinden! Und wenn er es sagt, so muß es wahr sein, denn ein braver, ehrlicher Konsul wie Tuba, der lügt niemals! Freilich, hätte er damals jene Worte den Römern zugerufen, ja, dann hätte er gewiß nicht das Recht, hier auf eines ehrlichen Rosses Rücken zu sitzen und über andre ein Urteil zu fällen; dann wäre er ja ein noch viel größerer Feigling gewesen, als ich einer bin, und die Verbannung, die mich Glenden trifft, die müßte auch ihn treffen! Aber dem ist ja, bei allen Göttern, nicht so, eben weil Tuba ein Held und ein wahrheitsgetreuer Mann ist. Ich danke euch also, ihr edeln Bürger Roms, daß ihr, edelmütig wie der edelmütige Held Tuba, mich elenden, vom Feinde lahm und halbblind geschlagenen Feigling nicht zum Tode verurteilt habt, und morgen werde ich, von Dank gegen dies hochherzige Volk erfüllt, Rom verlassen, von Dank, o ihr edeln Bürger, und von Ehrfurcht für jenen dort ganz besonders, der zum zweitenmal auf meinem Schlachtfeld sitzt und der für mich und meine Kinder und Kindeskinde das Sinnbild des Mannesmutes, des Heldentums und der uneigennützigsten Wahrheitsliebe ist und ewig bleiben wird!“

So sprach Sempronius inmitten einer lautlosen Stille, auf seine Krücke gestützt, mit einem seltsamen Lächeln um die Mundwinkel, und das einzige Auge, das ihm der Feind gelassen, ruhig und fest auf Tuba gerichtet. Keiner wußte recht, was er aus seinen Worten machen sollte, nur einer wußte es, und den überkam es plötzlich gerade wie damals, als er auf dem Holzstoß lag und der alte Jupiterpriester ihn einen Helden nannte! Und mit einem Male war es aus mit seinem inneren Kampfe; denn so wie Sempronius, so hatte ja sein Gewissen damals zu ihm gerufen, so flüsterte es ihm seither bis in seine tiefsten Träume hinein zu, so schrie es jetzt aus Sempronius' Munde, aber wie bitter, wie schonungslos! Und plötzlich sah man, wie Tuba, der Konsul, aschfahl wurde und wie er beide Arme wie hilflos suchend ausbreitete, und dann rief er:

„Nein, nein! Es ist alles Lug und Trug! Reißt mir den Lorbeer vom Kopfe; ich habe ihn niemals verdient! Macht mit mir, was ihr wollt; weiter kann ich nicht! Nicht ich war ein Held, sondern dieser da, Sempronius! Und ihr alle, die ihr mich umringt, ihr flohet ja damals vor dem Feinde, wie ich selber! Und der euch und mich Glende, Mennumen und Feiglinge schalt, — er war es, Sempronius! Und er hatte recht! Wird er verbannt, so verdiene auch ich, und noch viel mehr als er, die Verbannung! Und auch ihr. . .“

Weiter kam der arme Tuba aber nicht. Ein Geheul aus tausend Kehlen überdönte seine Stimme. Er wurde vom Pferde gerissen, mit Fäusten geschlagen, mit Füßen getreten, und unter einem Hagel von Steinen, von Zwiebeln, von faulen Äpfeln und Gemüjestoppeln wurde er mitsamt Sempronius vom Forum weggejagt.

\*

Als am andern Tage bei Morgengrauen der arme Sempronius, auf Tubas Arm gestützt, mit dem Korbflechter den Weg der Verbannung einschlug, sagte der Feldherr, dem vormaligen Helden lächelnd auf die Schulter klopfend:

„Siehst du, Tuba, mein Freund! Ein Held warst du damals sicherlich nicht, aber ein Held bist du geworden, gestern, als du, der Stimme deines Gewissens folgend, allein gegen ein ganzes Volk und gegen dich selbst die Wahrheit bekanntest!“

Und so zogen die beiden in die Verbannung.

### Vom amerikanisch-spanischen Kriegsschauplatz.

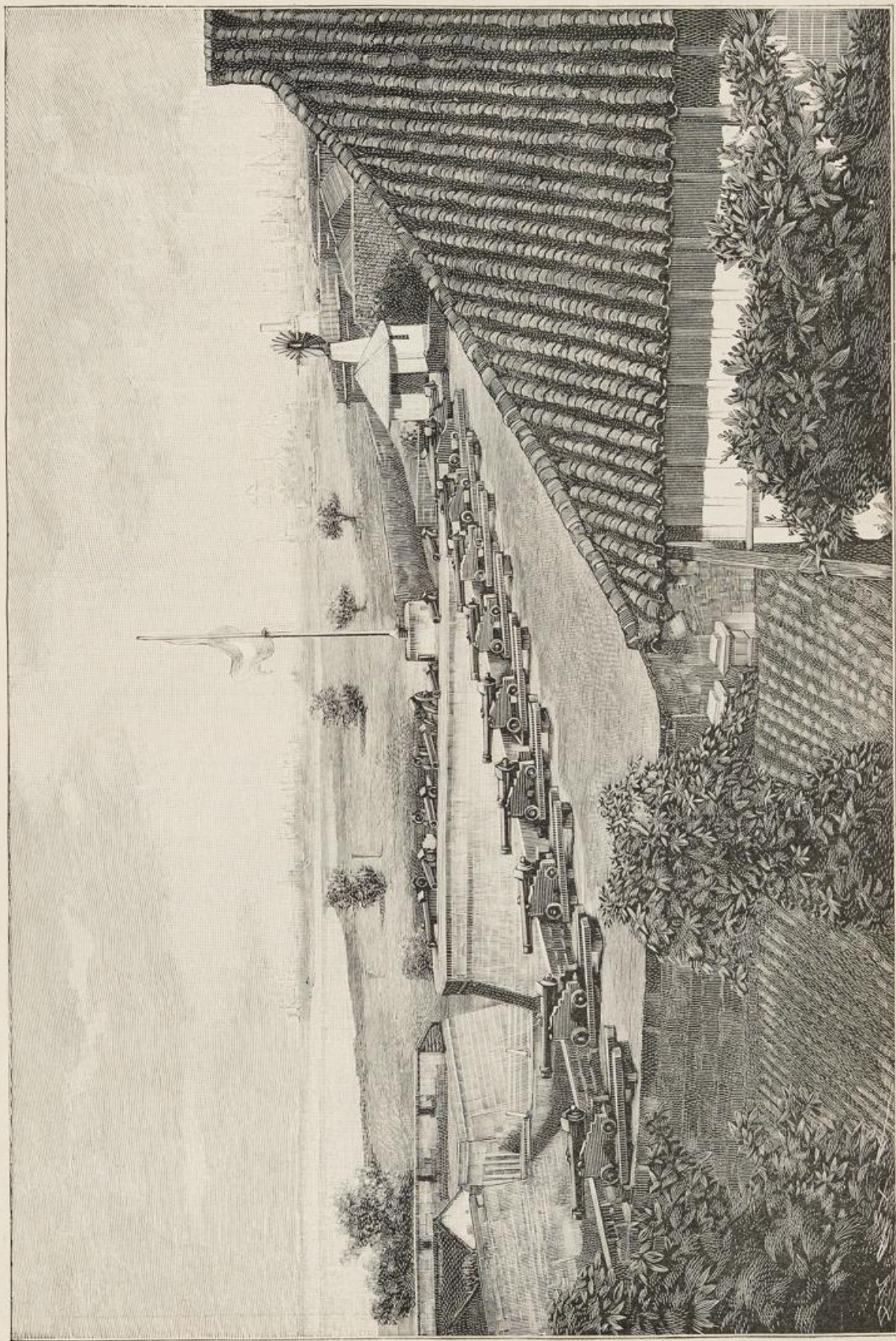
(Siehe den Plan Seite 288 und 289, sowie die Abbildungen und die Porträts Seite 293—299.)

Man anderer Stelle und in anderer Weise, als man hätte erwarten sollen, ist das erste Kriegereignis in dem zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien ausgebrochenen Streit erfolgt. Viel auch der erste Schuß — nachdem der Kriegszustand thatsächlich für vorhanden erachtet worden war, wenn auch von der formellen Kriegserklärung von der einen wie der andern Seite abgesehen war — am 22. April in amerikanischen Gewässern, so kam es doch in einem andern Welttheile zu der ersten eigentlichen kriegerischen Aktion, bei der Stadt Manila auf der zu der Philippinengruppe gehörigen Insel Luzon im Großen oder Stillen Ozean.

Dieser erste Schlag war für Spanien verhängnisvoll. Ein in der Bucht von Manila stationiertes spanisches Geschwader wurde dabelst am 1. Mai von einer von Hongkong aus herbeigekommenen und in das Hafenbecken eingebundenen Abteilung der amerikanischen Flotte angegriffen und in einer völliger Vernichtung gleichkommenden Weise geschlagen.

Die für Spanien aller Wahrscheinlichkeit nach nunmehr für immer verlorene, zwischen den Sphären japanischen und britischen Einflusses gelegene Gruppe der Philippineninseln bildete bisher nach den Antillen (Cuba und Puerto Rico) den wichtigsten Teil des spanischen Kolonialbesitzes. Dem Mutterlande, an das sie alsbald nach ihrer Entdeckung durch Magalhaens im Jahre 1521 geriet (ihre Benennung erhielt sie 1543 nach dem damaligen Kronprinzen, dem nachmaligen König Philipp II.), bereitete die Inselgruppe erhebliche Schwierigkeiten im vorigen Jahre durch den Aufstand der Eingeborenen gegen die grausame und zum Teil auch ungerechte, weil in willkürlicher Weise von den Spaniern ausgeübte Herrschaft. Damals begann man sich im Auslande eingehender mit den Philippinen zu beschäftigen. Dieselben bilden nicht etwa, wie man es sich teilweise irrthümlich vorstellt, eine Gruppe von nur einigen größeren Inseln, sondern umfassen ein vollständiges Inselreich, zu dem an zweitausend einzelne Gilande, zum Teil freilich minimalen Umfangs, zählen. Der Flächeninhalt der ganzen Gruppe beträgt 296 182 Quadratkilometer, die Bevölkerungszahl rund sechs Millionen. Durch Formosa hängt das Inselreich der Philippinen nördlich mit Japan, durch Borneo südlich mit dem britischen Kolonialbesitz zu-





Vom amerikanischen-panischen Kriegshauptplatz: Befestigungswerke von Ciudad (Manila).







Nordküste auf einer kleinen Insel, die mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden ist, am Eingange einer weitgestreckten schmalen Bucht mit sicherem Hafen. Ihre Einwohnerzahl beträgt 26 400. Die Stadt war von einer bastionierten Enceinte umgeben, an deren Nordspitze das von den Amerikanern zusammengeschossene Castillo del Morro liegt. San Juan gegenüber deckt das zwischen der Insel und dem Festlande liegende, mitten im Wasser erbaute Fort Camuela den Hafeneingang. Die Befestigungen von San Juan stammen noch aus alter Zeit und scheinen nicht mit neuen Geschützen versehen gewesen zu sein. Die Stadt war für die Spanier strategisch insofern wichtig, als sie einer der natürlichen Stützpunkte für die spanischen Antillen und außerdem ein großes Kohlendepot war. Der Verlust des letzteren dürfte von den Spaniern besonders beklagt werden. Gegen Ende Mai befand sich der spanische Admiral Cervera mit einem aus 4 Panzerschiffen, 1 Torpedojäger und 2 Hilfskreuzern bestehenden Geschwader in der Bucht von Santiago de Cuba.



Marimo Gomez.

Führer der aufständischen Cubaner.

## Am Ende des Spieljahrs.

Berliner Theaterbrief.

Der Lenz lacht im Lande, die märkischen Waldseen spiegeln den unbewölkten Zeus wider, und die bunten Zettel der Berliner Anschlagtafeln, die zu paradiesischen Kunst- und andern Gemüthen laden, verjagen gegenüber der sieghaften Frühlingsfarbenpracht. Nun wird es still auch in den Theatern, die zur Winterszeit nicht mit Vorliebe von menschenscheuen Einsiedlern aufgesucht werden, wo nicht jahraus jahrein in leeren Logenhöhlen das Grauen wohnt. Aus den Kanzleien flattern bereits die Waschzettel, die den Tag des Beginns der neuen Spielzeit festsetzen, und neben den Mimen und Miminnen, die den ganzen Winter über nichts thun, als sich auf die Sommerferien vorzubereiten, kombinieren jetzt auch die Stars ihre Rundreisebilletts. Die Saison ist tot, es lebe die kommende!

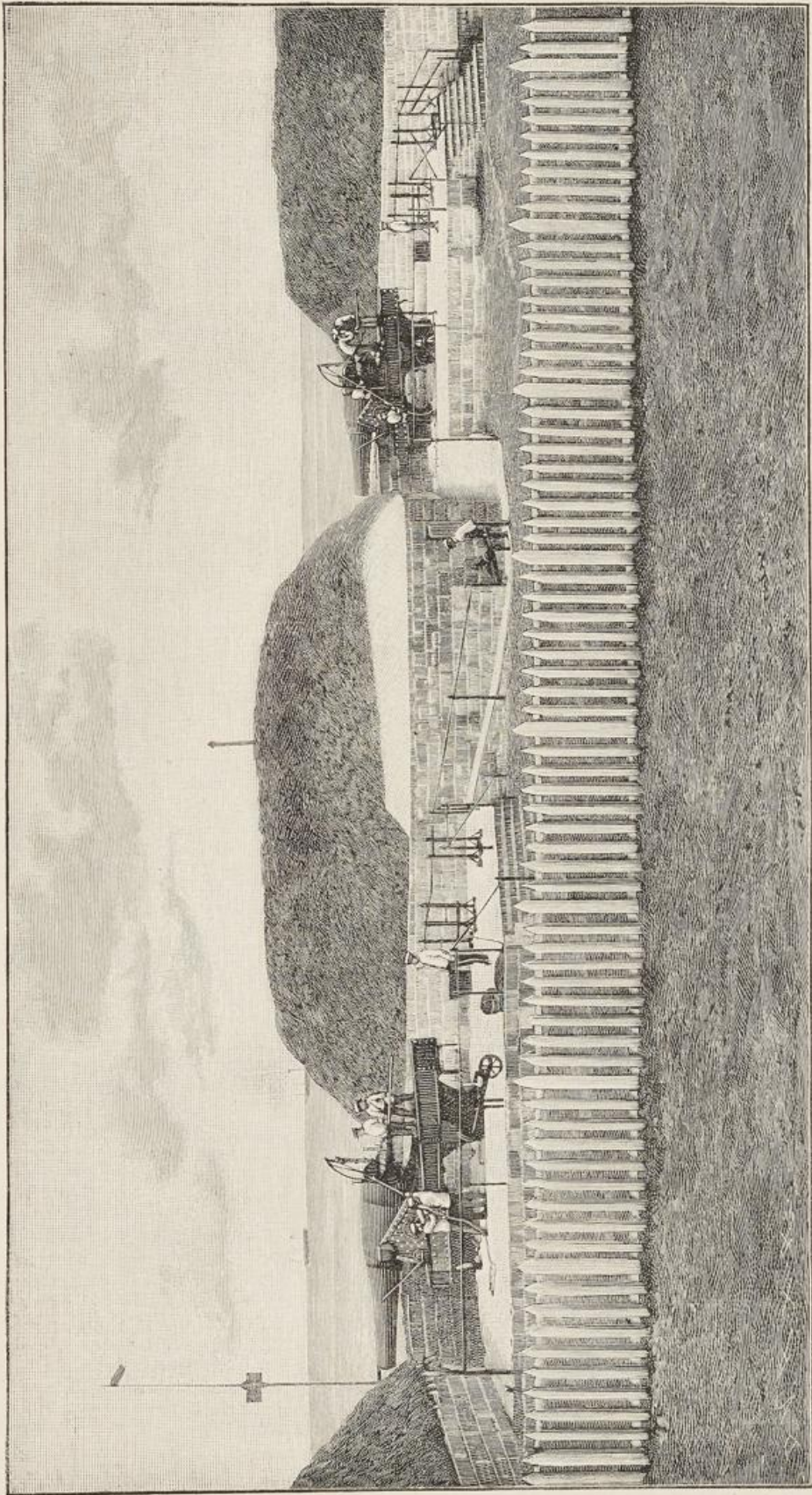
Auf den ersten Blick freilich möchte es scheinen, daß die Theater noch in voller Arbeit sind. Einige von ihnen, so das königliche Schauspielhaus, bringen jetzt sogar binnen weniger Wochen mehr Neuheiten heraus als vorher in Monaten. Aber ihre Leiter folgen dabei nicht eigenem Drange, sondern den starren Bestimmungen irgend eines unbequemen Vertrages. Wer junge Bühnenautoren kennt, weiß, daß diese hoffnungsfreudigen Herren immer mit einer Festigkeit auf ihrem Scheine bestehen, die von hervorragenden Charaktereigenschaften, jedoch auch von geringer Weisheit zeugt. Es ist ein altes Naturgesetz, daß die dramatische Saat um so erbarmungsloser verregnet, je mehr sich das Bedürfnis nach Raibowlen geltend macht. Auch die Herren Carlot Gottfried Neuling und Otto von der Ffordten sind diesem trüben Schicksal nicht entgangen. Sie haben beide schon die Feuerprobe bestanden, Herr Neuling sogar mit entschiedenem Glück, und die Niederlage, die die jüngsten Kinder ihrer Laune im heurigen Frühling erlitten

haben, wird ihnen einigermaßen unerwartet gekommen sein. Neuling debütierte vor einigen Jahren mit dem satirischen Schwank „Der Mann im Schatten“, einer Arbeit, der bei all ihren technischen Schwächen ein aristophanischer Zug ungewöhnliche Schwungkraft lieh und die für alle Freunde der deutschen Komödie eine große Hoffnung bedeutete. Leider Gottes ist der junge Dichter inzwischen bescheidener geworden. Ob er nun erkannt hat, daß die Theaterkassierer den Kurs der sozialen Satire mit Recht sehr niedrig einschätzen, oder ob er auch an seinem eignen künstlerischen Vermögen zweifelte — genug, die Posse „Anno dazumal“, die er im Schauspielhaus aufzuführen ließ, bereitete den paar Interessenten eine ausgiebige Enttäuschung. Es ist da mit ungemein großem Behagen und in epischer Breite die Stolzische Anekdote von dem Herrn Papa dramatisiert, der des eignen Sohnes Liebste ehelustig umstreicht und in seiner doppelten Eigenschaft als Kommandant der Bürgerwehr und als Nebenbuhler eine Insubordination des jungen Gauchs benutzt, um ihn in den Turm werfen zu lassen. Ein paar

Monate lang will er den Knaben darin festhalten und ihm während der Zeit die Grette abspenstig machen. Der schlaue Papa hat aber vergessen, daß jene Insubordination nicht mit bloßer Gast, sondern mit dem Tode bedroht ist, und daß ferner ein rechtskräftig Verurteilter nur dann begnadigt werden kann, wenn er die Gnade annimmt. Darauf versteift sich Fritz und überlistet seinen Erzeuger. Sieht man ihm nicht die Grette — so erklärt er rund heraus —, dann will er hingerichtet werden. Dem geängstigten Vater bleibt nichts übrig, als zu kapitulieren. Neuling verwendet einen ganzen Akt an nicht durchweg appetitliche Liebeszenen. Der zweite verulkt nach berühmtem Wigblattnuster die Soldatenpielerei der guten alten Zeit, und der dritte mit seiner unmöglichen Gerichtsscene artet in eine etwas alberne Affenkomödie aus. Der Verfasser wollte offenbar den Schönthaniden ins Handwerk pfeuschen und zeigen, daß er ebensoviel kann wie sie; es ist ihm aber vorbeigezuckt. Entweder hat er noch zu viel Kunststimm in sich, was bei der Mache stört, oder er hat die Schwierigkeit der Possendestillation auf falkem Wege unterschätzt. Wie sein Stück sich jetzt darstellt, ist es als Dichtung bedeutungslos und als bloße Theaterposse zu ungeschickt gearbeitet.

Auch dem „Mohammed“ des Herrn von der Ffordten lächelte kein günstiger Stern. Der junge Mann, der mit einem merkwürdigen Napoleonsstück „1812“ ein ziemlich großes Publikum gefunden hatte, war beim flüchtigen Durchblättern von Schloßers Weltgeschichte auf die abwechslungsreichen Schicksale des Islambegründers gestossen. Sie interessierten ihn, und er zerlegte sie säuberlich in die Anzahl Akte, die Aristoteles für würdigenwert hält, dichtete auch aus Eignem die unentbehrliche Liebesgeschichte hinzu. Von Mohammeds Wesen und Art wußte Herr von der Ffordten nichts, und es war deshalb ungerecht, daß man Aufklärungen darüber von ihm erwartete, daß man verlangte, er solle mit poetischer Intuition das wirr verzackte Seelenleben dieses unermesslichen Betrügers und Genies





Sort am Hafen von Manila. (Zum Urtitel auf Seite 294.)



zugleich erschließen. Ihn hatte nur das Stoffliche, das Neuere der Vorgänge gelockt; er servierte die Handlung, sein sorgsam wie eine Bratwurst in fünf Teile abgeschmürt, und goß eine leider völlig mißratene Versauce darüber. Als das Publikum zu zischen anhub und ärgerlich in die Scene hineinlachte, schüttelte der Autor höchst verwundert den Kopf, hielt es nicht für möglich und kam nach jedem Mitschlusse wie gerufen.

Wenn die offiziellen Theater ihre Musiknovitäten zu geben beginnen, blüht der Weizen der sogenannten Freien Bühnen. Vor einem aus den paar Mitgliedern und deren weiblichem Anhang, den eventuellen Onkeln und Tanten des Verfassers und den fluchenden Mitternachtscritikern bestehenden Publikum gehen die Matineen vor sich, die jedesmal der Welt ein neues Kunstwerk bescheren sollen, in Wahrheit jedoch nur den satirischen Zweck haben, arglose Menschen um ihr Nachmittagschlächchen zu bringen. Eine Ausnahme von der Regel machte heuer Macchiavelli's „Mandragola“, dies unglaublich freche und für unsre bescheidenen Ansprüche übertrieben geistvolle document humain aus der Renaissance. Aber Macchiavelli ist schon lange tot und überdies dank seinem Principe so weltberühmt, daß man mit einer Ausgrabung, die ihn betrifft, weder seinen noch den eignen Ruhm erhöhen kann. In der „Mandragola“ dreht sich's um einen Zaubertrank, der nach der Behauptung des Besitzers wirksamer ist als alle Schentischen Methoden. Der übliche Ehemann, der sich schon lange einen Stammhalter wünscht, fragt den üblichen liebenden Jüngling, unter welchen Bedingungen der Trank helfe, und erhält die Antwort, daß der erste Mann, den die Frau nach Genuß der geheimnisvollen Tropfen begnabe, sterben müsse; erit der zweite werde sich seiner Wirkung erfreuen. Wer seinen Voccas kennt, weiß, daß nun der sehnsüchtige Liebhaber in passender Vermummung ins Haus schleicht, vom Ehemann zum Todesopfer erkoren und glücklich wird. Macchiavelli würzt den wenig schamhaften Spas noch dadurch, daß er die tugendsame junge Frau erst den dringenden Bitten und sophistischen Vorstellungen ihrer Mutter und ihres Beichtvaters weichen läßt. Der seine Kopf Nicolo hat hier sehr starken Tabak geboten und ist mitunter selbst für den modernen Geschmack, dem man gewiß keine übertriebene Feindliebe vorwerfen darf, unerträglich. Indes spiegelt sich in der Arbeit ein wichtiges Stück Kulturgeschichte, und die „Mandragola“ nicht kennen heißt das Cinquecento nicht kennen. Nebenbei verpufft in der Komödie ein wahrhaft blendendes Feuerwerk von Wit und Geist, so daß es wirklich ein Vergnügen ist, an ihr Historia zu studieren.

Außer dieser eigenartigen, in kunstvollen Facetten geschliffenen Gabe brachte das Dramaturgische Institut den ersten Versuch eines Herrn Michalski heraus. Es ist erfreulich, daß es in unsrer nervösen und eiteln Zeit, wo jeder sich selbst seine Bibliothek schreibt, noch Leute giebt, die die Schöpfungen anderer lesen. Herr Michalski zählt zu dieser begrußenswerten Gruppe und hat nur die eine kleine Untugend, daß er aus seinen Lesefrüchten vieraktige Schauspiele zusammenstellt. Diesmal heißt die leider nicht gedrängte Uebersicht seines kunstkritischen, nationalökonomischen, politischen und philosophischen Wissens „Das Eigene“. Der Titel ist ein gelungener Wit des Autors, der zu dem Drama außer einer unsinnigen und unverständlichen Fabel nichts Eigenes gegeben hat.

Von anderer Art ist Johannes Schlags „Gertrud“, mit deren Aufführung sich die Dramatische Gesellschaft dem schwergeprüften Dichter gegenüber ein Verdienst erworben hat. Hier scheint die letzte Konsequenz des konsequenten Naturalismus gezogen: kein Fünkchen äußerer Handlung lobert mehr durch das Scenengebäude, alles ist innerlich, bloßes Nervenerebnis, bloße Stimmungsmalerei. Drei Akte hindurch kämpft die Heldin mit dem Entschlusse, sich

aus dem grauen Philisterium zu befreien, das sie umspinnt, sich dem Einzigen zu Füßen zu werfen, dem Unabhängigen, Freien, Wilden aus den Wäldern Americas — aber sie wagt den Schritt nicht. Der Gewaltige reißt ab, und Gertrud ist wieder allein — allein mit ihrem starrfrohen Manne. In die tiefsten Schächte, die dunkelsten Gänge einer müden und kranken Seele läßt Schlaf das Licht seiner Laterne fallen, und die Ausbeute, die er zu Tage fördert, ist groß. Wenn sie trotzdem nicht befriedigt, so ist im vorliegenden, besondern Falle nicht allein die an sich theaterwidrige Kunststrichtung schuld, die es nun einmal ihrer Ueberfeinheit wegen zwischen den grell bunt bemalten Pappdeckeln der Bühne zu keinem vollen Erfolge bringen kann. Es kommt vielmehr hinzu, daß Schlags Amerikaner etwas Ausgeklügeltes an sich hat, eine unlebendige Phantasiegestalt scheint. Statt des drohend angeklügelten Thatenmenschen sehen wir einen Schönredner wie andre mehr und begreifen Gertruds Erregung und Begeisterung nicht.

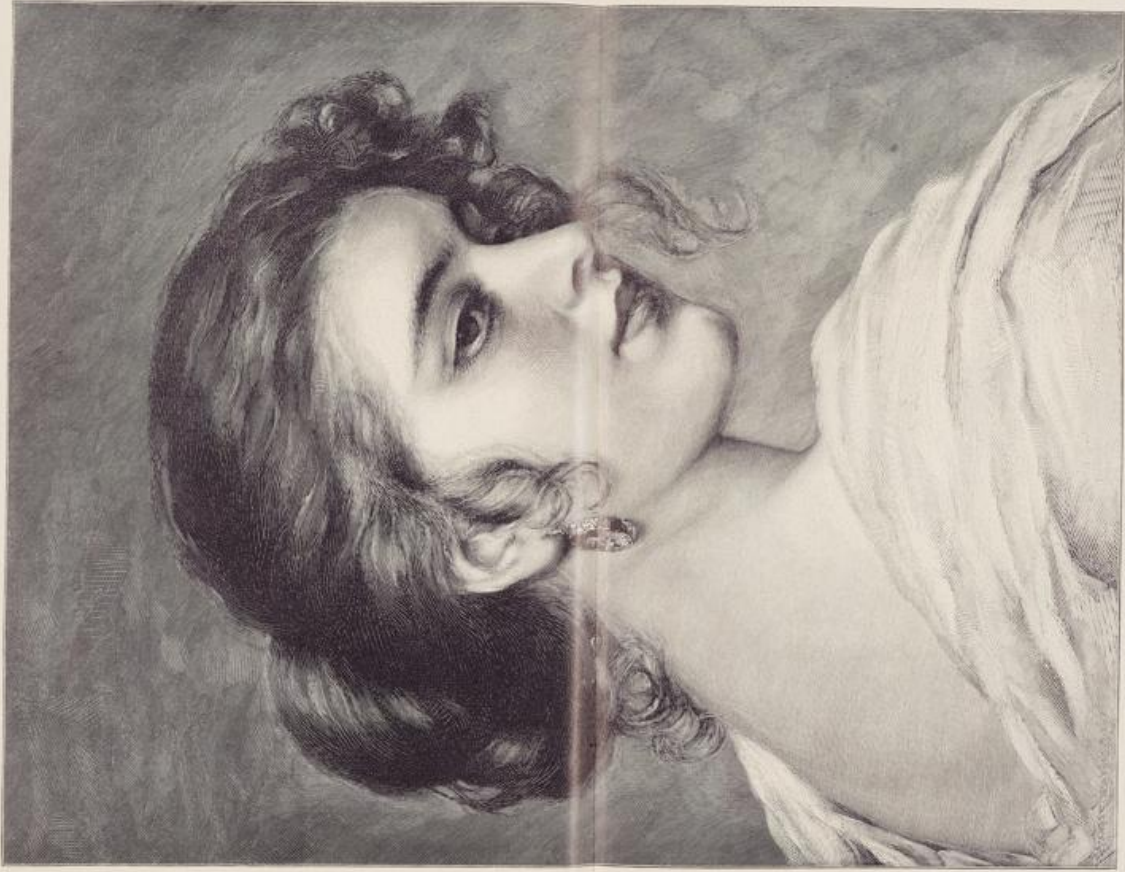
Dem regen Wettbewerb ihrer jüngeren Nebenbuhlerinnen gegenüber fühlte sich die älteste „Freie Bühne“ oder doch ihr neuer Vorsitzender, Herr Fuld, verpflichtet, nach langer Pause auch wieder ein Lebenszeichen zu geben. Sie trat mit zwei Werken einigermaßen unbekannter Autoren hervor, die weniger durch ihre literarischen Eigenschaften als dadurch Interesse erwecken, daß sich in ihnen die geistigen Physiognomien der beiden deutschen Hauptstädte, Berlin und Wien, mit feltener Klarheit spiegeln. Das Drama „Tote Zeit“ eines sicheren Ernst Harbt wurde von vorherin der Nachsicht des geehrten Publikums dringend empfohlen, indem man ausgiebig auf die hoffnungsgrüne Jugend des — noch nicht einmal großjährigen — Verfassers hinwies. Es ist erstaunlich, was die ganz jungen Leute, die bestenfalls eben von den Händen der Prima gekommen sein können, meistens ihren wissenschaftlichen Ehrgeiz aber schon in der unteren Sekunda für immer gebändigt haben — was die modernen Jünglinge heutzutage alles erleben. „Tote Zeit“ find die den Mitterwochen folgenden Jahre eines Ehepaares, das sich jeelich nicht zu finden verstand. Eine Freundin des Mannes, ein Freund der Frau thun, was sie können, den Dornbusch in einen Feigenbaum zu verwandeln und die dumpfige Langeweile der beiden so gründlich zu unterbrechen, daß der Mann am Ende in den zu diesem Zwecke komfortabel vorbereiteten Theatersee geht, während die Frau an seiner Leiche zusammenbricht. Mit zwanzig Jahren liest man viel, Jugend neigt immer zur Nachahmung und die Berliner Dichtergeneration ganz besonders. Herr Harbt aber macht von diesem stillschweigend anerkannten Vorrechte einen allzu ausschweifenden Gebrauch, und seine Ibsen-Imitation entartet im Laufe des Stückes immer mehr zur Ibsen-Parodie. Auch die Sprache des Norwegers wird nachgeahmt, und eine Flut geheimnisvoll-dummer Sentenzen muß den kraftvollen Wellengang wirklicher Entwicklung der Charaktere ersetzen. Mit dieser aufgedonnerten, neuberlinischen Scherenarbeit verglichen wirkt die „Madonna Dianora“ des Wieners v. Hoffmannsthal fast wie eine echte Dichtung. Schwüle Sommernacht atmet um die kurze, bei allem Verspomp knapp geschürzte Scene, südländische und doch verhaltene Sinnlichkeit, verschleierte Feuer, wie man es bei den jungen Wiener Poeten durchweg findet, und dabei eine tigerhafte, wilde Grazie. Die Heldin erwartet in zitternder Sehnsucht ihren Liebsten, der Mann überrascht sie dabei, erwürgt sie und legt sich dann mit dem scharfen Messer auf die Lauer, um auch ihren Mitschuldigen abzufangen. So die einfache Handlung, die aber etwas ungemein Aufregendes an sich hat und am Schluß von packender Furchtbarkeit ist. Der Dichter macht auf größere Arbeiten aus seiner Feder gespannt.

Während so die ernste Muse trotz der vorgerückten Jahreszeit noch immer hingebende Jünger in Deutschland



um-  
Un-  
eilas  
reist  
hrem  
elsten  
das  
r zu  
digt,  
die  
nun  
bunt  
folge  
blafs  
ndige  
igten  
mehr  
nicht.  
nnen  
doch  
anger  
trat  
vor,  
s da-  
stigen  
berlin  
rama  
worn-  
em-  
grüne  
Ver-  
ungen  
a ge-  
lichen  
immer  
hent-  
oochen  
ht zu  
reund  
einen  
eweile  
Wann  
iteten  
e zu-  
utgend  
ichter-  
diesem  
deisen-  
Laufe  
prache  
nnis-  
ngang  
dieser  
ylischen  
manns-  
rnacht  
hürzte  
, ver-  
Wiener  
wilde  
ihren  
e und  
r, um  
infache  
in sich  
Der  
pannt.  
rückten  
schland

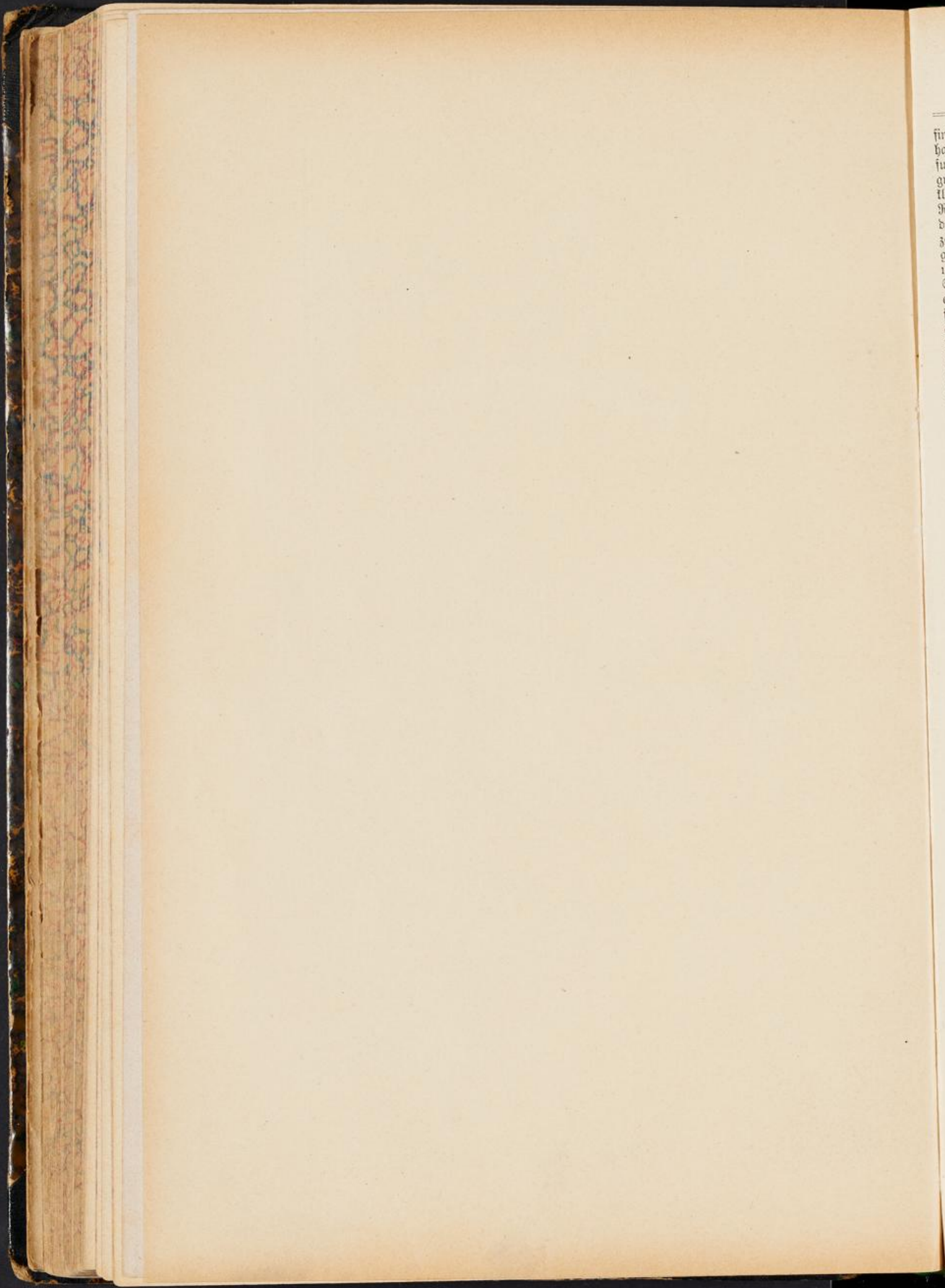




Celia. The Son of Man by G. S. Galt.

Copyright 1904 by J. B. Lippincott & Co., Philadelphia, Pa.





fini  
hat  
fut  
gr  
lli  
de  
je  
gl  
u  
e  
e  
fi  
a  
d  
C  
s  
r



findet, waren unsere Bühnen, die es mit der lustigen Poesie halten, in der letzten Zeit fast durchweg auf Pariser Einfuhr angewiesen. Indes brachte die Boulevardkunst es am graugrünen Strand der Spree nicht wieder zu einem so klingenden Erfolg, wie dem „Truc du Séraphin“ im Residenztheater beschieden war. Weder Hennequins „Freunden der Häuslichkeit“, worin einem alternden Junggefallen überzeugend dargehan wird, daß es nicht gut ist, sein Familienglück von der Ehe zweier anderer zu erwarten, noch Rolle und Gascognes „Fall Corignan“ vermochten sich auf dem Spielplan zu halten. Der „Fall Corignan“ ist natürlich ein Ehebruchsfall, aber in seiner Satire auf den Nichterstand so unergiebig breit und gleichzeitig so aufbringlich an Bijons witzsprühende „Familie Pont-Biquet“ erinnernd, daß einem mit jedem Akt dieser verunglückten Pöffe der Ernst des Lebens deutlicher zum Bewußtsein kam. Amüsanter war des tolleren Léon Gandillot „Villa Gabelle“, die dem Neuen Theater einen Erfolg brachte, trotzdem sein Löwe, der Komiker Alexander, schmollend die Hauptrolle abgelehnt hatte. Es handelt sich da um einen Gatten, der seine brave Frau beinahe hintergangen hätte und nun Francillons Rache fürchtet. Ertaunlich ist die reiche Akrobatphantasie des Franzosen, der das mehr als schlechte Motiv zu einem schier unerhörlichen Quell übermütig lustiger Situationen macht und den Bleckkreisel zu immer mächtigeren Sprüngen anpeitscht, ihn bald die Wände hinauf, bald gar an der Decke tanzen läßt. Herr Joseph Farno, der bekannte Schauspieler und Mitverfasser mehrerer Lautenburpposien, der nun auch einmal allein die Ehren des Abends ernten wollte, hätte gut gethan, diese Pariser Klein- und Feinkunst gründlicher zu studieren, als sich in seinen „Momentaufnahmen“ verrät. Es sollen darin mit französischem Witz und Berliner Realistentchnik die Erlebnisse eines jungen, erfolggekrönten Bühnenschriftstellers geschildert werden, den besonders die heiratstüchtige Weiblichkeit zu ergattern sucht. Allein die „Momentaufnahmen“ entbehren bei aller karikierenden Schärfe der künstlerischen Ausführung, und man findet den Zusammenhang zwischen den rasch vorbeihuschenden Bildern nur schwer oder gar nicht heraus. Das ganze Stück bleibt im Stützenhaften stecken.

Zur Signatur des Berliner Theaterkommissars gehören von jeher die Gassspiele und Virtuosenarbeiten, und danach zu schließen müssen wir uns schon sehr lange des Sommers erfreuen. Herr Engels, der prächtige Komiker, den leider keine von den großen hauptstädtischen Bühnen ihrem Ensemble einzuverleihen klug genug war, gastierte im Goethe-Theater mit dem langatmigen Schauspiel „Onkel Bönkost“ eines Herrn Sabinus, der im bürgerlichen Leben Reide heißt und Konsistorialrat ist. Dieser Onkel Bönkost, der in einem verlotterten Hause Ordnung schafft, den sittlichen und materiellen Untergang von den Bewohnern abwehrt und dafür schließlich den Lohn der Welt erntet, sollte Herrn Engels als Unterlage zu einem zweiten Kollegen Crampton dienen; es wurde aber ein verpfuschter und verzerter Onkel Bräsig daraus. Der Künstler konnte das mißratene Kind konsistorialrätlicher Laune beim besten Willen nicht retten. Während er es nicht verschmähte, seine gediegene komische Kraft an verstaubte Kammerrollen, wie den Verchenschwamm in den Mottenburgern, zu verschwenden, wagte sein Kollege Thomas den Sprung von den Brettern, die die Theaterwerkstatt und eine Wadenausstellung bedeuten, auf die der königlichen Bühne. Er gefiel der Leitung dieses Kunsttempels ungemein, und sie engagierte ihn auf mehrere Jahre. Gottlob, der Geschmack ist verschieden. — Neben den Komikern verdient die Heroine Erwähnung und Würdigung, wenn das lachlustige Berlinerthum ihr auch in minder hellen Häusen zugeströmt ist und sie unverkennbar kühler behandelt. Adele Sandrock, die sich an der Wiener Hofburg nicht mehr so wohl wie ehe-

Heber Land und Meer. III. Olt.-Bette. XIV. 12.

dem fühlte, spielte uns eine Maria Stuart vornehmsten Ranges und zeigte, wie man Friedrich Schiller und zugleich den an den modernen Menschenbildergerichtetsten Forderungen voll genügen kann. Wer die Künstlerin seit ihrem ersten, glücklichen Auftreten in Berlin aus den Augen verloren und ihre Wiener Wander- und Meisterjahre nicht freudwillig verfolgt hat, der durfte mit Recht erkaunt sein über die frühe und goldene Reise ihres Talentes, die von der Burgtheaterdeklamation nur wenig angefränkt ist. Berlins Schauspielerinnen könnten in der Mehrzahl von ihr lernen, aber sie haben jetzt mit der Auswahl des Schuhzeuges für die Badereise zu thun.

Von wenigen, nicht eben taghellen Lichtpunkten abgesehen, die dazu noch fast ausnahmslos auf dem Gebiete der Darstellung schimmern, geht das Spieljahr in Dämmerung zu Ende, wie es in Dämmerung begann. Die Dramatiker, auf denen die Hoffnung des modernen deutschen Theaters ruht, haben bis auf Sudermann geschwiegen; hochgepaunte Erwartungen, die unbändige und unvornehme Reklame hinsichtlich der Leistungen jüngerer Schriftsteller erweckt hatte, sind grausam enttäuscht worden. Frau Kosmer-Bernsteins stilllose und erkünstelte Märchendichtung „Königsfinder“, Hirschfelds völliger Zusammenbruch mit seiner „Agnes Jordan“, Max Halbes vergebliches Ringen, in der „Mutter Erde“ den sieghaften Ton der „Jugend“ wiederzufinden — alle diese halben und ganzen Niederlagen geben zusammengestellt eine trostlose kritische Bilanz. Dürfte man den Posamentenstößen trauern, die jetzt wieder in gemessenen Zwischenräumen zukunftsroh durch die Zeitungsspalten dröhnen, dann weht das kommende Jahr allerdings die Scharte, die sein Vorgänger der deutschen Bühnenkunst beigebracht hat, zur Genüge wieder aus. Sudermann wird mit zwei Dramen, darunter eine Märchendichtung, auf dem Plan erscheinen — überhaupt werden Märchendichtungen die schwere Menge angefüllt. Von Hauptmann melden uns gewissenhafte Reporter, daß er sieben die vierte Scene des dritten Aufzugs seines neuen Schauspielers beendet habe; der Tag, an dem er sie ins Reine zu schreiben gedenkt, wird wahrscheinlich durch ein Kabeltelegramm aller Welt kundgemacht werden. Auch Wildenbruch hat seiner Stammübne eine Historie zugesagt. Die Saat schießt also recht wacker in die Halme, und die Herren Direktoren, deren Zahl sich abermals um zwei oder drei vermehrt, versprechen in ihrer Gottähnlichkeit jetzt schon den Kunstfreunden brechend volle Scheuern. Möge es ihnen nicht ebenso gehen wie dem wackeren Schulzen von Tripstrill, der gelegentlich gleich ihnen dem lieben Gott ins Handwerk prüfchte und an seiner Stelle das Wetter machte. Regen und Sonnenschein verteilte er gut; als jedoch der Herbst kam, da waren alle Aehren taub, denn der Schulze hatte den Wind vergessen. Und über die herrschende Windrichtung, den Geschmack von 1898/99, sind sich die Theatergelehrten noch keineswegs einig.

Richard Nordhagen.

### Edward Bellamy †.

Vor etwas mehr als zehn Jahren erschien in Boston ein Buch mäßigen Umfangs, dem ein ungewöhnlich großer Erfolg beschieden sein sollte. Das Buch nannte sich „Ein Rückblick aus dem Jahr 2000“ („Looking backward 2000“) und wies als Namen des Verfassers den Edward Bellamy auf. Kein Neuling in der Litteratur, aber einem verhältnismäßig nur eng begrenzten Kreise bekannt, wurde der damals etwa achtunddreißig Jahre zählende Bellamy über Nacht eine Tagesgröße ersten Ranges. Sein Buch erlebte Auflage auf Auflage, es wurde in fast alle Sprachen überetzt und erregte allenthalben die Gemüter auf das lebhafteste. Der glückliche Autor ruhte längere Zeit, bis er vor etwa Jahres-



frist seinem „Rückblick“ eine Fortsetzung gab, den Roman „Gleichheit“ (Equality, in deutscher Uebersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen). Den damit errungenen neuen Erfolg sollte er nur kurze Zeit überleben; am 23. Mai übermittelte uns das transatlantische Kabel die Nachricht von seinem tags zuvor nach längerem Leiden in New York erfolgten Tode.

Mit Edward Bellamy ist jedenfalls eine schriftstellerische Begabung von seltener Befähigung und fesselnder Eigenart dahingegangen. Die beiden Hauptwerke seines Lebens, der „Rückblick“ und dessen Ergänzung „Gleichheit“, sind der Form nach dem litterarischen Genre der „Utopien“ zuzuzählen, das heißt jenen Schilderungen idealer Staatsverhältnisse, die von Thomas Morus' „Utopia“ ihren Namen erhalten haben, eigentlich aber auf Platons „Republik“ zurückgehen und nach Morus in Bacon's „Neuer Atlantis“ und Campanellas „Sonnenstaat“ ihren Typus gefunden haben. Ihrem Wesen nach sind beide Werke als sozialpolitische Tendenzschriften aufgefaßt worden, und nicht mit Unrecht. Haben doch in dem Heimatlande des Verfassers die von ihm in seinem „Rückblick“ entwickelten staatswirtschaftlichen Anschauungen in den Kolonisationsversuchen des weitverzweigten Bundes der „Nationalisten“ eine praktische Anwendung gefunden, und wenn diese, wie das in der Natur aller derartigen Experimente liegt, auch nicht sonderlich erfolgreich verlaufen ist, hat sie doch zu Erscheinungen interessanter Art geführt und jedenfalls dargethan, daß die Ideen Bellamys nicht ganz und gar „utopistisch“ sind.

Als der Urheber des „Rückblicks“ die erste Anregung zu diesem Werke schöpfe, mochte ihn wohl der Reiz des Paradoxen locken; er hatte es stets geliebt, abseits vom Wege liegende Probleme zu behandeln, wie er das hervorragend unter andern in der auch in das Deutsche übersehten, etwas frauen, halb spiritistisch und halb antispiritistisch angehauchten Erzählung „Miss Sundrytons Schwester“ gethan. Bei der näheren Ausgestaltung seiner Idee ist er sich aber jedenfalls der dem Werke zu verleihenden sozialpolitischen Tragweite bewußt geworden. Wie bekannt, schildert uns Bellamy in seinem „Rückblick“, seiner Zeit vorgreifend, die Verstaatlichung der gesamten Gütererzeugung auf einem weiten Landgebiete, dem der Vereinigten Staaten, im Jahre 2000 unsrer Zeitrechnung. Sein Grundgedanke dabei ist, daß jeder Angehörige des von ihm gedachten idealen Staatswesens zur Ableistung einer Arbeitspflicht verbunden ist, die etwa der „allgemeinen Wehrpflicht“ entspricht. Ob dieser Gedanke sich je verwirklichen läßt, mag dahingestellt bleiben. Thatsache ist, daß er von Bellamy in einer außerordentlich geistvollen Weise mit einer geradezu glänzenden Kraft der Darstellung zur Anschauung gebracht worden ist. Auch läßt sich nicht leugnen, daß sich in ihm ein gutes Teil dessen birgt, was die sozialpolitischen Strebungen unsrer Zeit Gutes an sich

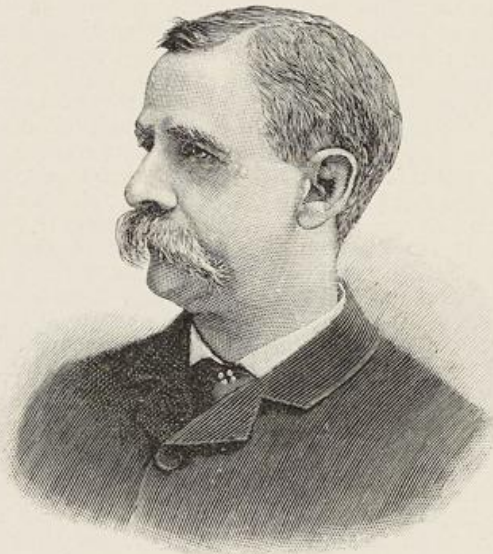
haben. Wenn die Bellamy'schen Darlegungen, die in dem erwähnten Punkt originell sind, sich sonst aber vielfach an den großen deutschen Staatssozialisten Rodbertus anlehnen, von den Sozialisten strenger Observanz und namentlich der Marx'schen Schule angefeindet worden sind, liegt das auf einem andern Gebiete, auf dem der parteipolitischen Taktik. Bellamy verleiht nämlich seinem Arbeitsstaate nicht eine demokratische Grundlage, wie sie von der Mehrzahl der heutigen Sozialisten gefordert wird, sondern eine aristokratische: in seinem Zukunftsstaate herrscht nicht das bedingungslose und allgemeine, sondern ähnlich wie in der Hierarchie der katholischen Kirche das bedingte und beschränkte Wahlrecht. Um zur Leitung der Staatsgeschäfte zu gelangen, ist die Erreichung einer verhältnismäßig sehr hoch hinaufgerückten Altersgrenze erforderlich. Ob das richtig oder unrichtig, bedingt-richtig oder halb-richtig und halb-unrichtig ist, bleibt für die

Wertschätzung der beiden Bellamy'schen sozialpolitischen Romane außer Betracht; ihr Urheber hat keine Lehrbücher schreiben, sondern, wenn auch unter Streifung ernster wissenschaftlicher Fragen, Kunstwerke schaffen wollen, und das ist ihm jedenfalls gelungen. Mag gegen die künstlerische Form derselben manches einzuwenden sein, so lebt doch in ihnen eine dichterische Phantasie und eine Erfindungskraft, die ebenso bewundernswert sind wie der in ihnen entfaltete Scharfsinn und der sie durchwehende wohlthuende Zug der Menschenliebe und des Idealismus. Hierdurch unterscheiden sich die Schöpfungen Bellamys von fast allen Werken ähnlicher Art.

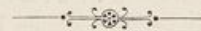
Ueber den Lebenslauf des verstorbenen amerikanischen Schriftstellers ist wenig zu sagen. Edward Bellamy wurde am 29. März 1850 in Chicoper Falls in Massachusetts geboren. Er

studierte am Union College zu New-York sowie in Deutschland Jurisprudenz und Nationalökonomie, wurde dann in New York zur Advokatenpraxis zugelassen, wandte sich aber bald der litterarischen Thätigkeit zu, und zwar zunächst der Journalistik. Von 1871—72 gehörte er zu dem Redaktionsstabe der New Yorker „Evening Post“ und schrieb dann mehrere Jahre hindurch Leitartikel und litterarische Kritiken für die „Springfield Union“. Zur Wiederherstellung seiner inzwischen stark angegriffenen Gesundheit nahm er 1876 einen längeren Aufenthalt auf den Sandwichinseln, kehrte im folgenden Jahre zur Journalistik zurück, der er jedoch kurz nachher für immer entsagte, um sich freier litterarischer Thätigkeit zu widmen. Er veröffentlichte mehrere größere und kleinere Erzählungen, ohne jedoch, wie schon angedeutet, einen größeren Leserkreis für sich zu gewinnen, bis ihm im Jahre 1888 mit seinem „Rückblick“ der große Wurf gelang.

2. 5.



Edward Bellamy







## Neues vom Bücherfisch

Von

Paul von Szepanski.

Wenn es überhaupt nötig gewesen wäre, die von der Osterhazy-Presse in die Welt gesetzte Behauptung, Zola sei durch eine Bestechung des sogenannten und kaum existierenden Dreyfus-Syndikates zu seiner Parteinahme für den Gefangenen der Teufels-Insel veranlaßt worden, zu dementieren, so hätte Emile Zola diese Verleumdung nicht schlagender zu widerlegen vermocht, als durch die Veröffentlichung seines letzten Romanes „Paris“, der jetzt auch in trefflicher deutscher Uebersetzung von A. Berger (3 Bände, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) erschienen ist. Denn man kann sich nicht von einem jüdischen Syndikat als Verteidiger anwerben lassen und gleichzeitig einen Roman veröffentlichen, der seinen Zweifel darüber läßt, daß man von dem jüdischen Einfluß auf das Volkstum seines Landes nichts wie Unheil erwartet. Wollte jemand einwerfen, Zola habe seinen Roman „Paris“ bereits beendet gehabt, als er sich für Dreyfus engagierte oder vielmehr, nach dieser Anschauung, engagieren ließ, so würde dieser Einwurf doch hinfällig sein. Denn „Paris“ wurde in dem Feuilleton einer Pariser Zeitung erst veröffentlicht, als der Zola-Prozeß längst im Gange war, und es wäre dem Verfasser ein leichtes gewesen, ihn noch während des Erscheinens so zu retouchieren, daß alles, was sich als Anschauung des Verfassers über den korrumpierenden Einfluß jüdischen Geldes giebt, sich nur noch gegen das Geld im allgemeinen gerichtet hätte. Der Roman hätte dadurch nur ein paar charakteristische Züge eingebüßt, denn in der Schilderung von Paris, die Zola entwirft, hält sich die jüdische Hochfinanz sehr im Hintergrund. Eine einzige der eingehender behandelten Figuren, die Gattin des Barons Duillard, stammt aus jüdischer Familie, und sie ist noch dazu, allerdings weniger aus Ueberzeugung als aus Liebe zu ihrem Liebhaber, einem Aristokraten des Faubourg St. Germain, zum Katholizismus übergetreten. Trotzdem sind die Seitenhiebe, mit denen Zola gerade die jüdische Hochfinanz bedenkt, so zahlreich und so scharf, daß man ihn unmöglich für einen überzeugten und noch weniger für einen gekauften Philosemiten halten kann. Die eigentliche Tendenz des Romans richtet sich freilich nicht gegen irgend welche spezifisch jüdischen Eigenschaften, noch weniger gegen das moiaische Bekenntnis — sie richtet sich gegen die Religionen über-

haupt, gegen alle Religionen, in erster Linie gegen den Katholizismus. Konnte man nach Zolas „Rom“ noch der Ansicht sein, der Verfasser bekämpfe den Katholizismus nur so weit, wie er sich im Lauf zweier Jahrtausende seiner Ansicht nach von der reinen Lehre Christi entfernt hat, so läßt Zola in diesem letzten, die Serie „Lourdes — Rom — Paris“ beschließenden Roman gar keinen Zweifel darüber, daß er dem absoluten Materialismus verfallen ist und jede Religion nur für ein Mittel hält, den Fortschritt der Menschheit zu hindern. Einiges von der Sittenlehre Christi — meint er gnädig — könne man vielleicht in die Religionslosigkeit der Zukunft hinübernehmen; im übrigen — reinen Tisch mit allem, was die Menschheit an ein Jenseits glauben machen will. Unwillkürlich wird man an den Vers erinnern, der vor Jahren kurze Zeit über dem Begräbnisplatz einer religiösen Vereinigung in Berlin prangte:

„Macht hier das Leben gut und schön,  
Kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn.“

Man kann sicher auch mit dieser Uebersetzung Idealist sein und sich einen Himmel schon auf Erden träumen, wenn man sich einbildet, das Gute in der Menschheit müßte plötzlich ohne weiteres über das Schlechte in ihr triumphieren. Aber ein solcher Träumer ist Zola nicht. Er sagt sich, wenn das Gute triumphieren soll, so kann das nicht von selbst kommen, es muß der Menschheit, die nun schon viele tausend Jahre eine sehr charakteristische Mischung von gut und schlecht gezeigt hat, etwas zu Hilfe kommen, was ihre schlechten Eigenschaften verschwinden und ihre guten sich entwickeln macht. Und da jemand, der an nichts glaubt, immer noch an etwas glaubt, so glaubt Zola an zwei sehr schätzenswerte Dinge — an die Fortschritte der Wissenschaft und an den Segen der Arbeit. Da er in einem Jahrhundert lebt, das in zahllosen Erfindungen so viel Fortschritte der Wissenschaft aufweist wie kein andres, dessen Kulturgeschichte genügend bekannt ist, um einen Vergleich möglich zu machen, und da Zola selbst zu den Menschen gehört, denen die Arbeit lebenslang ein Bedürfnis gewesen ist, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß er sich den Glauben an diese beiden erhalten hat. Aber das Arkanaum, das er Arbeit und Wissenschaft zusammen hervorbringen läßt, um die Menschheit umzuwandeln und sie



gesund, gut und glücklich von Jugend auf zu machen, das ist leider, an dem gemessen, was Zola von ihm erwartet, nur ein lächerliches Spielzeug, ein so lächerliches, daß der Leser, der den Roman mit vielfach brennendem Interesse gelesen hat, sich bei diesem Schlußfeuerwerk unwillkürlich fragt, ob denn der Verfasser wirklich habe glauben können, daß man ihn hier noch ernst nehmen werde. Dieses Arkanum ist nämlich „der kleine Motor“ — der kleine Motor am Zweirad, die Ueberwindung der technischen Schwierigkeit, die sich bisher noch dem Problem entgegen gestellt hat, die Zweiräder mit einer genügend leichten und genügend kräftigen Triebkraft, die das Treten des Pedals ersetzt, auszustatten. Wenn man nicht bereits wüßte, daß Zola ein passionierter Radler ist, würde man's aus diesem Schluß seines Romans „Paris“ mit untrüglicher Sicherheit entnehmen können. Zola verdankt, wie viele Menschen, dem Radeln besseren Schlaf, besseren Appetit, ein gesteigertes Arbeiten aller Lebenskräfte — infolgedessen ein Wohl befinden und eine Freude am Dasein, die ihm fremd waren, bevor er sich mit dem Stahlrohr anfreundete. Allen Leuten, die an eine sitzende Lebensweise gewöhnt und viel Zimmerluft zu atmen genötigt sind, geht es so, daß sie ein neues Leben zu leben meinen, wenn sie sich täglich auf dem Fahrrad ordentlich durcharbeiten. Sie werden gewiß auch besser davon, scheinbar wenigstens, weil ihre nervöse Reizbarkeit abnimmt. Aber zu dem allen ist das Rad nicht absolut notwendig: eine Stunde Holzhacken thut ganz dieselben Dienste. Der Unterschied ist nur der, daß das Radeln gleichzeitig ein Vergnügen ist, das Holzhacken nur eine Arbeit. Aber Menschen mit guten und bösen Eigenschaften wie andre bleiben Holzacker und Radler deshalb doch! Und nun vollends, wenn erst Zolas „kleiner Motor“ erfunden sein wird! Er wäre ein Unglück, dieser kleine Motor! Die Radler würden sich faul auf das Rad setzen, faul durch die Welt fliegen und faul und mit tragem Blut wieder zu Hause ankommen. Sie würden nichts von jener köstlichen Anstrengung empfinden, mit der man jetzt die Kilometer frist, nichts von jener köstlichen Müdigkeit, mit der man jetzt nach einer längeren Tour wieder zu Hause anlangt, nichts von jenem kräftigen Pulsieren des Blutes, bei dem man sich heute vorkommt, als wäre man plötzlich eine Riese geworden, nichts von jenem köstlichen Hunger und Durst nach den einfachsten und besten Nahrungsmitteln, nach Brot und Milch. Der „kleine Motor“ würde auch das Beste vernichten, was sich im Gefolge des Radelns einstellt — die Abneigung gegen alle alkoholischen Getränke, und die Radler würden wieder zur Erwärmung trinken wie die Fuhrleute, während sie jetzt nur gegen den Durst und zur Abkühlung trinken, wozu sie den Alkohol nicht brauchen können. Aber Zola glaubt von der Erfindung dieses „kleinen Motors“ eine neue Epoche der Weltgeschichte datieren zu können. Daß er's ernstlich glaubt, werden ihm die wenigsten Leser glauben. Wahrscheinlich ist es ihm auch nur darum zu thun gewesen, seine zwei Götter, Wissenschaft und Arbeit, am Schluß des Bandes eine That thun zu lassen, um ihre gar nicht abzuleugnende Wirksamkeit im Dienste des Fortschrittes so recht ad oculos zu demonstrieren. Realist, der er ist, verfiel er auf den kleinen Motor, dessen Erfindung in der Luft liegt — eigentlich ist er schon erfunden, nur daß die mit ihm ausgestatteten Räder so schwerfällig sind, daß kein Mensch mit gesunden Beinen sie dem Retrad vorziehen wird. Aber der Gedanke war sehr unglücklich, weil dieser kleine Motor alle gesundheits- und also glückfördernden Eigenschaften des Fahrrades wieder aufheben wird. — Natürlich glaubt Zola an seine neue religionslose Religion; aber den Beweis für die von ihm geweissagte goldene Zukunft bleibt er selbst in seinem Roman schuldig. Mehr noch, er liefert in seinem Roman sogar den Gegenbeweis. Denn wohl wird der Abbé Fro-

ment ein Glücklicher, als er den Priesterrock auszieht, ein Arbeiter im Dienste seines Bruders wird, in seinen Mußestunden mit der Braut seines Bruders radelt und von aller Religion nichts mehr wissen will. Er ist wieder mit Appetit, fühlt sich von seinen religiösen Skrupeln mehr beunruhigt, heiratet die Braut seines Bruders, in die er sich verliebt und die seine Liebe erwidert, und allem Anschein nach wird er der Vater einer zahlreichen Familie werden. Aber das Glück, das er sich gewinnt, ist doch eigentlich das Glück seines Bruders, und er erkaufte es nur durch den Verzicht des Bruders, dem dieser Verzicht nicht leicht wird. Und mit einem solchen Verzicht sollte ein Roman nicht schließen, der von einer goldenen Zukunft predigt, in der kein Mensch mehr genötigt sein wird, auf irgend etwas zu verzichten, und der es der christlichen Lehre zum schlimmsten Vorwurf macht, daß sie die Menschen für alle Verzichte, die das Diesseits fordert, auf das Jenenseits vertröstet. Der reine Materialismus ist ja zweifellos eine sehr bequeme Anschauung, aber Hungerige macht sie nicht satt, und Traurige tröstet sie nicht. Uebrigens glaube ich nicht, daß Zolas Romane deshalb gelesen werden, weil die Weltanschauung des Verfassers die Leute interessiert, sondern weil er als Sittenschilderer seinesgleichen nicht hat. Als solcher zeigt er sich auch in seinem neuesten Roman „Paris“, trotzdem er sich hier auf einem schon so viel von ihm beackerten Boden bewegt, daß er eigentlich nicht viel Neues zu sagen hat. Nur scheint mir Zola in seiner Schilderung von Paris noch einseitiger geworden zu sein als früher, und jedenfalls einseitiger, als es eine objektive Behandlung des Stoffes zugelassen hätte. Daß die Franzosen diesen Roman weniger kaufen als frühere Romane, und daß er mehr im Ausland gelesen wird als frühere, erklärt sich aus dem Roman selbst; Zolas Stellungnahme in der Dreyfusaffaire wird damit nicht viel zu thun haben. Sehr erhehend kann es auf einen Franzosen nicht wirken, wenn er diese Schilderung von Paris liest, aus der man entnehmen könnte, daß Paris, im Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang vom Montmartre aus gesehen, einem den Eindruck einer ganz hübschen Stadt vorkäufte. Aber wehe dem, der herniedersteigt! Am wunderbarlichsten verhält sich Zola der französischen Kunst gegenüber, an der er gar nicht vorbei konnte, wenn er Paris schildern wollte. Der chat noir und eine jener Damen, die auch Theater spielen, — das ist alles, was Zola von Pariser Kunst kennt oder von ihr schildert. Die letztere hat natürlich gar nichts mit Kunst zu thun, sie dient Zola nur dazu, um das Regierungssystem zu persiflieren, und diese Persiflage, so treffend sie sein mag, wird den meisten Franzosen auch nicht angenehme Lektüre sein. Es ließe sich sonst wenigstens nicht recht erklären, daß es immer noch Republikaner in Frankreich giebt. Und wenn die Franzosen nicht viel Verständnis für Zolas sentimentale Anarchistenwänsche haben, die er in seinem „Paris“ vornimmt, so ist das auch begreiflich.

„Geschichten eines Verstorbenen“ (Stuttgart, Verlag von Adolf Bong & Comp.) nennt Carl Weitbrecht drei Novellen, von denen er im Vorwort sagt, daß er sie nicht selbst erdacht, sondern sie einem verstorbenen Freunde nacherzähle. Und Weitbrecht meint, leider hätte dieser Freund, der ein ausgezeichnete Erzähler gewesen, diese Geschichten nicht selbst geschrieben. Wer weiß, ob das „leider“ berechtigt ist. Ich habe wenigstens mehrfach die Erfahrung gemacht, daß die besten Erzähler total versagen, sobald sie ihre Erzählungen mit der Feder festzuhalten versuchen. Man kann da die merkwürdigsten Dinge erleben. Einen der gemüthlichsten Abende, deren ich mich erinnere, verdanke ich einem Freunde, den ich jahrelang nicht gesehen, der während dieser Jahre ein ziemlich unstetes Dasein geführt und viel zu erzählen hatte, als wir uns wieder-



jaßen. Lauter Thatsachen, so daß er seine Phantasie gar nicht anzustrengen brauchte. Und weil er das so schlicht und ohne alle Zuthaten und trotzdem so unerhört anschaulich und wirkungsvoll erzählte, war ich trotz einiger abschreckender Erfahrungen leichtsinnig und sagte ihm: „Wenn Sie mir das alles so niederschreiben, wie Sie's heute erzählt haben, garantiere ich Ihnen ein anständiges Honorar und einen litterarischen Erfolg.“ Er war sehr froh darüber und machte sich an die Arbeit. Als er mir dann sein Manuskript brachte, war ich, nachdem ich nur wenige Seiten gelesen, in der größten Verlegenheit. Denn mir war unbedingt klar, daß das, was da sauber geschrieben stand, keinen Menschen interessieren würde, trotzdem es beinahe oder vielleicht ganz dasselbe war, was der Verfasser an jenem Abend erzählt hatte. Nur die Lichter fehlten, die Stimme, Mienenpiel und Gesten eines guten Erzählers der Erzählung aufjehen, ohne daß er selbst davon weiß, und ohne diese Lichter ist alles Erzählte nur trockener Stoff. Wahrscheinlich war's gut, daß der Verstorbene „alles Schreiben haßte wie die Sünde und das Schreiben von Geschichten als eine der sieben Todsünden unsers Jahrhunderts.“ Er war der unumstößlichen Ueberzeugung, eine rechte Geschichte könne nur mündlich erzählt werden — jowie sie geschrieben oder gedruckt sei, sei sie verunstaltet.“ Ein so radikaler Verächter der erzählenden Litteratur hätte wahrscheinlich auch über die Weitbrechtischen Nacherzählungen seiner eignen Erzählungen die Nase gerümpft, trotzdem er in dem Verfasser doch etwas wie einen berufenen Erben gesehen haben muß. Weitbrecht erzählt von dem originellen alten Herrn: „Einmal in einer schwachen Stunde hat er mir die Erlaubnis gegeben, wenn er einst tot sei, einige seiner Geschichten aufzuschreiben — vorher nicht. Ich könnte es ja doch nicht, fügte er bei. Als es aber wirklich mit ihm zum Sterben ging, stand ich an seinem Bette und nahm gerührt Abschied von ihm. Ans Aufschreiben seiner Geschichten dachte ich in diesem Augenblick nicht. Er aber, der immer auch im geringsten Wort zu halten gewohnt war, erinnerte mich selbst daran, indem er sagte: „So, ja — gelt, jetzt muß ich sterben, und dann schreibst du meine Geschichten auf, du Seeräuber!“ und damit drückte er mir noch einmal die Hand, legte sich auf die andre Seite und starb.“ Man sieht, daß der alte Herr ein Original war, und originell sind auch seine Erzählungen — von denen ich allerdings überzeugt bin, daß sie in der Form, in der sie hier vorliegen, mehr das Eigentum Carl Weitbrechts als das des Verstorbenen sind. Denn Weitbrecht hat ihnen das gegeben, wovon der Verstorbene meinte, daß es jede Erzählung durchs Niederschreiben- oder gar Gedrucktwerden verlieren müsse — das unmittelbar Wirkende. Nur der zweiten Erzählung „Eine Hübneraugenoperation“ fehlt meiner Meinung nach der Dialekt, den der Verstorbene hier ganz sicher zur Steigerung der Wirkung angewandt hat. Das könnte eine echte schwäbische Humoreske sein, mit der jeder Vorleser, der den Dialekt beherrscht, seines Erfolges unbedingt sicher wäre. Tiefere Fragen als die Rivalität zwischen Wein und Bier behandelt die erste Novelle „Der Dieb“ und die dritte „Der zerrissene Kirchenrod“. In beiden kommt die feine satirische Ader, die Carl Weitbrecht ganz eigentümlich ist, stark zum Durchbruch, besonders in der letzten, in der ein junger protestantischer Geistlicher sein Amt niederlegt, weil seine Ueberzeugungen sich nicht mehr mit denen der schwäbischen Orthodoxie — es soll auch in Schwaben eine solche geben — in Einklang bringen lassen. Aber sehr im Widerspruch zu dieser feinen satirischen Ader hat der Druckfehlerteufel einem wichtigen Satz in dieser Novelle durch Aenderung eines Buchstabens einen ganz andern Sinn untergeschoben. Es heißt da nämlich von dem jungen Pfarrer, der am Scheidewege steht: „Was hatte er eigentlich mit dem ganzen Verstellungskreise noch gemein, aus

dem heraus der Herr Prälat ihm so väterlich wohlwollend zusprechen durfte?“ Da hat Carl Weitbrecht natürlich nicht „Verstellungskreis“ geschrieben, sondern „Vorstellungskreis“. Freilich wird sich durch diese Erklärung mancher Prälat die Ueberzeugung nicht nehmen lassen, es habe in dieser Novelle nicht nur der Druckfehlerteufel sein Spiel getrieben.

Unter dem Titel „Mütter. Drei tragische Novellen“ veröffentlichte Dora Dunder drei Erzählungen (Berlin, F. Fontane & Comp.), die allerdings den Begriff des Tragischen nicht ganz decken. Zwei Leichen in der ersten, drei in der zweiten und eine in der dritten Novelle, viere davon eines ganz und eine eines beinahe unnatürlichen Todes gestorben, bedingen noch nicht das Tragische, und mütterliches Empfinden ist nur das Motiv der ersten Novelle, die, wie die andern auch, indessen mehr den Charakter eines Sensationsstückes als den einer Novelle trägt. Notwendig sind die vielen Leichen nicht, noch weniger sind sie wahrscheinlich. Wenn es möglich sein kann, daß eine Mutter aus Liebe zu ihrem toten Sohne den Nachfolger desselben, das heißt den zweiten Gatten ihrer verwitweten Schwiegertochter, zu töten beschließt, so ist es doch nicht sehr wahrscheinlich, daß sie diesen Beschluß ausführen wird, nachdem sie erfahren hat, daß nicht nur der Verhaßte, sondern auch die Schwiegertochter, die Mutter ihres Enkels, gegen die sie gar nichts Besonderes hat, mit ihm umkommen muß. In der zweiten Novelle „Sturm“ ist zum Schluß der Weg zum Standesamt nicht weiter als der Weg ins Wasser; er und sie wählen den letzteren — was kann der Leser dabei thun? Am unwahrscheinlichsten ist die letzte Erzählung „Für ihr Kind“, und trotzdem erscheint mir diese als die beste. Denn hier sind die Unwahrscheinlichkeiten nur äußerliche, während die psychologischen Vorgänge nichts Rätselhaftes oder zum Widerspruch Reizendes an sich haben. Die Gattin eines verkrachten Offiziers macht in dieser Erzählung von ihrer Gewandtheit mit der Feuerwaffe als Kunstschützin Gebrauch, um ihr Kind, ihren Mann, sich selbst vor dem vollständigen Untergang zu schützen. Psychologisch gar nicht unmöglich und sicher ein sogenannter interessanter Fall. Nur so, wie ihn Dora Dunder erzählt, ist er nicht möglich. So ohne weiteres, von heute auf morgen, kann der beste Schütze nicht als Kunstschütze auf der Spezialitätenbühne auftreten; ebensowenig wie ein guter Turner von heute auf morgen seine Turnerei zu einer Kunst, mit der man Geld verdient, machen kann. Das erfordert Vorbereitung, die Uebung des verblüffenden Tricks. Und ebensowenig ist es denkbar, daß eine Dame wochenlang allabendlich in Berlin in einem Lokal wie etwa der Wintergarten als gefeierte Kunstschützin auftritt, und daß ihr Gatte, ein ehemaliger Berliner Gardeoffizier, mit dem sie zusammen lebt, nichts davon erfährt. Der Theatername deckt eine solche Dame nicht, von den Lieutenants in Zivil, die ein solches Lokal jeden Abend unter seinen Besuchern zählt, würde sie sicher erkannt werden, und ihr Geheimnis bliebe nicht vierundzwanzig Stunden gewahrt. Damit siele dann auch der „tragische“ Schluß: Die Baronin von Werbitz erschießt ihren Mann, der ihr plötzlich auf der Bühne entgegentritt, um sie an der Ausübung ihres nach seiner Meinung schimpflichen Berufes zu hindern. Ob mit Absicht, ob aus Versehen, das läßt Dora Dunder zweifelhaft. Sehr spakhast ist es, wie sich Dora Dunder den Beginn der Laufbahn eines Herrenreiters denkt. Als Herrenreiter hat sich nämlich Herr von Werbitz ruiniert, und die Sache begann so. Eines Tages war er, wie schon häufig, als harmloser Zuschauer zum Rennen gefahren. „Einer der berühmtesten Sportsleute, der Reiter der Flosshilde, war plötzlich krank geworden. Der ganze Rennplatz war in größter Aufregung. Wer sollte das Tier steuern, auf das die höchsten Wetten ge-



macht worden waren? Das Komitee, dem auch ein früherer Regimentskommandeur Kurt angehörte, hatte sich zu einer geheimen Beratung zurückgezogen. Plötzlich wurde Kurt in die Beratung entboten. Seinem früheren Kommandeur war es eingefallen, daß Kurt sich bei den harmlosen Regimentsjagdbrennen stets als vorzüglicher Reiter hervorgethan hatte. Da fast alle übrigen guten Reiter irgendwie an der Flosshilde interessiert waren, fiel die Wahl auf ihn, man trug ihm an, die Flosshilde zu steuern, und er sagte nicht nein. Dieser erste Versuch nahm einen glänzenden Verlauf. Kurt gewann mit der Flosshilde den ersten Preis, und der erkrankte Besitzer beteiligte im Uebermaß seiner Freude Kurt in glänzendster Weise an seinem reichen Gewinn.“ Worauf sich Kurt natürlich die Sache leichter dachte, als sie in Wirklichkeit ist, sich gänzlich auf den Pferdesport legte und elend dabei verfrachtete. — Es ist ja ganz und gar nicht notwendig, daß eine Schriftstellerin die Vorgänge auf dem Rennplatz in ihrem Zusammenhange versteht. Wenn sie aber davon erzählt, darf sie nicht so schrecklichen Unsinn zusammenschreiben, wie ihn in diesen paar Zeilen Dora Duncker zusammengeschrieben hat. Ein Sportsroman aus dieser Feder müßte ein wahres Vergnügen sein.

Noch verschwenderischer als Dora Duncker opfert Hedwig Abt ihrer Muse Menschenleben. Ich habe nicht gezählt, wie viel Tote in ihrer Erzählung „Ein Weib aus dem Volke“ (Altenburg, Stephan Geibel) auf dem Plage bleiben, aber es ist eine volle Sektion mindestens. Mit Ausnahme der Heldin und zweier während der Erzählung geborener Kinder sterben sie alle. Hedwig Abt hat einen starken Frauencharakter in ihrem „Weib aus dem Volke“ zeichnen wollen, der sich durch alle leiblichen und seelischen Nöte tapfer durchkämpft. Da hat sie denn besonders die leiblichen Nöte nicht stark genug betonen zu können geglaubt, um der Wirkung sicher zu sein. Die Heldin wächet in schrecklicher Armut in einem Walddorfe auf. Aber das Mitleid des Lesers mit dieser Armut schwindet, wenn er hört, auf welche einfache Weise ihr abgeholfen werden kann. Trine hört nämlich, daß man in der Stadt für Erdbeeren, Eier, Milch und andre Erzeugnisse des Walddorfes höhere Preise zahlt als im Walddorf selbst. Da kauft sie auf dem Lande billig ein, trägt ihre Vorräte nach der Stadt, setzt sie dort zu guten Preisen ab, und die Summe dieser Differenz macht im Lauf der Jahre einen leidlichen Wohlstand für sie aus. Da Trine die einzige Person des Walddorfes ist, die auf diese Idee kommt, auch niemand die Courage hat, ihr die Sache nachzumachen, so ist sie innerhalb dieses Walddorfes zweifellos eine sich durch hohe Intelligenz auszeichnende Persönlichkeit. Aber das Walddorf selbst ist ganz erstaunlich zurückgeblieben, findet der Leser. Und doch auch wieder nicht, denn während die Trine mit einem ganz einfachen Mittel, das nur in einem von der Kultur ganz unbelehten Winkel noch erst erfunden werden kann, sich ein Vermögen verschafft, bringt der Konrad das seine auf eine Weise durch, die doch stark darauf schließen läßt, daß das Walddorf nicht gar zu weit von den Zentren der Kultur entfernt liegt — indem er achtzehn Seidel manchen Abend im Dorfwirtshaus trinkt und vier bis fünf Thaler verfrachtet. Dann bricht er sich am Abend, bevor ihm der Hof versteigert werden soll, auf dem Heimwege den Hals. Trine aber, die mal vor langen Jahren seine Braut war, nimmt seine todtkranke Witwe und seine hinterlassenen Kinder zu sich auf ihren Hof, den sie sich mit ihrem Eierhandel hübsch aufgebaut hat. Trines Charakterkopf bekommt wieder einen lebenswürdigen Zug, als sie nicht mehr einsam sein muß, sondern den Schatz von Liebe, den sie viele Jahre in ihrem Herzen ängstlich verschlossen gehalten hat, nun über den kleinen Franz ausschütten kann, den Sohn ihres ungetreuen Schatzes. Wenn

Trines Intelligenz nicht übermäßig imponiert hat, dem werden vielleicht ihr Edelmut, ihre Jugend und ihre andern guten Eigenschaften mehr imponieren. Mir hätte sie besser gefallen, wenn sie sich, nachdem sie ihrem ersten Schatz den Laufpaß gab, einen zweiten genommen und den geheiratet hätte — wahrscheinlich hätte ich dann Trine, das Weib aus dem Volke, lebendiger vor mir gesehen.

Eine ungewöhnlich interessante Physiognomie ist den unter dem Gesamttitel „Dissonanzen“ vereinigten Novellen von George Egerton (Berlin, S. Fischer) eigen. Eine Physiognomie, in der sich vielerlei und auch manches, was nicht ganz zu einander passen will, durcheinandermischt — eine ganz scharfe Charakterzeichnung realistisch gefeinerer Alltagsstypen und wieder Figuren, die in ein ganz romantisch anmutendes Milieu gestellt sind; ein Hineingreifen in die frasseste Wirklichkeit und ein Vergnügen am Fabulieren; schlechte Frauen, die nur schlecht geworden sind durch die Schlechtigkeit der Männer, und die Frauen im allgemeinen die Männer geistig so weit überragend, daß der Leser sich unwillkürlich fragt, wie es dem möglich sein kann, daß ein nach Ansicht der Verfasserin so viel tiefer stehendes Geschlecht wie das männliche einen so starken Einfluß auf das weibliche ausüben kann. Eine Verfasserin ist George Egerton zweifellos. Dazu eine, die unter den radikalsten Kämpferinnen der Frauenbewegung steht. Aber eine der klügsten und geistvollsten Kämpferinnen nicht nur, sondern auch eine der tapfersten — sie sieht furchtlos dem Leben ins Auge. Selbst wo sie aus einem nichts beschönigenden Realismus in eine idealistische Schönmalerei zu fallen scheint, wie in der letzten Novelle „Wiedergeburt“, da bleibt sie doch in den Grenzen, die eine starke Individualität sich weiter steckt, als es dem großen Durchschnitt niemals möglich sein wird. Das allerdings scheint mir kaum denkbar, daß Mann und Frau im Augenblick, da sie sich ihre Liebe gestehen, gleichzeitig die Möglichkeit erwägen, daß diese Liebe einmal auslöschten könne, daß er fragt: „Und wenn meine Phantasie hin und her wogt, wenn ich andre Augen, andre Lippen suchte —“ und sie antwortet: „Dann sollst du frei sein und gehen dürfen, wohin du willst!“ — Sind sie beide so klug, daß sie der Ewigkeit ihrer Liebe nicht trauen, dann werden sie auch so klug sein, ihrem Mißtrauen keinen Ausdruck zu geben. Lieben sie sich aber wirklich, so werden sie auch an die Ewigkeit ihrer Liebe glauben. Gleichzeitig von Liebe und vom möglichen Ende seiner Liebe hat noch niemals ein Mann gesprochen, und niemals würde eine Frau, die wirklich liebt, dieses Nebeneinander ertragen.

Die im Verlag von Edmund Schmerjahr Nachfolger, Lübeck, erschienenen „Erinnerungen einer alten Schleswig-Holsteinerin“ können nur einem kleineren Kreise Interesse abnötigen. Zwar besand sich das elterliche Pfarrhaus, dem die Verfasserin entstammt, im Mittelpunkt der Ereignisse, die das Jahr 1848 zu einem für lange entscheidenden für die Elbherzogtümer machten, und der Pfarrer selbst scheint eine hervorragende Rolle auf deutscher Seite gespielt zu haben. Aber der Verfasserin ist nicht genügend die Gabe anschaulicher Darstellung gegeben; sie erzählt Thatsachen und nennt Menschen, aber sie schildert weder die einen noch die andern. Das kann nur jemand interessieren, der aus eignen Erinnerungen das Fehlende zu ergänzen vermag.

Eine „Geschichte des japanischen Farbenholzschchnittes“ von W. v. Seydlitz erschien im Verlag von Gerhard Köhmann, Dresden. Ein stattlicher Band mit 95 Abbildungen, die ganz gewiß mit unfaßlicher Kenntnis und mit bestem Geschmack ausgewählt sind. Aber dennoch wirken sie nur halb; mir scheint, daß eine Reproduktion in Farben gerade hier unerläßlich war. Denn alle japanische Kunst ist mit ganz wenigen Ausnahmen



nur eine dekorative, und bei den allermeisten japanischen Bildern liegt der dekorative Reiz viel mehr noch in der Farbe als in der Zeichnung. Das heißt, das ist meine ganz beiseidene persönliche Ansicht; daß ich eigentlich gar kein Recht habe, sie auszusprechen, hat mich gerade dieses Prachtwerk gelehrt. Ich habe mir die redlichste Mühe gegeben, mir mit Hilfe des durchaus klaren Seydlitzischen Textes und an der Hand der 95 Abbildungen von den verschiedenen Kunstepochen und ihren besonderen Merkmalen und Unterschieden eine Vorstellung zu machen — es ist mir nicht gelungen. Für mein Auge und für meine künstlerische Empfindung sind alle diese Bilder doch nur amüsant, sehr wenige haben den Reiz einer ausgesprochenen Naturstimmung, und ein paar andre sind — an der Mehrzahl gemessen — von einer merkwürdig realistischen Auffassung, die auf eine künstlerische Individualität hindeutet. Es mag dazu beitragen, daß ich mich vergebens bemüht habe, mir die Namen der japanischen Künstler geläufig zu machen; sie gehen mir wie Kraut und Rüben durcheinander. W. von Seydlitz muß ein für japanische Kunst ganz besonders geschärftes Auge haben. So kann er — ich greife ziemlich willkürlich heraus — bei einem Künstler Kiyónaga fragen: „Welches sind nun die Neuerungen, die er einführt und denen die japanische Kunst einen Fortschritt über die bisherigen Leistungen hinaus und bis zu ihrem Gipfelpunkte verdankte?“ und darauf ernsthaft antworten: „Zunächst die volle Befreiung von jedem Konventionalismus. Von der willkürlichen Behandlung, die die Primitiven dem menschlichen Körper hatten angedeihen lassen, war bis zu ihm immer noch ein kleiner Rest übrig geblieben; bald wurden einer

stärkeren dekorativen Wirkung zu liebe oder zur Erzielung größerer Anmut Hände und Füße zu klein gebildet, bald der Körper zu schlank und zu geschmeidig, bald die inneren Gesichtsteile zu zierlich. Dem stellte nun Kiyónaga normale, mit hoch entwickeltem Schönheitsfönn ausgewählte Körperverhältnisse gegenüber; seine Figuren sind, wenigstens während der Zeit seiner Vollkraft — denn später neigte auch er, dem Zuge der Zeit folgend, wieder zu übertriebenen Verhältnissen — durchaus ebenmäßig, von gesunder Fülle und fest in ihrem Auftreten. Mit einer natürlichen, ruhigen Anmut und Würde bewegen sie sich, so daß man sie nicht mit Unrecht den edeln Charakteren der höchstentwickelten griechischen Kunst hat vergleichen können. Alles Manierierte ist aus ihnen geschwunden“ und so weiter. Unter den 95 Abbildungen sind mehrere Bilder Kiyónagas wiedergegeben; ich setze voraus, daß einige von ihnen wenigstens aus der Zeit seiner Vollkraft stammen. Man sehe sie sich auf die dem Künstler erteilten Lobspüche hin an und vergleiche sie mit den Werken anderer japanischer Maler. Ich glaube nicht, daß viele einen großen Unterschied entdecken werden, oder daß viele sich durch die Figuren Kiyónagas an die edeln Charaktere der höchstentwickelten griechischen Kunst erinnert fühlen. Dazu gehört ein Liebhaberenthusiasmus. Der mag schätzen, so hoch er will, aber er thut gut, wenn er nicht vergleicht, sondern die Stücke seiner Liebhaberei hübsch unter sich mißt. Seydlitz stellt seine Japaner auch direkt neben unsre klassischen Meister; da verliert selbst der beste Wille, sich von dem Kenner japanischer Kunst über japanische Kunst belehren zu lassen, die Perspektive.







Herzogin Olga von Württemberg und ihr Verlobter, Prinz Maximilian zu Schaumburg-Lippe.

Zu Wels in Oesterreich fand am 5. Mai die Verlobung der Herzogin Olga von Württemberg mit dem Prinzen Maximilian zu Schaumburg-Lippe statt. Die Braut, am

Anhalt, also ein Bruder der Königin Charlotte von Württemberg. In der Armee bekleidet der Prinz den Rang eines Premierlieutenants im Manenregiment König Wil-



Phot. G. Brandtseph, Stuttgart.



Phot. Etober & Co., Stuttgart.

1. März 1876 zu Stuttgart geboren, ist eine Tochter des 1875 verstorbenen Herzogs Eugen und seiner Gemahlin Wera, Großfürstin von Russland. Der Bräutigam, zu Ratiboritz in Böhmen am 13. März 1871 geboren, ist der dritte Sohn des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und seiner Gemahlin Bathildis, geborenen Prinzessin von

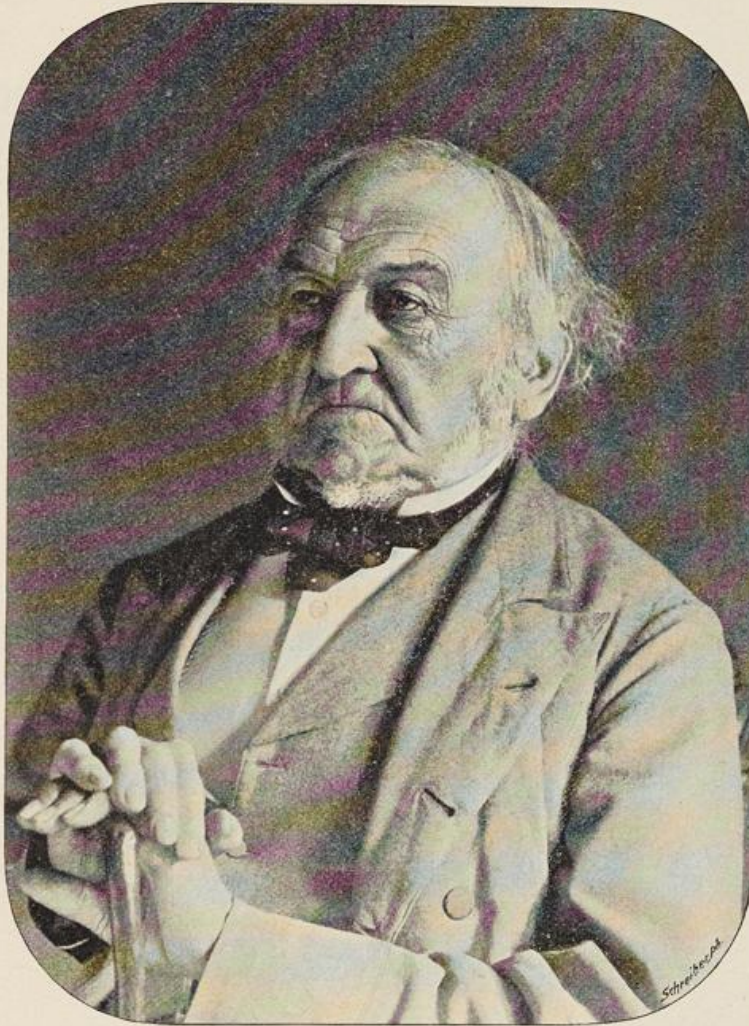
helm I., das in Ludwigsburg garnisoniert. Wie bekannt, ist die Zwillingsschwester der hohen Braut, Herzogin Elsa von Württemberg, seit dem 6. Mai 1897 mit einem älteren Bruder des Bräutigams, dem Prinzen Albrecht zu Schaumburg-Lippe, vermählt.



## William Ewart Gladstone †.

Der von seinen Landsleuten hochgefeierte britische Staatsmann, der am 19. Mai dahinschied, war am 29. Dezember 1809 als Sohn eines Großkaufmanns in Liverpool geboren. Auf dem Gymnasium in Eton vorgebildet, besuchte er die Universität Oxford und wurde

Ministeriums bei. Unter dem Kabinett Aberdeen übernahm er das Amt des Schatzkanzlers (Finanzministers) und legte gleich mit seinem ersten Budgetentwurf, 1853, hohe Ehre ein. Freilich hatte das Ministerium Aberdeen nur kurzen Bestand, aber seine weitere politische Laufbahn hob Gladstone doch zu immer höherem Einflusse. Als die Ionischen Inseln, die seit 1815 unter englischem Protektorat gestanden hatten, immer dringender die Vereinigung mit Griechen-



Phot. Elliot &amp; Fry, London.

William Ewart Gladstone.

schon mit dreißig Jahren von der Stadt Newark in das Unterhaus gewählt, wo er bald ein thätiges Mitglied der konservativen Partei wurde. Wiederholt gehörte er nun konservativen Ministerien an, wurde jedoch, da er Reformen in Staat und Kirche anstrebte, von den Hochtories mit Mißtrauen betrachtet, und als 1852 Lord Derby an die Spitze des Kabinetts trat, dessen eigentliche Seele Disraeli war, trug Gladstone nicht wenig zum Sturze dieses

land forderten, wurde er 1858 als „High-Commissioner“ dorthin geschickt. Er befürwortete warm die Erfüllung des nationalen Wunsches, die alsdann auch erfolgte. Im Jahre 1868 stürzte Gladstone das konservative Ministerium Derby-Disraeli durch seinen Antrag auf Trennung von Staat und Kirche in Irland, dem die Regierung widersprach. In der Minderheit geblieben, löste sie das Parlament auf, aber die Wahlen brachten eine starke liberale Majorität.



Gladstone trat nun an die Spitze der Regierung und begann sofort, seinen Vorschlag durchzuführen, bereitete auch gleichzeitig die ersten Reformgesetze zu Gunsten der irischen Pächter vor. In demselben Jahre brachte er das erste englische Schulgesetz ein und setzte zwei Jahre später die geheime Abstimmung bei Parlamentswahlen durch, nachdem die Beeinflussung der Wahlen durch die Landlords zum öffentlichen Skandal geworden war. In der auswärtigen Politik hat er eine für England nicht eben glückliche Hand gehabt. Zwar scheute er 1882 nicht vor dem Bombardement Alexandrias und einem Feldzuge in Aegypten zurück, vermochte aber die Wassenerfolge nicht kräftig auszubenten

### Der Durchbruch des Sarsteintunnels.

Unter den Verheerungen, welche die durch das Hochwasser des vergangenen Sommers hoch angeschwollene Traun im ganzen Salzkammergute anrichtete, gehört das Zerstoren der Bahnlinie Aussen-Obertraun, welche Strecke wohl eine der romantischsten der gesamten Alpenbahnen ist, zu den folgenschwersten, denn der ganze Touristenzug nach dem schönen Aussen wurde dadurch auf viele Monate gehemmt. Da nun aber die Bahnstrecke auch vorher schon des öfteren durch das Niedergehen mächtiger Lawinen von dem Berg-



Nach einer Momentaufnahme von Mich. Mejer in Aussen.

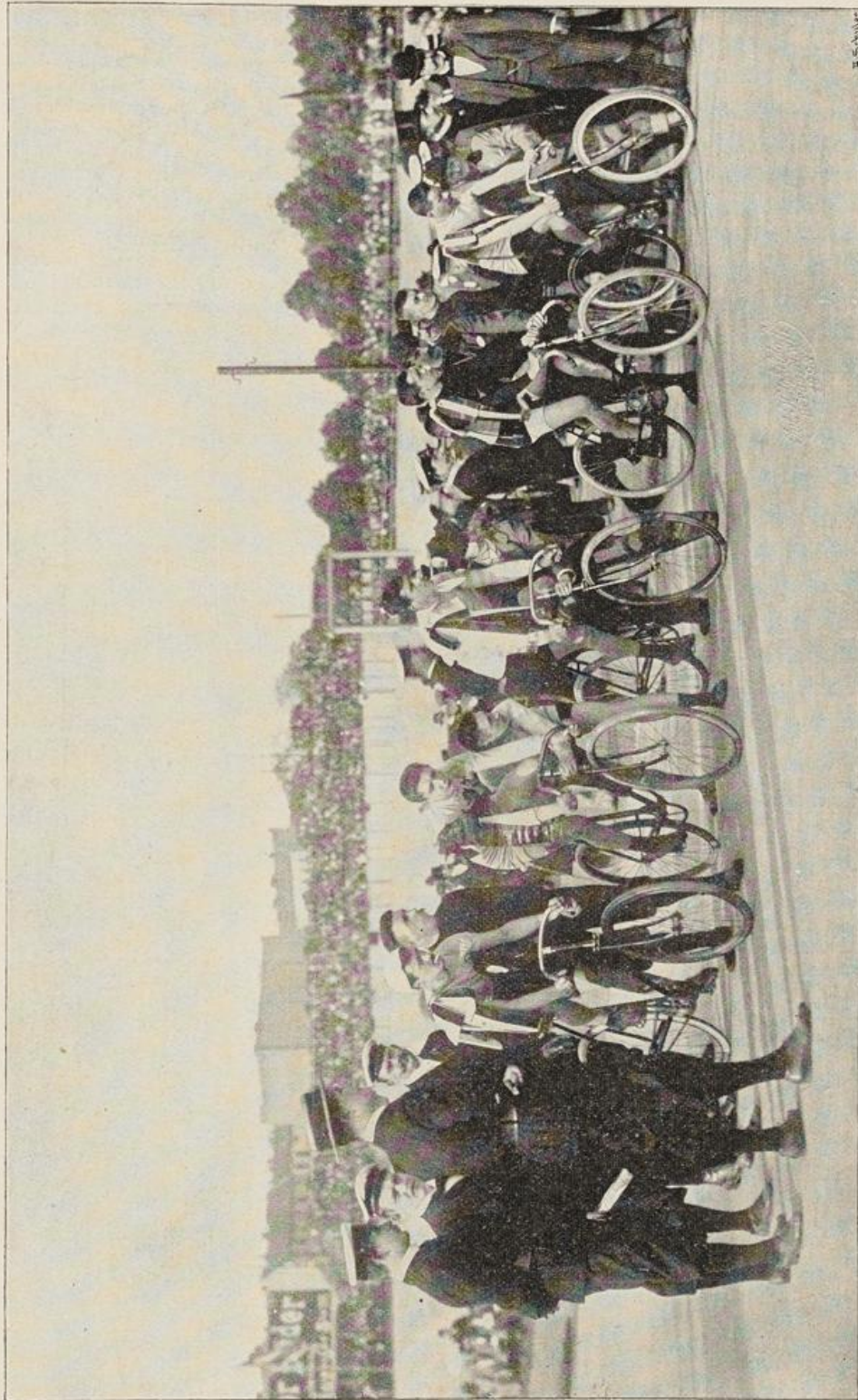
### Der Durchbruch des Sarsteintunnels.

und verfeindete sich mit allen Mächten. Wie er 1870/71 die Franzosen so weit wie möglich vor den Deutschen bevorzugte, so trat er 1884/85 auch unfreundlich gegen die deutschen Kolonialbestrebungen auf. Allein ernstlichen Schaden vermochte er den deutschen Interessen nicht zuzufügen, weil in der Person Bismarcks ihm ein Stärkerer gegenüberstand. Im Frühjahr 1894 zog sich der greise Staatsmann, von einem Augenleiden befallen, vom öffentlichen Leben zurück. Außer einer Reihe politischer Aufsätze hinterläßt er wertvolle Schriften über Erscheinungen des klassischen Altertums.

riefen Sarstein zu leiden hatte, so beschloß das österreichische Eisenbahnministerium, bei der Wiederherstellung der verheerten Strecke dieser Gefahr für alle Zeiten vorzubeugen und die Bahntrasse so hoch zu legen, daß selbst der höchste Wasserstand, die wichtigste Lawine den Bahnkörper nicht mehr erreichen kann. Das bedingte einen vollständigen Neubau der etwa vier Kilometer langen Strecke und verzögerte somit die Herstellung wesentlich.

Das Höherlegen der Trasse machte auch eine Durchbohrung des letzten Ausläufers des hohen Sarstein zur Notwendigkeit, und nicht sowohl die Länge des zu treibenden Tunnels als die bedeutende Höhe desselben über dem Fuße des Felskolosses und die außerordentliche Raschheit der Durchführung lassen diese Arbeit





W. S. SWARTZ

Obale, de St. Eubert, Woulhours, Köcher, Pfister.  
 Am Start des Rennens um das Goldene Rad von Friedenau, 22. Mai 1898. Nach einer Momentaufnahme von Herrn. Kricheldorf in Berlin. (Text siehe Seite 512.)





Nach der Szene bei Kaffeehaus in Mainz, 1. und 2. Mai 1848. In der Mitte befindet sich ein Mann, der einen Koffer trägt. Die Kaffeehausbesitzer sind im Hintergrund zu sehen.

Als eine ganz besondere Leistung der modernen Technik erdienen. Die bewährten Unterirdischen (Katakomben) und Keller wurden die Aufstellung dieser so wichtigen Stelle anzuordnen, und nachdem der Tunnel, um seine Vertheilung von beiden Seiten mittels richtiger Richtung gezeichnet wurde, bis auf einige Meter fortgeschritten eingegraben war, erging an den Eisenbahningenieur, Ritter von Bittel, die Einladung, die im Jahr begriffene Patente zu bekräftigen und den Durchbruch des Tunnels anzuordnen. Am 18. April hat der Minister in Kassel ein, beginn die neue Erde und Luft zu dem im letzten Stadium der Vervollständigung eingegrabenen Stellen des Tunnels. Auf diesem Wege ist der Tunnel schließlich, wie der Minister, nachdem er ein Jahr auf den Kaiser Franz Joseph ausgedehnt, vor dem Gangster des Tunnels des Jahres der eifrigsten Leistung befragt, um die letzte Schichtwand im Innern des Tunnels auszufüllen, was nach einer langwierigen Debatte vollständig gelang.

Die beschriebene unter und die im Jahr begriffene obere Strecke sind auf dem Wege gut vorzubereiten, ebenso im Herbst die eifrigsten Vorkommnisse. Am 1. Juni dieses Jahres soll die neue Bahn von Berlin übergeben werden: durch die Geschwindigkeit ihrer Anlage wird sie den Fremden des Aufstammens eine Karneyung bieten. *Wieder ausgedr.*

Am Start des Rennens um das Goldene Rad von Friedmann.

Das Wettszenario im Sportplatz Friedmann bei Berlin hat am 22. Mai ein lebhaftes Interesse durch den Verlauf und in seinen Reihen überwindenden Rennen um das „Goldene Rad“, eine Maschine im Wert von 500 Mark, neben welcher dem Sieger noch 1000 Mark bei

zuteilen. Der zweite erhielt, wie wir gleich weiter erzählen, 1500 Mark, der dritte 750 Mark, der vierte 500 Mark. Der Englische Club und der Französische Club haben von Anfang an in je geschickten Schrittmachern, die von mehreren der Sieg auch hier haben sicher erzielte. Dieser hat zunächst einen kleinen Vorsprung, bald aber wurde er von Oble überholt, und nun ging dieser, dem verblühten von Pechonard und Oble, in ähnlicher Weise vor, so daß sowohl dieser wie auch der St. Oble, welcher letztere bereits nach 50 Kilometern das Rennen aufgab, in kurzer



Nach der Szene bei Kaffeehaus in Mainz, 1. und 2. Mai 1848. In der Mitte befindet sich ein Mann, der einen Koffer trägt. Die Kaffeehausbesitzer sind im Hintergrund zu sehen.

Zeit mehrfach überholt waren. Nur Oble hat sich tapfer hinter den nachfolgenden Oble. Nach 75 Kilometern wurde sein Tempo allerdings merklich langsamer, so daß er nun bei der Vollendung überholt werden konnte. Am vierten hat das Hauptinteresse auf Oble, der Pechonard, bereits 800 Meter hinter sich gelassen hatte



Nach der Szene bei Kaffeehaus in Mainz, 1. und 2. Mai 1848. Nach der Vollendung des Hauptrennens hat der zweite Oble die Führung und die übrigen nachfolgenden Oble werden ebenfalls überholt.

und ein sicherer Sieger gilt. Nur 8 Kilometer waren noch zu gehen, da letzter Pechonard sich plötzlich in die Luft, doch er nicht nur über verlorenen Terrain aufholte, sondern mit unermüdlicher Schwindigkeit auch Oble überholte, wodurch dieser so überholt wurde, daß er für einen Moment rückwärts schloß und den Restlauf zu sehr schleppend verpasste. Der Sieg Pechonard's war natürlich verbunden, mit 1000 Mark Vorsprung vor Oble, die Kunden vor Oble und sieben Stunden vor Oble ging er als erster durch die Ziel. Das ganze Rennen wurde in je lebhafter Spannung gefolgt, daß sämtliche deutsche Meisterschaft von 5-6 Kilometern erzielte. Der Höchstpreis (1000 Kilometer 1 Stunde 30 Minuten 47 Sekunden) wurde allerdings nicht gefolgt, und so konnte der für diesen Fall angedachte Preis von 1000 Mark nicht erfüllt werden.



Nach der Szene bei Kaffeehaus in Mainz, 1. und 2. Mai 1848. Ein Hauptteil des Rennens auf dem Sportplatz, welches bei Kaffeehaus von Treppe beginnt.



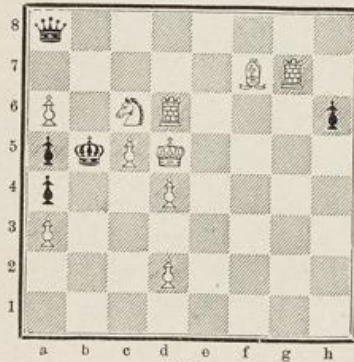
## Für müßige Stunden.

### Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir erlauben die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

#### Aufgabe XIII.

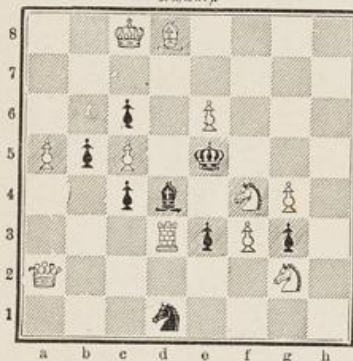
Von **E. Paht** in Kopenhagen.  
(„Nationaltidende“.)  
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

#### Aufgabe XIV.

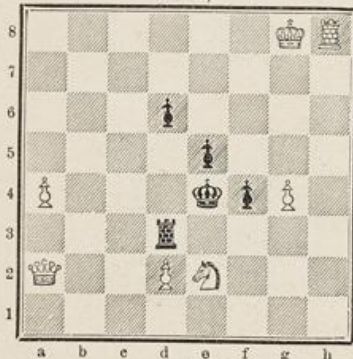
Von **Georg Friederich** in Berlin.  
(Im Problemtourier des Vemberger Schachklubs preisgekrönt.)  
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

#### Aufgabe XV.

Von **Karl Schreiner** in Krakau.  
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

#### Auflösung der Aufgabe X S. 425:

- W. 1. Se4-e3
- S. 1. Sb6-c4, d5
- W. 2. Sc3-b5†
- S. 2. Kd4-d5, e4
- W. 3. Db1-h1, f1 matt.

#### A.

- S. 1. Kd4×e3
- W. 2. Kf2-e2 und
- W. 3. Db1-d3 matt.

#### B.

- S. 1. beliebig anders
- W. 2. Db1-e4†
- S. 2. Kd4×e3
- W. 3. Ld6-b4 matt.

#### Auflösung der Aufgabe XI S. 425:

- W. 1. Tf2-f4
- S. 1. Tf6×f4
- W. 2. Lg4-e6†
- S. 2. Kd5-e4, e6
- W. 3. Se4×d2, -a5 matt.

#### A.

- S. 1. Ld2×f4, Tf6-b6
- W. 2. Lg4-f3†
- S. 2. Kd5×e4
- W. 3. b2-b3, Ld4-e3 matt.

#### B.

- S. 1. Kd5×e4
- W. 2. b2-b3†
- S. 2. Ke4-d5
- W. 3. Lg4-f3 matt.

#### C.

- S. 1. Ld2×e3
- W. 2. Se4-e3†
- S. 2. Kd5-e6
- W. 3. Lg4-f3 matt.

#### Auflösung der Aufgabe XII S. 426:

- W. 1. Dg6-e8
- S. 1. d7×e6, e6
- W. 2. De8-d8†
- S. 2. Kd6-e5, c5
- W. 3. f3-f4, b3-b4 matt.

#### A.

- S. 1. La8×e6
- W. 2. De8-b8†
- S. 2. Kd6-e7
- W. 3. Db8-f8 matt.

#### B.

- S. 1. Sf2×d3 od. and.
- W. 2. De8-e7†
- S. 2. Kd6×d5
- W. 3. De7-d7 matt.

### Musikalisches Rätsel.



DEEEGIIPRSUV

### Wechselrätsel.

Mit G in meinem Zimmer Mit S hingegen ess' ich  
Lieb ich's mit weichem Schimmer. Es gern mit Del und Essig. F. M.

### Trennungsrätsel.

Der Ehrgeiz erstreckt es an hoher Stelle,  
Das Wetter es unwiderlegbar löbt,  
Von großem Erfolg ist oft es die Quelle,  
Und immer dir sicher, wo man dich liebt.

Nun trenne das Wort und laß es dich grüßen,  
Wo's lockende Reize der Gegend gewährt,  
Die vielfach laden zu frohem Genießen,  
Doch hüt dich vor ihm, wenn der Frühling sich näh'rt.

M. Sch.

### Groß- und Kleindrätsel.

Des Landmanns Sorge bin ich, groß geschrieben,  
Des Landmanns Freude, wenn geschrieben klein;  
Groß bin ich, klein zwar, Förderer treuem Lieben,  
Auch nennt manch Hausgeräth, groß, mich sein.  
Um edle Häupter werd' ich, groß, geschlungen,  
Und, klein, ersehnt mich trüben Auges Nacht;  
Groß, hat ein Dichterkürst mich einst befangen,  
Der meines Fallens wehmüthsvoll gedacht.

### Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft II, Seite 209:

#### Des Blumenrätsels:

Gesang und Liebe im schönen Verein  
Erhalten dem Leben den Jugenddieschein.

#### Des Wechselrätsels: Kreise, Presse, Kreise.

#### Des Worträtsels: Kehraus — Kehraus.

#### Des Entzifferungsrätsels: Man zähle, von a an, stets

zwei Buchstaben weiter: a = c und so fort:

Lieber durch Leiden

Möcht' ich mich schlagen,

Als zu viel Freunden

Des Lebens ertragen.

(Goethe.)

#### Des Bilderrätsels: Bei Leichenfeierlichkeiten folgen die

meisten den Lebenden.

#### Des Silbenrätsels: Stammhalter.

### Briefmappe.

Karl G. in S. Ostpreußen. Ihrem Wunsche entsprechend, die offene Antwort: Ja, ähnliche Gedanken sind schon in besserer Fassung und gehaltvoller wiedergegeben worden. Ihre Verse sind nicht druckreif, aber für Ihren Privatgebrauch, für gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen mögen Sie frohlich weiter dichten.

L. M. in W. „Menschen“ und „Wünschen“ darf man nicht reimen.

G. M. in G. Sie sind erkannt, kleiner Schäter.

G. V. in S. U. Niagara. Schönsten Gruß und Dank! Aber von heimlichem Schnee können wir Ihnen nichts mehr senden, denn längst ist bei uns der Frühling eingezogen mit all seiner Pracht.

M. K. in H. Sie verlangen von uns Rathschläge für das Auswandern? Wir können Ihnen nur eins rathen: wandern Sie nicht aus!

K. R. in G. Das Schwert Rolands hieß Durendart.

Edelweiß in V. Aus Ihren knappen Angaben läßt sich ein richtiges Bild von der Sachlage nicht gewinnen, aber es scheint fast, als hätten Sie sich einer Veräumnis schuldig gemacht, die Ihnen unter Umständen Verdrießlichkeiten bereiten könnte. Genaue Auskunft wird Ihnen der deutsche Ministerresident in Ihrem Wohnorte erteilen.

H. v. G. in St. Durchaus glatt in der Form, aber doch nur Wiederholung oft ausgesprochener Gedanken und häufig verwendeter Bilder. So müssen wir leider verjäten.

L. in Schwerin, Mecklenburg. Besten Dank für die Mitteilung, daß das Großkreuz des Eisernen Kreuzes auch dem Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin verliehen war.

G. S. in G. Westpreußen; Ferd. P. in M. Sch. Mit Dank abgelehnt.

### Gesundheitspflege.

Hombopath in Rußland. Die Elektrohomöopathie von Graf Matheißt uns zu wenig bekannt, als daß wir darüber ein Urtheil fällen könnten.

Frau M. in S. Zur Desinfektion Ihrer Zimmer, in denen eine diphteriekrante Patientin wohnte, können wir Ihnen Ederings Desinfektions- und Luftreinigungsapparate „Dygnia“ und „Reskula“ warm empfehlen. Dieselben desinfizieren sicher bei Diphterie, Masern, Scharlach und Typhus, sind einfach zu handhaben und nicht teuer.

Dr. F.

Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Schubert** in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Alleinige Inseraten-Aannahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a.M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro dreispaltige Nonpareille-Zeile 1 M.

# EIN GROSSER TRIUMPH.

## Warners Safe Cure

erfreut sich eines Weltrenommées, als ein sicheres Mittel gegen

**Nieren- und Leber-Krankheiten,  
Gallen-Leiden, Wassersucht, Rheumatismus.**

Das einzige Mittel, welches Brightsche Krankheit heilt.

Nachstehende Anerkennungen sind ein sicherer Beweis der Zuverlässigkeit und Heilkraft von Warners Safe Cure.

Hademarschen ver Hamrau, Schlesw.-Holstein, 9. Mai 1897. — Da mir der Gebrauch von **Warners Safe Cure** sehr gute Dienste geleistet, also daß mein mehrjähriges Magen-, Leber- und Nierenleiden fast ganz verschwunden, so empfehle ich mit Freuden diese Medizin allen an genannten Krankheiten leidenden Menschen und bitte dieselben „Versucht doch dieses vielgepriesene Heilmittel in der sicheren Hoffnung, dadurch geheilt zu werden“. Schon beim Gebrauche der ersten Flasche fühlte ich heilkräftige Wirkung.  
C. F. W. David (Lehrer).

Wellesweiler, Kreis Ottweiler, 9. Sept. 1897. — Ich bin Ihnen zum Dank verpflichtet für Ihre Medizin, die mir nächst Gott geholfen hat. Ich bin wieder ziemlich gesund und kann auch wieder arbeiten. Meine Krankheit war Nierenentzündung. Arme und Beine waren mit Wasser angefüllt. Die Aerzte verordneten Baden und Schwitzen. Als ich 6 Flaschen von Ihrer Medizin genommen hatte, war das Wasser weg und bis jetzt nicht wieder gekommen. Durch den fortwährenden Gebrauch fühle ich mich wieder jeden Tag besser. Ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Dank.  
Christ. Jak. Leibenguth (Bädermeister).

Gut Chemnitz, bei Neubrandenburg i. Meckl., 30. März 1897. — Indem ich hiermit erkläre, daß **Warners Safe Cure** eine hiesige durch Magenleiden gänzlich geschwächte Arbeiterfrau wunderbar getränkt hat, bitte ich Sie, dieser Frau durch Preisermäßigung von **Warners Safe Cure** und Pillen zu ermöglichen, Trant und Pillen zu ihrer Erhaltung weiter zu gebrauchen.  
(gez.) Baronin Malkahn.

Köln a. Rh., Dombhof 14, 19. Sept. 1896. — Auch ich fühle mich verpflichtet, meinen Dank auszusprechen. Seit 1886 litt ich an Gallen- und Leberleiden und fand durch nichts Linderung meiner Leiden. Bei einem schweren Anfall meiner Leiden im Jahre 1892 wurde ich durch Herrn Lokomotivführer Schmidt in Wehlar gebeten, **Warners Safe Cure** zu gebrauchen. Nach Gebrauch von 2 Flaschen nebst Pillen bin ich so gesund und munter geworden, daß ich bis jetzt nicht mehr das geringste verspürt habe und mein gewöhnliches Körpergewicht von 80 Kilogramm auf 107 1/2 Kilogramm stieg.  
Allen meinen leidenden Mitmenschen kann ich **Warners Safe Cure** auf das Beste empfehlen.

Gustav Schade (Lokomotivführer).

**Warners Safe Cure** ist in den meisten Apotheken zu haben oder von nachstehenden Hauptdepos: Engel-Apotheke, Frankfurt a. M.; Hirsch-Apotheke, Stuttgart; Hof-Apotheke z. St. Anna, Augsburg; Engel-Apotheke, Leipzig; Weiss-Schwan-Apotheke, Spanbauersstr. 77, Berlin; in Oest.-Ung. von Salvator-Apotheke, Preßburg; in der Schweiz C. Richter, Apotheke Kreuzlingen, Ct. Thurgau.



Das beste Fahrrad!  
„Höchste“  
Auszeichnungen

Die feinste Marke!  
„Grösste“  
Verbreitung

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer  
Erste Special-Fabrik für Fahrradher. Frankfurt a. M. Reich illustr. Katalog 1899 geg. 10 Pfg. Porto-Marko.

→ Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. ←

**Künstlerfahrten.** Humoresken von Albert Roderich. Mit 51 Illustrationen von C. Hellmer. Elegant gebunden Preis M. 2. —

Ein Buch voll vridelnden, unwiderstehlich zur Heiterkeit reizenden Humors mit gleich drolligen, durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen. Jeder Leser, der das Künstlerpaar Feist und Lange auf ihren urlaunigen Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer in die heiterste Stimmung versetzt werden und die beiden Klumpen für alle Zeiten in Erinnerung behalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

# Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

• Brief- und Telegramm-Adresse, Kronenquelle Salzbrunn. •



Rechenf. Gnom mit Schaafel, 60 cm hoch, gefest mit Röhre und Verpackung u. Garantie tabelloser Katalog Nr. 17, 50. Nachnahme oder Voreinsendung.

Die Preisliste über Schmutz für  
„Garten u. Park“,  
Bereitstellungen, Gartenkäse, Gnommen, Zierfiguren, Balen u. s. w. senden wir kostenfrei an jeden, welcher sich auf dies Inserat bezieht.  
**Etruria** Kunstgewerbl. Anstalt  
Neuwedel N/M. (Preussen).

**CHOCOLADE**  
**Harwig & Vogel**  
**Dresden**  
**UND CACAO**

Zu haben in den meisten durch unsere Filiale kennzeichneten Apotheken, Conditoreien, Colonialwarenen, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.



# Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt  
Honorar nach **Eisenach** Pros. gratis  
Heilung. Garten. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige**  
Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, die mehrl.  
staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.  
**Kaiser Wilhelm II.**

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren  
Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.



**Glasen-Nachtlichte,**  
bewährt seit 1808, geruchlos; die  
beste Beleuchtung für Schlaf- u.  
Krankenzimmer. Zwölf höchste  
Auszeichnungen, u. A. 2 Ehrendiplome,  
4 silberne u. 2 goldene Medaillen  
(Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage ist erschienen:  
**Deutsches Kochbuch.**

Von  
**Margarete von Bennigsen.**

In originellem Einband mit farbiger  
Holzbrand-Imitation Preis M. 6.—

Die Verfasserin, welche auf dem  
Gebiete der nützlichsten und angenehmsten  
aller Künste, der Kochkunst, eine reiche  
Erfahrung besitzt, giebt hier in über  
1300 Kochvorschriften eine vorzügliche,  
durchprobt Anweisung zur Bereitung  
der Speisen von der einfachen, schlichten  
Hausmannskost bis hinauf zu den höch-  
sten Anforderungen der feineren Gesell-  
schaftstische. Das Buch enthält daneben  
eine große Auswahl von Vorschriften zur  
Herstellung kleinen Backwerks, die in  
jedem Haushalte willkommen sind. Dabei  
ist die norddeutsche wie süddeutsche Küche  
in gleicher Weise eingehend berücksichtigt.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

== Hochinteressante Neuigkeit! ==

# „Paris“ Roman von Emile Zola

In autorisierter, also einziger deutscher Uebersetzung.

3 Bände. Preis geheftet M. 6.—; elegant gebunden M. 8.—

Von Emile Zola sind früher in unserem Verlage erschienen:

- |                                    |  |
|------------------------------------|--|
| <b>EMILE<br/>ZOLA'S<br/>Romane</b> | <b>Das Geld.</b> 9. Auflage. 2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—                                   |
|                                    | <b>Doktor Pascal.</b> 2. Aufl. 2 Bde. Preis geheftet M. 5.—; elegant geb. M. 6.—                                       |
|                                    | <b>Lourdes.</b> 4. Auflage. 3 Bände. Preis geheftet M. 6.—; elegant gebunden M. 8.—                                    |
|                                    | <b>Rom.</b> 8. Auflage. 3 Bände. Preis geheftet M. 6.—; elegant gebunden M. 8.—  |
|                                    | <b>Der Zusammenbruch</b> (Der Krieg von 1870/71). 15. Auflage. 3 Bände. Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 8.— |

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

\* 13 mal wöchentlich erscheinend

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts und der geistigen Frische, die billigste deutsche Zeitung.

Im täglichen Feuilleton erscheinen die neuesten Romane u. Novellen hervorragender Autoren.

**Berliner Zeitung Deutschlands.**

und Handels-Zeitung in Effecten-Verkaufungsliste, „Der Mittelschriften über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“.

Man abonniert bei allen Postanstalten. Deutsches Reichs vierteljährlich: 5 M. 25 Pf. für d. II. u. III. Monat eines jeden Quartals: 3 M. 50 Pf. f. den III. Monat: 1 M. 75 Pf. Für das Ausland beträgt das Abonnement 4 M. 70 Pf. pro Monat, 14 M. pro Quartal inkl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband. Dasselbe kann jederzeit begonnen werden durch Einsendung des Abonnementsbetrages direkt an die Exped. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Probe-Nummern gratis und franco.

50 Pf. pro Seite

# Cacao van Houten

Sehr wohlschmeckend — nervenstärkend — leicht verdaulich. Billig im Verbrauch.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.